



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

REESE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Class No. 869
K95

REESE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Class No. 869
K95

Literarische

Herzenssachen.

Literarische
Herzenssachen.

~~~~~  
Reflexionen und Kritiken

von

Ferdinand Körnberger.

Motto:

*Dedi tibi jus, da mihi iudicium.*



Wien, 1877.

Verlag von P. Kosner.

Fuchslauben Nr. 22.

RESE

## V o r r e d e.

---

Ein neues Buch, — ein neuer Jahresring am schriftstellerischen Lebensbaume! Möge er weiter gedeihen!

Ich verlange nicht, daß der Baum in den Himmel wachse; meine Wünsche sind billiger und bescheidener. Es genügt mir, wenn der Baum nur sein irdisches Wachstum vollendet, indem er jene Zahl von Jahresringen erfüllt, welche, anstatt in der Möglichkeit, schon in der Wirklichkeit gegeben sind. Das thatsächlich Vorhandene bloß zu erneuern, war ja mein ganzes Programm. Mein Leser kennt dieses Programm. Es steht in der Vorrede zu dem Einbändigen Romane „Der Haustyrann“, welcher im vorigen Jahre um dieselbe Zeit und in demselben Verlag erschien. Es hat sich — schrieb ich darin — durch einen gewissen Geist des Zögerns und Zauderns so viel Buch-Material in meinem Pulte gesammelt, daß ich vor demselben fast wie vor meinem eigenen Nachlasse stehe, und mich nun ernstlich zusammennehme, mir selbst die Dienste eines Herausgebers zu leisten, ehe sich ein Fremder dazu entschließen muß. So griff ich die Herausgabe dieses Vorrathes, um nicht zu sagen, Nachlasses, an und hoffte „innerhalb fünf oder sechs Jahren damit fertig zu sein, wenn ich alljährlich Ein Buch erscheinen lasse.“

Hoffnungen, die man in sich selbst setzt, hat man auch selbst zu erfüllen die Macht und ich erfülle die meinigen, sofern mir die Parze den Faden und der Leser den Geduldfaden weiter spinnt. Nach den Siegelringen und nach dem Haus tyrann übergebe ich im dritten Jahre das dritte Buch jenen Treuen und Freundlichen, die es empfangen mögen.

Es ist eine ausgewählte Sammlung von Aufsätzen literarisch-kritischen Inhalts. Das Thema der einzelnen Stücke brachte der Tag und die Gelegenheit. Bald ist es eine Reflexion über irgend ein Interesse des Schriftthums, bald ein literarisches Charakterbild, bald eine markante, Literatur oder Kunst betreffende Tagesrichtung, bald Buchkritik im engeren Sinne. Die letztere im übertragenen Beruf einer Redaction auszuüben, entsprach nie meiner eigenthümlichen, der Freiheit und Selbstbestimmung bedürftigen Sinnesart und meine Kritiken erschienen höchstens in einem Journal, aber nicht im Engagement eines Journals. Der Leser hört stets meine eigene Stimme — sie sei wie sie sei — aber nie die Stimme einer Kritik, welche, wenn auch nur unbewußt, irgend einem journalistischen Parteistandpunkte diene und Parteieinflüsse abfärbte oder zurückspiegelte.

„Literarische Herzenssachen“ war demnach ein Titel dieses Buches, den ich weit weniger, als weiland die Titelwahl „Siegelringe“ zu erklären nöthig haben werde. Er erklärt sich von selbst. Das Herz wird immer verstanden. Und betheiltigt war es in jedem Sinne an diesen Aufgaben. Denn nicht nur ließ ich mir dieselben, wie bemerkt, nie als Amt und Pflicht übertragen, sondern stellte sie mir nach eigener freier Herzenswahl selbst; noch mehr aber als bei der Wahl der Lectüre spielte sodann bei der Kritik der Lectüre ein vielleicht allzu übervolles Herz seine starke Subjectivität aus. Aber ich brauche darüber kein Wort zu verlieren. Der Leser sieht auf den ersten Blick, wie wenig meine Kritik die Recensentensprache spricht. Auch berühre ich diesen Punkt fast einzig nur in der Absicht, um Gelegenheit zu nehmen, in einer anderen Richtung ein Wort daran zu knüpfen.

Werthe Freunde, die es mir theils literarisch theils persönlich sind, erweisen mir nicht selten die Aufmerksamkeit, mich mit ihren Novitäten zu beschenken, und ich fühle recht gut die Pflicht des Dankes, um nicht zu sagen, der bloßen Höflichkeit, das Geschenk mit einem literarisch-kritischem Lebenszeichen meinerseits zu erwidern. Ausnahmsweise geschieht es wohl auch,

aber — nur die Ausnahme ist es, die Regel ist die Unterlassung. Warum? Darauf gibt dieses Buch vielleicht nun die Antwort. Hier, wo die Reihenfolge den Eindruck verstärkt, wird man es erklärt und durch die Erklärung entschuldigt finden, daß ich bei der Methode meiner Kritik unmöglich ins Breite gehen kann. Es ist, wie man sieht, nicht die Methode des Richters, sondern des Liebhabers. Es ist die leidenschaftliche Theilnahme des Liebhabers, womit die redenden Künste auf mich wirken. Ein Buch wird mir zum Wesen, eine Angelegenheit der Schönliteratur zu einer persönlichen Angelegenheit. Mehr als eines der Bücher, welche hier kritisch besprochen sind, hat mich oft wochenlang fast in eine Art von pathologischen Zustand versetzt und meine Theilnahme an demselben arbeitete erst in rastlos gährenden Monologen, ehe mich die kritische Feder von dem drangvollen Stoffe befreite. Und Glück genug, wenn die Kritik dann Zustimmung sein konnte, denn noch ärger spielte mir in der Regel der Widerspruch mit. Es ist mir kaum möglich, eine Hervorbringung der Schönliteratur zu lesen, die mir nicht, wenn ich Verfehltes daran finde, fast unmittelbar die Lust einflößte, das Buch lieber selbst zu schreiben, als zu kritisiren, weil die

Lehre nur in der Wissenschaft, in der Kunst aber einzig das Beispiel demonstirt. Eine solche Kritik nun müßte alle Zirkel eines Schriftstellers stören. Mein Leben würde Andern, nicht mir gehören und der Kometenbahn fremder Production statt der vorgezeichneten eigenen folgen, wenn ich den Versuchungen zur Kritik nicht grundsätzlich aus dem Wege ginge. Dem Anscheine nach würden diese Versuchungen freilich nur von Fall zu Fall sich einstellen, aber nach der Maßgabe meiner Sinebung hätten die Fälle im Nu zu einer fortlaufenden Kette sich geschlossen, — zur Kette meiner Freiheit.

Kürzer darf ich mich über die Wahl meiner kritischen Liebhabereien erklären, wenn es anders Wahl heißen kann, denn gar sehr lenkt Zufall und Stimmung das sogenannte Wählen. In der Regel folgte ich dem Grundsätze — Caprice mögen Andere sagen und ich leide es auch — daß ich nur selten Bücher besprach, welche ohnedies das Ohr des Publikums haben und von aller Welt besprochen werden. Wer es liebt Bewegung zu machen, der kann es ja auf Wiesenpfaden so gut wie auf Etappenstraßen. Lessing und Goethe haben ästhetische Grundsätze unter das Publikum gebracht, machten sich Bewegung und theilten Bewegung mit, ob sie berühmte

oder obscure Bücher besprachen und Letzteres thaten sie bekanntlich auch. Kritik wird nie mit gebundenen Marschrouten operiren müssen, sondern der Unterschied ewig berechtigt bleiben — zwischen engagirter Tageskritik und freier Liebhaberkritik. Jene erholt sich ja des Schadens ihrer perennirenden Dienstbarkeit und gibt sich, gesammelt, als hochtönende „Literaturgeschichte“ heraus; diese thut Buße für ihr ungebundenes Frei-sein und nennt sich bescheiden: „Literarische Herzenssachen.“

Nicht unbescheiden möchte ich zuletzt auch mein Motto gedeutet wissen. Dedi tibi jus soll nicht heißen: ich gebe dir Gesetze, sondern bloß: ich glaube dir dein Recht zu geben. Und wer glaubt das nicht? Freilich soll das Rechte und Richtige auch Gesetz werden; aber das braucht man ja nicht in Anspruch zu nehmen; die Natur bringt es von selbst dazu, sofern es als recht und richtig auch öffentlich anerkannt wird. „Judicium“ ist denn die Hauptsache und hat den Hauptaccent.

So erwarte ich also mein Urtheil. Der Kritiker stellt sich der Kritik. Nur judicire Freund oder Feind so, daß er, wie jeder Richter, das letzte Wort behalten, und die Kritik der Kritik, wie sie z. B. Oskar Blumenthal wohl mit seinem



Spürsinn für ein actuelles Bedürfniß eingeführt hat, wo möglich wegfallen kann.

Man merkt vielleicht, daß ich nach einem Erfahrungsfall spreche und diesen Fall will ich anführen.

Es war bei Gelegenheit der „Siegelringe“. Ich hatte die pöbelhaften Schmähbrieife der Reptilien, die mir im Laufe des deutsch-französischen Krieges meine deutschgesinnte Publistik zuzog, mit endlich versagender Geduld auf's derbste abgefertigt in dem Feuilleton: „Eine hundertjährige vollkommene Ohrfeige“. Betroffen, fast erschreckt von dem starken Ton dieser Schrift, der so dicht an die äußerste literarische Grenze ging, meinte ein entschieden wohlwollender und urtheilstüchtiger Kritiker: ich hätte ein paar Proben jener Schmähbrieife mittheilen sollen, um eine so sanglante Abfertigung zu rechtfertigen.

Aber wenn ein civilisirter Literat schon an die Grenze des literarischen Tones vorrückt, wird dann der Ton des obscursten und obscönsten Zuavenpöbels ein solcher gewesen sein, der sich in guter Gesellschaft nur nachsagen läßt, geschweige daß er sogar auch noch druckfähig wäre?

Aus Achtung vor dem werthen Freunde, dem ich etwas zu wünschen übrig gelassen, ergreife ich noch heute die Ge-

legenheit, um ihm das Nöthige zu antworten, aber die Antwort, wie man sieht, lag eigentlich nahe genug.

Ich werde daher nicht zu weit gehen, wenn ich mir erlaube, eine hochlöbliche Buch-Judicatur an die Würde des richterlichen Amtes zu erinnern, dessen Seele wohl die Bedachtsamkeit ist. Ich habe mich nie auf den Standpunkt stellen können, daß Lob oder Tadel für meine Interessen irgendwie meritorisch wäre; aber mein ganzes Interesse ist es, ob ich flüchtig und obenhin, oder umsichtig und wohlwogen kritisiert werde.

W i e n , im October 1876.

**Ferdinand Kürnberger.**



## Die Blumen des Zeitungsstyls.

1876.

Innerhalb der Sprache der Allgemeinheit gibt es so viele besondere Sprachen, als es in Handel, Gewerbe, Handwerk, Kunst, Wissenschaft, als es in jeder Ausübung menschlicher Thätigkeit Fächer gibt. Der Forstmann, der Bergmann, der Handelsmann, der Weber, der Buchdrucker sprechen im Conversationsaal die Sprache der Allgemeinheit, in ihrer Fachthätigkeit sprechen sie ihre besondere Kunst- oder Fachsprache.

Jede Fachsprache u d es durch zwei Elemente: durch Terminologie und Phraseologie.

Die Terminologie ist direct nothwendig. Sie hat Begriffe zu bezeichnen, welche nur dem Fache eigenthümlich, außerhalb desselben dem begriffsreichsten Menschen unbekannt sind. Wenn der Weber sich nicht seinen Kunstausdruck oder Terminus bildet, so gibt ihm der Bauer, der Kaufmann, der Soldat, der Priester, so gibt ihm die ganze bürgerliche Gesellschaft kein Weber-Wort, weil sie keinen Weber-Begriff hat.

Die Phraseologie scheint überflüssig: da aber der Ueberfluß selbst wieder nothwendig ist, so ist sie wenigstens indirect nothwendig. Die Phraseologie spielt mit der Sprache, verziert

die Sprache, aber der Spiel- und Schmucktrieb ist in der Menschennatur ebenso uranfänglich vorhanden, wie der Bedürfnistrieb.

Zu ihrer Begriffssprache entwickelt daher jede Fachthätigkeit auch eine Blumensprache, zur Terminologie die Phraseologie. Ja, dies ist wahr und vollzieht sich mit solcher Nothwendigkeit, daß Fachthätigkeiten, welche kaum eine Terminologie brauchen, doch eine Phraseologie sich zubilden.

Zum Beispiel, die *Journalistik*.

Ihre Terminologie bestreitet sie vielleicht aus einem Halbduzend technischer Ausdrücke wie *Leader*, *Entrefilet*, *Communiqué* &c.; sie ist in diesem Punkte fast bedürfnislos. Das Machen einer Zeitung kann der Terminologie so ziemlich entbehren; dagegen das Schreiben der Zeitung folgte dem unwiderstehlichen Gesetze jeder Fachthätigkeit, dem Zug vom Allgemeinen zum Besonderen, zur Bild- und Blumensprache, zu Redefiguren, die ihr eigenthümlich, zu Ausdrücken, die ihr conventionell-geläufig, typisch und stereotypisch geworden, — zur Phraseologie.

Ueber die Phraseologie der Fachthätigkeiten fielen die Würfel des Zufalls. Wie Alles, was aus Gewohnheitstrieb wächst und wird, ist keine Phraseologie aus Wahl, Absicht und Bewußtsein, sondern jede aus glücklichem oder unglücklichem Ungefähr ins Dasein getreten.

Wie hübsch wäre es nun, wenn ein so wichtiges und unentbehrliches Lebensmöbel, wie es die Zeitung ist, aus ihrem Loostopf eine Phraseologie gezogen hätte, an der wir Alle Freude haben könnten! Wie garstig, daß das Unglück es anders gewollt hat! Es haben sich Phrasen als spezifische Zeitungsphrasen eingebürgert, welche dem feinsühligen Geschmacke mehr oder minder unangenehm schmecken, weil sie das Unpassendste, dem Geist und Sinn einer Zeitung Widerspre-

chendste sind und verkehrter kaum noch gedacht werden könnten. Die Zeitungspressen ist das echteste Kind des modernen Bürgerthums und — spricht die Sprache ihres verhaßtesten Feindes: des feudalen, mittelalterlichen Ritterthums! Die Zeitungspressen ist eines der wirksamsten Bildungsmittel, kann oder soll es wenigstens sein, und — spricht die Sprache des Pöbels!

Diese grausame Ironie des Zufalls ist so ärgerlich, daß sie fast amüsant wird, wie ja Alles, sogar der Galgen, seinen Humor hat! Es kann Einem Spaß machen, die groteske Flora der Zeitungsblumen mit einem flüchtigen Blicke zu mustern und sarkastisch zu belächeln. Wer ist komischer: der ritterliche Zeitungsstyl, oder der pöbelhafte Zeitungsstyl? Um den Preis der Verkehrtheit ringen sie beide. Ein paar Stichproben davon mögen genügen.

### 1. Ritterlicher Zeitungsstyl.

Ich sehe ein paar emsige Männer Haufen von frischen Zeitungsnummern durchwühlen. Die Cigarre dampft, die Papierschere klirrt, die Brille brillirt hin und her. Jeder findet den Ort, wohin er zu sehen hat, fast blind; sie haben es längst im kleinen Finger, wer die officielle, wer die officiöse und wer die inspirirte Zeitung ist, oder wer in den „unabhängigen“ Organen die officielle, die officiöse und die inspirirte Chiffre. Sie wissen in der Amtlichen, Halbamtlichen und Unabhängigen den Leitartikel, die Correspondenz, die Notiz, ja das scheinbar bedeutungsloseste Inserat zu deuten. Sie deuten das Alles in Bezug auf ihren eigenen Standpunkt. Der Innere merkt auf, wie man im Culturkampf, der Außere in der Orientfrage, der Volkswirth in der Zoll- und Eisenbahnfrage denkt und wie diese Gedanken der Politik seines eigenen Blattes begegnen oder zuwiderlaufen. Wie nennt man diese Thätigkeit der Lesenden, Schreibenden, Schere- und

Nothstift=handhabenden emsigen Männer? Ei doch, sie redigiren. Weit gefehlt. Sie stehen auf der Hochwacht! Wenn der Thurmwart auf den Wartthürmen der Städte, wie z. B. die Sachsenhäuser= und Friedberger=Warte bei Frankfurt, Luft und Erde seines weiten Horizonts durchspäht, ob er ein feindliches Reiterfähnlein in Sicht bekam, oder ein Rauffahrerzug im Geleite einer befreundeten Stadt die Landstraße daherkroch, so hat mir dieser Mann zwar keine große Aehnlichkeit mit einem anderen Manne, welcher bei Gaslicht in seinem Bureau einen Haufen von Zeitungen durchwühlt; aber — der Letztere läßt sich's nicht nehmen: er hält seine Hochwacht.

Und siehe da, alsbald entdeckt unser Hochwächter einen Zeitungsartikel, der ihn grimmig verdrießt. Was thut der Ergrimnte? Je nun, er brennt sich eine frische Cigarre an und schreibt gegen die Zeitung. Ich bitte, sich ritterlicher auszudrücken! Er wirft ihr den Fehdehandschuh hin.

Natürlich ist die gegnerische Zeitung nicht minder ritterlich und da ihre Ritter so eben nachgedacht, was sie für die morgige Nummer schreiben sollen, so ergreifen sie mit Vergnügen die Feder und schreiben gegen die Zeitung, welche gegen sie geschrieben. Weil aber beim Zeitungsschreiben das Wort „schreiben“ förmlich verpönt ist, so werden sie mit dieser Zeitung nicht sowohl Worte wechseln, als: mit ihr in die Schranken treten.

Am hitzigsten schreibt der Jüngste unter den Redactionsrittern, denn eigentlich ist er noch gar nicht Ritter, sondern will sich bei dieser schönen Gelegenheit erst seine Sporen verdienen.

Anderer haben das längst schon gethan. In Tyost und Buhurt ergraut, sieht man den berühmten Ritter Aaron Mendel für die zollfreie Einfuhr der Halbgarne eine Lanze brechen.

Fast wird das Papier zu wenig — denn manchmal sagt man statt Kampfplatz oder Arena noch immer Papier; — da erwirbt sich Simon Fränkel den Dank der ganzen Ritterschaft, indem er mit einer Bravour, die er nur von seinem Ahnherrn, dem großen Eid haben kann, für die zollfreie Hadern- und Lumpeneinfuhr seine Lanze einlegt.

So tummelt sich die Ritterschaft hüben und drüben. Die Schutzzöllner vertheidigen ihre Zölle und die Manchesterleute ihren Freihandel. Das nennen sie beiderseits: ihr Banner hoch halten.

Sie suchen ihre Meinungen im Publikum zu verbreiten, oder Diejenigen, welche mit ihnen schon gleicher Meinung sind, zur öffentlichen Bethätigung derselben anzuregen; d. h. sie fordern männiglich auf: sich um ihr Banner zu schaaren. Das Banner ist entrollt, das Banner wird hochgehalten, man schaaart sich um das Banner.

Ueber das Kostüm und die Ausrüstung der Ritter wüßte ich weniger Bescheid zu geben; ich kann nicht sagen, ob sie Schärpen, Arm- und Beinschienen, Ger und Brüne tragen: mit Bestimmtheit kann ich nur die Kopfbedeckung bezeugen. Sie ist der eiserne Ritterhelm mit der verschiebbaren Gesichtsschiene. Diese Letztere darf aber nie zum Schutz und zur Bedeckung des Gesichts dienen, denn unsre Ritter setzen ihren höchsten Ehrenpunkt darein: jederzeit mit offenem Visir zu kämpfen. Ich halte das für praktisch, denn es läßt sich nicht nur ehelicher kämpfen, sondern auch besser die Cigarre rauchen — mit offenem Visir! (Anmerkung für die Neuzeit: Der Ritter, der den Preis davon trägt, welchen bekanntlich „die Dame“ spendet, behält, schon des Handkusses wegen, selbstverständlich auch in diesem erquidlichen Augenblicke sein Visir offen; erst seit in modernerer Ritterzeit statt der Dame ab und zu der Generalsecretär der Actien-

gesellschaften die Preise vertheilt, könnte sich vielleicht auch das geschlossene Visir empfehlen, nämlich um die Schamröthe — der Bescheidenheit zu verbergen.)

War der Zeitungskampf ein Einzelkampf, so hat man der feindlichen Zeitung den Fehdehandschuh hingeworfen, ist in die Schranken getreten, hat sie aus dem Sattel gehoben, hat sie in den Sand gestreckt und hat schließlich den Preis davon getragen.

War es ein Massenkampf, so ist man gegen die feindliche Zeitung zu Felde gezogen, man macht Front gegen sie, man liegt mit ihr zu Felde, man schlägt sie aus dem Felde, und hat man sie endlich gezwungen, zum Rückzuge zu blasen, so wird der Vorkämpfer, wie König Pharamund, auf den Schild gehoben.

Ob Einzelkampf oder Massenkampf, immer aber war das Zeitungsschreiben ein Kampf und die Zeitungsschreiber machen völligen Ernst daraus, Schreiben und Cigarrenrauchen, die friedlichsten Dinge von der Welt, als kriegerische und blutige zu stabilisiren. Nur wir Aelteren haben noch Spaß von diesem Ernst, die wir in der Gänsekiel-Periode und nicht in der rasselnden Erz- und Bronzeperiode des Zeitungsstyls aufgewachsen. Die Jüngeren dagegen stecken in ihrem Ernste schon so tief, daß sie bereits in Verlegenheit wären, ihre Zeitung zu schreiben, ohne ein Banner hoch zu halten und in die Schranken zu treten. Ich glaube, es hieße sämtliche Zeitungsfedern zum Stillstande bringen, wenn man ihnen den ritterlichen Zeitungsstyl nähme. Höchstens bliebe ihnen noch — der pöbelhafte Zeitungsstyl übrig.

## 2. Pöbelhafter Zeitungsstyl.

Wir können es uns nicht ersparen, der „Germania“ den Vorwurf ins Gesicht zu schleudern . . . .



Ich möchte mirs doch ersparen.

Ich kann mit meinem Mitmenschen manches zu thun haben. Ich kann mit seiner Vernunft etwas zu thun haben, um sie zu überzeugen; ich kann mit seinem Herzen etwas zu thun haben, um es zu rühren; dagegen bleibt es mir schlechterdings unverständlich, was ich mit seinem Gesichte zu thun hätte. Unter allen Umständen bleibt mir sein Gesicht aus dem Spiele. Wie sich ein Mann von Erziehung entschließen kann, einem Andern etwas „ins Gesicht zu schleudern“, habe ich nie zu begreifen vermocht.

Wir werden unser Banner hoch halten, so sehr sich „Pötkrof“ bemüht, es in den Koth zu zerren.

Was hat der Koth mit dem Ideenkreise von denkenden Menschen zu thun? Welcher Interessenstreit könnte in irgend einem Sinne beim Koth ankommen? Gehört der Koth in die Dekonomie politischer Parteien? Und wenn nicht, warum gehört er in ihre Sprache? Wenn Schweine reden könnten, so würde er wahrscheinlich eine wichtige Rolle spielen — in der Schweinesprache; aber in der Menschensprache? in der Journalistensprache? Ich beweise die Stärke meiner Sache und beweise die Schwäche der gegnerischen Sache; mag mein Gegner dann auf einem samntenen Diwan liegen: er ist ja doch ein Mensch und der Diwan ist menschwürdiger als der Koth. Wenn es auf mich ankommt, so brauche ich niemals Koth; es kann ewig trockenes Wetter sein. Ja, ich brauche auch dieses trockene Wetter nicht, um meinen Gegner in den Staub zu treten! Ich baue meine Zeitung weder aus Koth, noch aus Staub, sondern überlasse diese Stoffe den freundlichen Schwalben zu ihrem Nesterbau.

Die Kreuzzeitung und die Volkszeitung liegen sich einander in den Haaren . . .

Ein Schauer überläuft meinen Rücken! Wer kann sich die Möglichkeit vorstellen, daß gebildete Menschen „sich in den Haaren“ liegen? Ich habe es noch nie von den ungebildetsten gesehen! Ich hörte Gassenbuben und Fischweiber sich schimpfen, aber so leidlich civilisirt sind unsere Städte, daß selbst die Hefe des Stadtpöbels mir in fünfzig Jahren noch nie das ekelhafte Schauspiel geboten, wie Zwei sich in den Haaren liegen. Und nun versichert mich der Sprachgebrauch der Zeitungen, daß Männer, welche Bildung haben und Bildung verbreiten — sich in die Haare gerathen und sich in den Haaren liegen!!

Wer kann ein Journal, seinen Charakter und seine Ueberzeugungstreue achten, welches heute begeistert, was es gestern verhimmelt . . .

Wer geifert? Das kleinste der kleinen Kinder, der Säugling. Hierauf die Furie im entsetzlichsten Ausbruch ihres pöbelhaften Affectes, und schließlich der Narr in der Zwangsjacke, der tobsüchtige Rasende, dem der Schaum vor den Mund tritt. Die Zeitungen selbst aber meinen — mit dem unmündigsten Kinde, mit der ekelhaftesten Megäre, mit dem unheilbarsten Wahnsinnigen sei noch der Vierte im Bunde: ein Zeitungsredacteur! Der Nächstbeste ihrer Collegen geifert in jedem ihnen beliebigen Augenblicke!

Ich weiß nicht ob meine Leserinnen, welche an andere Blumenbouquets gewöhnt sind, noch mehr von diesen Zeitungsblumen wünschen. Die mitgetheilten Probe-Exemplare waren aus dem Roth und aus dem Staub gepflückt, mit ausgerauften Menschenhaaren gebunden und mit dem Thau von Geifer besprengt. So zubereitet wurden sie uns galant überreicht, nämlich ins Gesicht geschleudert.

Wir lächeln grinsend unsern Dank und wollen uns sachte verabschieden, da erwischt uns der Zeitungsantholog

beim Zipfel und nöthigt uns noch sein Bestes auf, ein paar ganz exquisite und superfeine Blümchen, die schon ihres romantischen Fundortes wegen zarten Seelen interessant sein müssen. Sie wachsen nämlich — dicht unterm Galgen.

Wer wird da gezeißelt? Körperliche Strafen sind doch längst schon abgeschafft; sage mir Henkersknecht, wer trug dir auf, ein so bestialisches Urtheil . . .

Ich bin kein Henkersknecht, sondern ein Zeitungsredacteur und ergöze mich höchlich daran, einen meiner Collegen zu geißeln. Ich habe ihn erst mit ätzender Lauge übersüttet, was ich von einem Waschweibe lernte; es nützte nichts und nun geißle ich ihn, was ich vom Gevatter Henker lernte.

Silberglöckchen, Zauberflöten

Sind zu eurem Schutz vonnöthen;

und Waschweib und Henker zum Journal-Redigiren!

Ich weiß freilich: das Geißeln kommt nicht aufs Kerbholz der Zeitung allein; die Sprache der satyrischen Literatur hat es längst schon gehabt. Wir haben es aus den lateinischen Schulen aufgegriffen, durch die jeder Deutsche geht; wir fanden es schon bei den Römern.

Das ist wahr und doch nicht ganz wahr. Wo wir geißeln sagen, sagt der Römer *castigare*, aber das heißt *castum agere*, etwas keusch und rein machen. Diese Etymologie fiel mit vollem Verständniß ins römische Ohr und sie klingt menschlich genug. In unser Ohr fällt nichts als die klatschende Geißel, ein Bild der nackten Bestialität. Wir haben *castigare* ziemlich leichtsinnig mit „geißeln“ übersetzt; dieses heißt *flagellare*, aber das gebraucht selbst der harte und grausame Römer nicht in jener geistigen Bedeutung, welche bei uns durch das mißbräuchliche „geißeln“ geschändet wird. Die richtige Uebersetzung für *castigare* wäre „züchtigen“,

wo ins deutsche Ohr der Begriff Zucht, — „Zucht und Sitte“ fällt, so daß züchtigen fast „sittigen“ heißt und genau den Begriff von keusch- und rein-machen bekommt. Geißeln ist einfach viehisch und entbehrt jedes moralischen Begriffs.

Und möchte „geißeln“ noch eine frühere und schon überlieferte Unart des Sprachgebrauchs sein; neuere und durch den Zeitungsstyl allein in Schwung gekommene, von ihm mit Vorliebe und verschwenderisch gebrauchte Ausdrücke cultiviren die Rohheiten der Henkerssprache noch eines weiteren. Denn nicht nur daß die Zeitungen mit nie gesättigter Wollust unter einander sich geißeln; sie brandmarken sich auch, sie drücken sich ein Brandmal auf die Stirne und sie stellen sich an den Pranger. Zum deutlichen Beweis, daß die Zeitungssprache die Galgensprache nicht zufällig, sondern als ein tiefgefühltes Bedürfniß und in all ihren Variationen sich anzueignen liebt.

Als ein tiefgefühltes Bedürfniß! Ist es an dem, so dürfen wir unsre Kritik nicht schließen, ohne auf mildernde Umstände zu plaidiren. Und fast scheint es uns so. Es möchte Ernst sein, völliger Ernst mit dem tiefgefühlten Bedürfniß.

So viel ist wenigstens wahr: die Zeitungspresse hat ein natürliches Bedürfniß, eine starke und nachdrückliche Sprache zu sprechen. Das eingeräumt, — wie wir es gerne thun — finden wir ein versöhnendes Moment darin und können den Richter in den Vertheidiger verwandeln. Wir haben die Zeitungspresse, und wohl mit Recht, das ureigenste Kind des modernen Bürgerthums genannt, aber das Bürgerthum ist ein gar zahmes, friedliches und civilisirtes Geschöpfchen; woher nähme das eine starke und nachdrückliche Sprache? Ei, von denen, welche sie haben! Das mittelalterliche Ritterthum hatte sie, und der Pöbel aller Zeiten hat sie. Also wäre es immerhin natürlich, begreiflich, nachgewiesen und menschlich-

motivirt, warum die bürgerlichste Institution eine Junkersprache, die gebildetste eine Pöbelsprache spricht, warum sie in jenem Falle lächerlich, in diesem ärgerlich und in beiden geschmacklos spricht.

Aber wie wir die Schuld auch mildern, ein Unglück bleibt es trotz alledem. Und nur mildern, nicht gänzlich aufheben können wir die Schuld. Hat nämlich die Zeitungs-  
presse das Bedürfnis einer starken und nachdrücklichen Sprache, so hat sie es auf dem ganzen civilisirten Erdbreis und nicht bloß in Deutschland allein. Deßungeachtet bietet uns keine Journalistik, — weder die englische, noch die französische, italienische, spanische, russische, — keine Journalistik der ganzen Cultur-Peripherie bietet uns das Schauspiel jenes junkerlich-pöbelhaften Gallimathias, welcher die deutsche Journalliteratur entstellt. Es müßte also doch wohl möglich sein, auch im Deutschen stark und nachdrücklich, aber ohne gedankenlosen Sprachverderb, zu sprechen. Und brauchen wir denn einen bündigeren Beweis dieser Möglichkeit als unsere Klassiker? Ich denke, Lessing hat stark und nachdrücklich zu sprechen gewußt! Gottlob daß unsere Klassiker endlich wohlfeil geworden und in Volksausgaben das Gemeingut aller zu werden fähig sind; dieses Gegengift stellt just zur rechten Zeit sich ein, um den Verfall des reinen Sprachgefühls noch eine Weile aufzuhalten, weil es ja doch das Unglück gewollt hat, daß das verbreitetste Literatur-Element, die Journalistik, eine so unreine Sprache bei uns in die Phantasie und auf die Zunge Aller gelegt!

Und so lese ich denn schon lange meinen Lessing fast nur noch aus formalen Gründen, denn das Sachliche, insofern es bleibend, ging ja in Fleisch und Blut über; fast der halbe Lessing aber besteht leider aus Sachlichem, das vergänglich war und das veraltet ist. Wer lächelt nicht schmerzlich, wie viel Papier ein Lessing daran wendete — um einem Epiker

Dusch, oder selbst einem Herrn Geheimderath Klotz ihre nebelköpfigen Dummheiten zu beweisen! Welch prächtige Donnerwetter um solcher Omelette willen!

Aber die Donnerwetter füllen mein Ohr mit ihrem erhabenen Schall! Diese Donner- und Wettersprache lese ich — etwa wie ein Römer unter Theodorich die Klassiker des Augustus las, — bloß um mir die Sprache blank zu putzen, welche reißend schnell zu verrosten droht, bloß um mich zu erinnern und mir gegenwärtig zu halten, wie man ein starkes und nachdrückliches Deutsch sprechen kann — auch ohne Lanzen zu brechen, Banner zu schwingen, in den Haaren zu liegen, in die Gesichter zu schleudern, sich in den Roth zu zerren und sich an den Pranger zu stellen.

---

## Sprache und Zeitungen.

1866.

Als die preussische Stempelsteuer für deutsche Zeitungen decretirt wurde, während fremdländische frei eingingen, wußte der Münchner Bund einen guten Rath. Er meinte, die deutschen Zeitungen sollten einmal berechnen, wie viel deutsche Wörter und wie viel fremde ihr Text hätte; wahrscheinlich fänden sie den gegründetsten Rechtstitel, als ausländische Journale zu passiren.

Für Puristen (Sprachreiniger) mag das ein guter Witz gewesen sein. Was uns betrifft, wir sind eigentlich nicht Purist und finden jene Satyre schon nicht mehr gerecht. Sie paßte vollständig für ein gewisses Stadium der deutschen Sprachgeschichte. Sie paßte z. B. für das Franzosendeutsch, welches vom 30jährigen Krieg bis auf Friedrich II. herrschte. Sie

paßte für das französische Salonkauderwälsch, welches noch in den 30er und 40er Jahren die Romane der Hahn-Hahn lächerlich machte. Nur Blinde können leugnen, daß die deutsche Schreibart seitdem reiner, natürlicher, nationaler geworden ist. Und zuletzt macht es im Gebrauch der Fremdwörter einen großen Unterschied, ob man sie muthwillig, aus purem Affentrieb annimmt, oder im Geiste einer wirklichen Bereicherung und Ergänzung des nationalen gegenüber dem kosmopolitischen Genius. Schon Karl V. bemerkt, es heißt so viele Seelen haben als man Sprachen spricht, und Barnhagen erinnert im echten Zeitgeist unserer Freihandels-Ära, daß im internationalen Verkehr der Völker nicht nur Güter zum Austausch kommen, sondern auch Ideen und Ideenkleider — Wörter. Die Theorien sind überwunden, die darauf drangen, „daß das Geld im Lande bleibe“ oder die von einer „Ueberschwemmung unserer Märkte“ sprachen, wenn wir mit den Wohlthaten der Natur und des Fleißes von jenseits unsrer Kirchthürme berieselt wurden. Ebenso lächerlich kann der Purist werden, der mit der Schlafmütze auf dem bezopften Schädel ängstlich aus seinen Koffhäuser-Träumen aufschreit, daß jeder Sprachsechser im Lande bleibe und ja nicht gegen die Sixpences oder Francs und Bajocchi der gottlosen Fremden verwechselt werde.

Als ob Sprachbereicherung effectiv Sprachverderb sein müßte! Und als ob Sprachverderb nur von außen und nicht auch von innen kommen könnte! Leider, er kommt auch innen! Und die Quelle aus der er kommt, ist jene Literatur, welche vor allen Harpphen des Leipziger Messkatalogs, vor Allem was für Belehrung, Unterhaltung, Müßiggang, Unsterblichkeit, Wissenschaft und Verdummung geschrieben, gedruckt, verlegt und eingestampft wird, den kolossalsten und überwiegendsten Sprachverbrauch an sich gerissen — der Journalismus.

Der Journalismus bringt wie der Sauerstoff in der Luft, zerstörend, zersekend, auflösend und freilich auch neubildend auf das feste Gebilde der Büchersprache ein, er allein reagirt thätiger auf sie als alle übrigen Sprach-Agentien zusammengenommen. Neuerungen in einzelnen Wörtern und ganzen Redensarten, Neuerungen in Orthographie und Syntax, kurz Sprach-Neuerungen in allen Mustern, creirt der Journalismus fast ausschließlich. Was der gesammten Buchliteratur nicht gelingt, vollendet leicht und spielend die Blattliteratur. Sie ist das Mäuschen, welches die Neze zernagt, in denen die Löwen ihre Ohnmacht fühlen. Voltaire wollte den Franzosen statt des übelklingenden Aodt das latinisirende August insinuiren, Goethe den Deutschen statt Eidechse Lacerte. Die beiden mächtigsten Sprachkaiser der modernen Welt haben 80 Jahre ihres Lebens drangesetzt und diese winzige Neuerung nicht forcirt. Jean Paul schrieb in Dugenden von Romanen, welche die tonangebende Welt beherrschten, Hilfsmittel und Neuerungsjucht statt Hilfsmittel und Neuerungsjucht; aber der vergötterte Mann hatte nicht Hilfsmittel genug, seine kleine unschuldige Neuerungsjucht durchzusetzen. Man lese dagegen die Sprache Voltaire's, Goethe's und Jean Pauls im Journalismus — und sie ist um und um revolutionirt. Der Journalismus hat noch ganz andere Dinge mit ihr fertig gebracht.

Wer zweifelt daran? Schreiber Dieses ist noch kein alter Mann und doch ist ihm ein Theil seiner Schul- und Jugendsprache bereits abhanden gekommen. In seiner Jugend schrieb man Gegenwart, heutzutage sagt man Jetztzeit, ein gräulicher Zischlaut, einer Schlangensprache würdiger als einer Menschensprache! In seiner Jugend sagte man, der Anfang, die Beurtheilung. Jetzt sagt der Journalismus die Inangriffnahme, die Inbetrachtung. Es fehlt wenig und man wird bald auch schreiben: die Insl ebentretung;



hin und wieder ist's schon geschehen. Statt der Schreibart: ein gewisser Meyer, taucht mehr und mehr das Gelüste auf, ein sichrer Meyer zu schreiben. Unlogisch sind im Grunde beide Ausdrücke, sie wollen nahezu ihr Gegentheil bezeichnen, nämlich das was ein wenig ungewiß und unsicher ist. Aber der Gebrauch von jenem „gewiß“ wird vom Sprachgenius wenigstens durch die Analogie gedeckt; man sagt, ein gewisser Meyer, wie man sagt: ich habe ein gewisses Gefühl, es gibt gewisse Dinge &c. Man sage in diesen Fällen statt gewiß, sicher und die Verstandlosigkeit springt in die Augen.

Noch ärger aber wird dieser muthwillige Kitzel der Neuerungsucht, wenn er ohne Grund und Verstand noch mehr als den Sprachgebrauch, nämlich das Sprachgesetz, die Grammatik selbst verlegt.

Das zusammengesetzte Verbum *übergehen* ist trennbar und untrennbar, nicht nach Belieben und Laune, sondern nach dem Wechsel seiner Bedeutung. Einen andern Sinn gibt „ich übergehe“ und einen andern „ich gehe über“. Dort ist die Hauptsache die Person, welche geht; hier aber die *Richtung*, in welcher gegangen wird. Die Deutlichkeit der letzteren Bedeutung verstärkt sich noch eine Präposition, und Präpositionen haben, so lange die Welt steht, die Raumverhältnisse, den Ort und die Richtung einer Thätigkeit angezeigt. Man sagt: ich gehe **zu** einer Sache über.

Gar nicht selten aber schreiben bereits die Zeitungen: „Wir übergehen zur Tagesordnung“, anstatt: wir gehen zur Tagesordnung über. Wenn's nur neu klingt! Möchte es doch der boshafte Zufall recht oft fügen, das sich beide Bedeutungen dicht neben einander einstellten, denn das gäbe dann so prächtige Sätze, wie z. B. diesen: Indem wir diesen Punkt übergehen, übergehen wir zu folgendem Gegenstand!!

Die genannten Ausdrücke sind so unglücklich, größtentheils schon für Auge und Ohr so beleidigend, daß man sie nur

zu nennen braucht, um sie zu richten. Sie kritisiren sich von selbst. Ein wenig versteckter liegt die Unschönheit oder Sinnwidrigkeit — um über einzelne Wörter hinauszugehen — in folgenden Phrasen und Redensarten, welche Kinder des Journalismus sind, und welche von der Umgang- und Büchersprache schon nachgesagt werden, ohne daß Jemand ein Arg daran hätte. Indem wir sie anführen, wird man uns daher Raum gönnen müssen, es unter Begleitung kleiner kritischer Excurse zu thun.

Ein Lieblingsausdruck des Journalismus ist die Redensart: unberechenbare Tragweite. Wir denken recht gut die Zeit, wo man sich noch mit Folgen und Wirkungen begnügte, die man etwa groß oder wichtig nannte. Das reicht nun länger nicht aus. Die guten ehrlichen Alten sind gestürzt, entthront von dem jüngeren Zeus der unberechenbaren Tragweite. Ein stattliches Wort, wir gestehen es! Wenn es nur eben so gut die Kritik verträge, als es pompös ins Ohr fällt! Das Wort ist bildlich und das Bild ist von dem Geschützwesen entlehnt. Aber wie weit trägt ein Geschütz? Wenns hoch kommt, eine halbe Meile. Und mit dieser Spanne im Raume will man die Unendlichkeit geschichtlicher Wirkungen in der Zeit vergleichen? Und der Vergleich soll noch grandios scheinen? Aber freilich, die Tragweite allein thuts nicht. Sie muß unberechenbar sein, das ist der Effect von dem Defect. Ein Defect in Wahrheit! Wir leugnen zwar nicht, daß manches in die Geschichte getreten ist, was wol unberechenbar heißen kann, z. B. das Pulver, die Buchdruckerkunst, die Entdeckung von Amerika, die Reformation, die Encyclopädie, die Electricität, der Dampf. Aber es läßt sich zählen. Wir möchten nicht jahraus jahrein fast bei Allem, was um uns vorgeht, mit dem Bekenntniß zur Hand sein, daß es uns „unberechenbar“ dünkt. Das ist demüthigend. Das ist kein Zeugniß für den Scharfsinn der menschlichen Denkkraft. Der

Koloß der unberechenbaren Tragweite thut vielleicht Einmal im Jahrhundert seine Wirkung; täglich producirt, wird er ein recht kleiner, hilfloser Zwerg.

Eine Journal-Creatur, die Jedermann zuläßt, die aber fast allein schon im Stande wäre, uns das ganze jüngere Schriftthum zu verleiden, ist der Gebrauch des Wortes vertreten. Sonst sprach und schrieb man: Herr A. hat den Hamlet gespielt, der Düssel-dorfer Maler B. hat eine Landschaft nach München geschickt. Jetzt schreibt und spricht man: der Hamlet war durch Herrn A. vertreten, Düsseldorf war durch eine Landschaft von B. vertreten. Ist diese Neuerung gleichgiltig? Wir glauben es nicht; wir halten sie vielmehr für bedeutungsvoll. Es bedeutet einen gewissen Servilismus des Subjects gegen das Object, der uns weder anständig noch logisch dünkt. Der Ausdruck ist dem Parlamentarismus entlehnt. Fünfzigtausend Menschen z. B. schicken einen in's Parlament, der sie vertritt. Hier erscheint der Eine im Dienste der Fünfzigtausend; das hat seinen Sinn. Welchen Sinn aber hat es, daß ein Schauspieler den Hamlet vertritt oder daß ein Maler Düsseldorf vertritt? Der Schauspieler vertritt nicht den Hamlet, er schafft ihn. Der Hamlet des Shakespeare ist nur für die Einbildungskraft da, der Hamlet mit Mienen und Geberden, der Hamlet der sinnlichen Anschauung ist das Werk des Schauspielers. Ebenso schickt ein Düssel-dorfer nicht eine Landschaft nach München, um Düsseldorf zu vertreten, sondern um sich selbst zu vertreten, in seinem Interesse, nach seinem Belieben. Sehen wir also dem „Vertreten“ schärfer ins Auge, so ist es genau aus dem Geiste geboren wie die unberechenbare Tragweite: sein Wesen ist äußere Großheit bei innerer Armuth. Denn freilich ist dem kleinen kurzen Dasein der Individualität scheinbar geschmeichelt, daß man ihr den großen Hintergrund der Gattung gibt, daß

man sie als Repräsentanten auffaßt und zum Ambassadeur ihres ganzen Begriffes stempelt. Wie aber der Ambassadeur seine meisten und liebsten Handlungen denn doch auf eigene Rechnung vollzieht, z. B. bei Tisch oder in der Liebe; so wird die freie, lebendige Individualität ganz gewiß wünschen, in ihrem eigenen Namen zu existiren und nicht als Silhouette in der Schattenwelt der Begriffe zu lohnbedienten. Diese Auslösung und Nichtachtung der Persönlichkeit scheint uns in merkwürdiger Uebereinstimmung mit dem zu stehen was man heute den Materialismus nennt, ja wir erblicken in dem Ausdrucke „vertreten“ das wahre Schiboleth dieses Materialismus. Sollten wir nämlich kurzweg sagen was Materialismus ist, so würden wir sagen, er ist das Setzen der Sache über die Person. Und das ist die Signatur unseres Zeitalters. Eine rapide Folge großer Erfindungen hat die Generation so überrascht und trunken gemacht, daß sie in Anstaunen ihrer eigenen Werke nach Art der Wilden ihre Gebilde für göttlicher hält als sich selbst. Sie nennt ihr Zeitalter das Jahrhundert des Dampfes, während man im vorigen Jahrhundert von einem Zeitalter Rousseaus und Friedrich des Großen sprach. Für diese Denkungsart ist der Ausdruck „vertreten“ wie geschaffen. Er verleiht der Sache den ersten, der Person den zweiten Rang. Er kehrt das natürliche Verhältniß vom Subject und Object um, und stellt den Gesichtspunkt so als ob die Dinge nicht durch den Menschen da wären, sondern ganz abstract durch sich selbst und der Mensch nur angestellt wäre, sie zu vertreten. Kurz, der Sturz des Idealismus! Aber noch leben Idealisten, Leute welche den guten Willen haben, gut zu sprechen und zu schreiben. Diese machen wir aufmerksam, wie sehr sie ihren Styl verunzieren, wenn sie dem Journalismus solche Barbarismen nachschreiben. So lesen wir z. B. in Tschudi's Thierleben der Alpen sehr oft, wie

diese und jene Thiergattung „bei uns vertreten“ ist — was sich in einem Naturgemälde, wo doch Alles nur concrete Sinnlichkeit ist, doppelt leidig ausnimmt. Als ob ein Bär auf dem Jura hauste, um das Bärengeschlecht in der Schweiz zu „vertreten“!

Ganz das Nämliche, wenn auch im minderen Grade, haben wir der Phrase „angezeigt“ nachzusagen. Dieser Kunstausdruck gehörte sonst ausschließlich der praktischen Heilkunde an. Er scheint erst in den letzten Jahren, in welchem Cholera und Typhus den Verkehr zwischen Arzt und Publikum so verhängnißvoll gesteigert haben, aus dem Munde der Aerzte in die Schriftsprache, und hier zunächst in den hungrigen Schlund aller Neuerungen, in die Journalsprache, übergegangen zu sein. Vor zwei Decennien kannte ihn keine Zeitung; heute spielt er eine außerordentlich beschäftigte Rolle. Ueberall wo man sonst passend, dienlich, schicklich, rathsam, anwendbar, wohlthätig, erfolgreich, heilsam, geboten, ersprießlich, dankbar, zweckmäßig, lobnend, erforderlich, nothwendig, schuldig, nützlich gesagt, kurz einen Ausdruck erwählt hätte, welcher die individuelle Physiognomie der Sachlage sprechender porträtirt hätte, dort ist jetzt alles angezeigt oder nicht angezeigt. Eine Unzahl von zarteren Ausprägungen des Sprachwuchses wird durch diese Redensart vernichtet, ja, es ist eigentlich nicht abzusehen, wie weit diese Vernichtung nicht gehen sollte. Denn daß „angezeigt“ einfach die Synonyma verdrängte, d. h. ein einzelnes Wort das andere, wäre noch der geringere Nachtheil; aber auf den Ruhepunkt eines solchen Schlagwortes wird oft der ganze Gedanke selbst umgelegt. Warum z. B. sollte ein moderner Flaneur sein Gehirn anstrengen und den Gedanken erzeugen: eine Strafe würde die Selbstachtung dieses Kindes in ihrem zartesten Keime verletzen — wenn ihm sein Zeitungsstyl die Phrase an die Hand gibt: eine

Strafe wäre hier nicht angezeigt? In der Bulgärsprache verschluckt man Silben und Wörter; wie bequem ist es nun, den Gedanken selbst zu verschlucken! Der Presse, die oft so peinlich pressirt ist, könnte man solche Abbreviaturen noch nachsehen; wenn wir aber bedenken, daß von den Millionen Zeitungs-Exemplaren, welche zu jeder Stunde gelesen werden, die Phraseologie unaufhaltjam ins Volk dringt, so müssen wir auch der Presse solche gedankentödtende Phrasen strenger zurechnen. Sie verderben die Umgangssprache, machen sie fauler, monotoner, langweiliger.

Mit einer andern Phrase macht sich's der Journalismus als Kunstkritiker bequem. Wir meinen die Phrase: ein schönes Streben. Was ist heutzutag gangbarer als diesem und jenem Künstler ein schönes Streben nachzurühmen, sein schönes Streben zu loben, ihm ein schönes Streben zu bezeugen u. u.? Die Kunstsprache früherer Kritiker kennt diesen Ausdruck nicht; selbst Goethe, der doch ganze Generationen zu beurtheilen hatte, braucht ihn kaum zwei oder dreimal. Heutigen Datums aber ist er landläufig. Wir halten das für ein betrübendes Zeichen der Zeit. Es muß eine Zeit des Marasmus, der byzantinischen Greisenhaftigkeit sein; es muß ein gewisses Bewußtsein von Unfähigkeit und Ohnmacht durch die Gemüther schleichen, wenn in der Kunst, die vom Können sich nennt, das bloße Streben zugerechnet wird. Wie, haben wir uns oft gefragt, will man sich wirklich mit dem Streben begnügen? Will man dem Streben im Ernste die Würde und das Verdienst des Machens zuerkennen? Was ist schön am Streben, wenn nicht das richtige und entsprechende Verhältniß zu einer That? Wenn ein Kappländer das Streben hätte, auf seinem Grundstück Orangen zu ziehen, wäre das auch ein schönes Streben? Das Streben ohne Frucht ist also unmöglich ein schönes,

vielmehr ein krankhaftes, eitles; das fruchtbare Streben aber ist über den Ausdruck streben hinaus: es ist ein Erreichen, ein Fertigmachen, es ist eine That. Was heißt also: ein schönes Streben? Heißt's eine That? Nein, denn sonst würden wir dem Thäter die That rühmen. Heißt's ein Thun-wollen, aber nicht können? Es scheint so. Oder heißt's nicht einmal ein Thun-wollen, sondern nur ein Haschen nach dem Effect, ein Geizen nach dem Gewinn, ein Jagen nach der Ehre der That, ohne daß man überhaupt etwas thun wollte? Es scheint noch mehr so. Das schöne Streben wäre also eine jener Phrasen, womit die Presse das Virtuosenenthum, oder vielmehr, da der ausgewachsene Virtuos ungleich stärkerer Kost bedarf, die Brut des Virtuosenenthums, die zarte Jugend der künftigen Taugenichtse pflegt. Das schöne Streben verträte demnach auf den Kunstpässen die Rubrik der Polizeipässe: Besondere Kennzeichen — keine. Die Charakterlosigkeit, die undefinirbare Mittelmäßigkeit, die Abwesenheit irgend eines bestimmten Kraftausdruckes, kurz, alles was sonst Halbheit, Schwäche, Unfertigkeit, Dilettantismus, Nihilismus hieß, das soll unter der Empfehlung eines schönen Strebens endlich dreister auftreten dürfen. Wir verwahren uns dagegen! —

Mit den obigen Phrasen im directen Widerspruch steht die Phrase: eine Mission haben. Mission heißt Sendung und zwar Sendung von Gott. Moses hatte eine Mission, die Jungfrau von Orleans hatte eine. Aus der Heiligensprache ging das Wort in die Profansprache über und zwar für große und erhabene Veranlassungen. Der Journalismus endlich tilgte auch diese letztere Bedeutung daran; in seinem Streben, den Tag möglichst interessant zu machen, beehrt er alles beim Tag und der Stunde Beschäftigte mit dem Complimente, daß es eine Mission habe. Seltsam; während der Mensch die Dinge nicht mehr erzeugt, sondern nur noch vertritt, während

er keine That mehr hat, sondern nur noch ein schönes Streben, wird ihm desungeachtet jede Bagatelle zur Mission. Im Munde der Zeitungen hat der moderne Mensch keinen Beruf, keine Pflicht, keine Arbeit mehr, sondern er schwimmt in Missionen. Aber wie komisch, wenn ein Legationssecretär dritten Rangs eine Mission nach Flachsenfingen hat, oder wenn eine Sängerin durch einen Schnupfen ihrer Mission entzogen wird, oder wenn ein Dorfgeschichtenschreiber im Drama seine Mission verfehlt und in der Ruh- und Oshenpoesie seine Mission erfüllt u. s. w.!

Der Ausdruck Beruf ist also mit Mission offenbar schlecht übersezt. Was aber sollen wir dazu sagen, daß in allen Dictionärs der Zeitungsbureauz engagiren zu deutsch gewinnen heißt? Eine wunderliche Uebersetzung! Indem wir sie zu begreifen suchten, war unser erster Gedanke, man übersezt vielleicht so in seltenen und ausnahmsweisen Fällen, in Fällen, wo wirklich ein auszeichnender Grad von Höflichkeit „angezeigt“ ist. Man sagt für engagiren gewinnen, etwa von einem großen bedeutenden Künstler, welchen gleichzeitig viele zu engagiren wünschen, so daß derjenige, der ihn wirklich engagirt, in der That wie der glückliche Gewinner eines Treffers zu betrachten ist. Aber dem ist nicht so. Nicht bloß das Beste, Alles wird „gewonnen“. Die obscursten Namen werden gewonnen; frische und ausgejungene Stimmen, neue und abgespielte Comödianten. Auch gut. Im Grunde ist es so mißbräuchlich nicht; jeder Miethcontract zielt auf Gewinn; Jeder der ein Engagement anbietet, hofft zu gewinnen. Also schreiben wir statt engagirt, gewonnen werden. Aber schreiben wir's consequent; schreiben wir auch: die Köchin ist von ihrer Frau, der Schneidergeselle von seinem Meister gewonnen worden. In der That dürfte eine gute Köchin viel schwerer zu gewinnen sein als ein Hüpfker und Schreiber. Nicht doch,



sagt ihr, man will der Kunst die Ehre geben. Wirklich? Wir wollen sehen! Zeigt uns also gefälligst das Zeitungsblatt, auf welchem gedruckt steht: Die Nibelungen von Hebbel sind dort und dort zur Aufführung gewonnen worden! Und die Nibelungen von Hebbel gehören doch ein klein wenig in die Kunst, nicht wahr? Ihr erröthet? Aha! wir stehen also vor einer jener Zeitungsphrasen, welche die Gedankenlosigkeit, nicht eine durchdachte und anständige Absicht creirt hat. Dramen werden nicht gewonnen! Ein Drama wird nur schlecht und recht angenommen. Annehmen hat zum Gegensatz Abweisen, und eine fatale aber unausbleibliche Ideenverbindung nöthigt uns, bei dem einem auch das andere zu denken. Zu denken? nur zu denken? Ei doch, man schreibt es ja ausdrücklich! Man schämt sich nicht zu schreiben: Hebbel's Nibelungen sind von dem Hoftheater in Kuhnappelpappel zurückgewiesen worden. Zurückgewiesen! Pfui über das gendarmenhafte, bettelvogtmäßige Wort in der Kunstsprache! Wenn schon ein Drama nicht gewonnen wird, könnt ihr nicht sagen, es wird erworben? Und könnt ihr nicht sagen, es wird abgelehnt, statt zurückgewiesen?

Jedermann fühlt, wie weit wir diese Proben der journalistischen Sprachfabrik noch fortführen könnten. Ja, vielleicht nimmt sich ein aufmerksamer Leser in der Provinz, der seine Zeitung wirklich noch liest, nicht bloß durchfliegt, nach dieser Anregung die Mühe und notirt sich einmal aus dem Laufe seiner Jahrgänge alle sprachlichen Neubildungen, die ihm nach und nach auffallen. Der Mann dürfte schöne Sylvesternächte feiern! Er dürfte die Entdeckung machen, daß ihm von der Sprache Goethe's und Lessing's Jahr für Jahr ein Stück abhanden gekommen ist.

Man mißverstehe uns nicht. Das Princip, welches diesen Neuerungen zu Grunde liegt, sechten wir keineswegs

an. Die Zeitung bedarf ihre eigene Redeweise; wir gestehen ihr das zu. Stets neu, stets interessant, stets wachsam, wichtig und allarmirend wie sie ist, sein muß und sein will, spricht sie die Sprache der Aufregung. Stets fatiguir, stets enttäuscht, stets um Erfolge und Ziele, ja oft ums Dasein betrogen, stets sclavisch im Joche, mit Schnellpressen und Sekzmaschinen, mit Posten und Telegraphen stets im Wettrennen, spricht sie aber auch die Sprache der Abspannung. Drittens spricht die Zeitung, die mit der ganzen Mitwelt mitleben, und um Einfluß zu haben, auf gutem Fuß mit ihr stehen muß; die das Vortreffliche nur selten, dagegen das Schlechte und Mittelmäßige als Regel, als Tuch und Unterfutter des Jahrhunderts sieht, die Sprache der Schonung, der Höflichkeit. Auf dieses dreitheilige Schema ungefähr wird sich alles zurückführen lassen, was von neuerungssüchtiger Eigenthümlichkeit den Zeitungsstyl kennzeichnet, was seine Phrasologie motivirt.

Wir haben nichts dagegen. Kein Motiv ist schlecht, nur die Art, ihm genug zu thun, kann es sein. Spricht die Zeitung die Sprache der Aufregung, so kann sie damit sicherlich übertrieben, schwülstig und hyperbolisch-mißbräuchlich werden (siehe: Mission und unberechenbare Tragweite!), sie kann aber eben von dieser Aufregung Schwung, Glanz, Feuer und Leben, dichterische Kraft und Originalität erhalten und die Sprache aufs glücklichste heben. Spricht die Zeitung die Sprache der Abspannung, so kann sie freilich Gefahr laufen, sich das Denken ein wenig leicht zu machen, sich Denk-Abbreviaturen zu erfinden, Ausdrücke, die in passenden Fällen angehen, in tausend unpassenden zu wiederholen (vertreten und angezeigt!), kurz einen stehenden Styl auszubilden, der wo möglich sich selbst schreibt. Andererseits aber wäre ein stehender Styl gar nicht so übel. Alle Welt weiß, wie sehr es unserem

Deutsch daran fehlt, wie spröde der Stoff jeder einzelnen schriftstellernden Hand widerstrebt, wie geschmeidig dagegen die Plasticität — um ein physiologisches Wort zu gebrauchen — des Französischen und selbst auch des Englischen zur Hervorbringung bezeichnender und handjamer Rede-Stereotypen sich anläßt. Spricht endlich die Zeitung die Sprache der Schonung und Höflichkeit (schönes Streben, gewonnen für engagirt werden), so ist es ebenso bekannt, daß unser Deutsch, welches mehr zur derben Aufrichtigkeit, als zur feinen Umschreibung inclinirt, eine Schule des guten Tones gar wohl vertragen könnte und noch lange keinen Ueberfluß, vielmehr einen rusticalen Mangel an wohlthuenden Redensarten besitzt. Auch hier könnte die Zeitung um unsere Sprachcultur von Verdienst sein.

Aber in all diesen Fällen mußten wir sagen: sie könnte! Unsere angeführten Proben dagegen dürften gezeigt haben, was für ein Unterschied ist zwischen dem möglichen Können und dem wirklichen Thun. Die Zeitung kann Beides: sie kann unsere Sprache ausbilden und kann sie mißbilden. Ja, eines von Beiden muß sie sogar, denn nichts ist gewisser, als daß sie die Sprache nicht lassen kann, so wie sie ist. Journale müssen nun einmal anders sprechen als Bücher und unaufhaltbar ist der moderne Massen-Bildungsgang vom Buch zum Journal. Sehr richtig hat Lamartine bemerkt: sonst wuchsen die Journale aus den Büchern, heute wachsen die Bücher aus den Journalen. Mehr und mehr wird der Roman Feuilletonroman, die gelehrte Abhandlung populäre Vorlesung, die Wissenschaft Correspondenz; der Zeitungs-Mitarbeiter pflegt nach und nach sein Eigenthum in Buchform zu sammeln und wieder an sich zu nehmen, und zahllos sind bereits die Bücher, welche nichts anderes sind, als zurückgenommenes Zeitungsgut. Schriftsprache wird mehr und mehr heißen: Journalsprache.

Kleinlich, kindisch und veraltet ist unter diesen Umständen die Aufgabe des Purismus. Was will eine Handvoll Fremdwörter mehr oder weniger zu bedeuten haben, wo es sich innerhalb der Sprache selbst um eine ganze große Revolution handelt?! Auch ist diese Revolution den Puristen entwachsen. Glaubt man, der Riese wird Gesetze annehmen von einer Académie française oder einer Accademia della Crusca? Das waren Institutionen für jugendliche Literaturen, für aristokratische zumal, die in Händen nur eines kleinen Bildungsadels lagen. Die großgewachsene, allgemein verbreitete und demokratische Literatur des Journalismus läßt sich vom privilegierten Puristen nicht gängeln. Nur einer kann jetzt Purist sein, nämlich der Journalist selbst, der denkende Journalist an tonangebenden Blättern.

Wir haben den Journalismus in seiner corrosiven Einwirkung auf die Sprache mit dem Sauerstoff in der Luft verglichen. Aber ein Unterschied ist doch. Der Sauerstoff ist eine blinde Naturkraft und Journale werden von bewußten Vernunftwesen geschrieben. Sie können aufmerken auf das was sie thun, sie können zerstören und aufbauen mit freier Wahl.

Mög' euch denn das Bewußtsein eurer Mission — einer wirklichen Mission! — keinen Augenblick verlassen, Hüter der Sprache, Schreiber der Sprache! Bedenkt dieses: Vor einem gutgehaltenen Parke steht das Placat: „Es wird höflichst ersucht, nichts abzureißen und zu beschädigen.“ Den Bestand eines Forstes hütet das Waldfrevelgesetz und der Zerstörer, welcher Muthwillen übt, oder durch sein unvernünftiges Vieh Muthwillen üben läßt, wird empfindlich bestraft. Den Wald und Garten der Sprache schirmt — nichts! Er ist eurer gänzlichen Discretion überlassen. Rein Hand- und Fußeisen bestraft eure Baumschivel, nicht einmal ein hölzerner Pfahl steht da mit einer polizeilichen Bitte.

Wehrlos ist euch die Sprache preisgegeben, wie nie ein Volk seinem Despoten, eine Sclavin ihrem Herrn überliefert war. Nichts beschränkt euren Mißbrauch, wenn euch die stumme Schönheit nicht rührt, welche aus Lessings und Winkelmanns Schriften, aus Goethes und Schillers Kunstwerken den Gruß heimatlicher Ehren euch entgegenbringt. Geht mit eurer Sprache um, wie mit eurer Ehre! Verleidet dem Sohn des Jahrhunderts den Genuß eurer neuen Ideen nicht durch eure neuen Barbarismen. Bedenkt, daß das Neue schon an sich genug der Widersacher hat, wollt ihr auch noch jene Gemüther zurückschrecken, welche eure Neuerungen aus bloßer — Kei-lichkeitsliebe zurückweisen? Wollt ihr zu euren religiösen und politischen Feinden auch noch ästhetische haben? Diese Gefahr aber liegt gar nicht so fern. Wir sind bald hier bald dort feinfühligem Gemüthern begegnet, welche sich das Zeitungslesen abgewöhnt haben aus Abscheu vor dem modernen Zeitungsjargon. Auch der Sprachsinn hat seine Empfindlichkeit wie ihn der Gehörsinn gegen falsche Noten hat. Aber nur ein Operndirector ist in der Lage, heute einen Mozart und morgen einen Richard Wagner aufzuführen um sowohl die Harmonischen als auch die Disharmonischen zu befriedigen. Die Zeitungssprache dagegen kann nicht heute für Classiker und morgen für Barbaren schreiben. Sie muß Partei ergreifen. Und entscheidet sie sich für die Partei der Barbaren, so gibt es im Parteidienst bekanntlich keinen Stillstand und keine Mäßigung, sondern sie wird es in Kurzem dahin gebracht haben, — daß das Deutsch Lessings und Goethes aufhört eine lebende Sprache zu sein!

---

Nachtrag bei der Herausgabe.

Seit ich Obiges schrieb, ist aus den Journalspalten wieder ein neues Ungeziefer ausgekrochen, — neu wie die Heblaus und auch so wurzelgefährlich.

„Das Gesetz ist schon so weit fertig, daß es nur noch paraphirt zu werden braucht“, schreibt der Journalismus jetzt mit großer Gemüthsruhe und nicht bloß der, welcher schmirt, sondern welcher wirklich schreibt. Auch die „Neue Freie Presse“ schreibt so.

Wahrlich unerhört! Auf der geradesten Linie dieses Wegs könnte man z. B. auch „Umungen“ und „inirt“ schreiben, statt: Umgebungen, Umarmungen, Umschreibungen, internirt, incarnirt, incrustirt zc. Wenn paragraphirt auch paraphirt heißen kann, so ist die menschliche Sprache überhaupt abgeschafft, denn jedes Menschenwort ist eine Wurzel oder hat eine Wurzel. Paraphirt hat keine, just sein vitalstes Glied fehlt (das Glied heißt articulus), es ist unarticulirt, mithin ein Thierlaut.

Oft genug der natürliche Laut, aber doch unstatthaft dort, wo man nichts Geringeres als Mensch zu sein glaubt!

---

## Bücher-Frou-Frou.

Mitte Jänner 1876.

Gewisse Bemerkungen müssen zur Unzeit gemacht werden.

Hätte ich gegen den Buchflitter in den zwei Flitterwochen der Bücher geschrieben, nämlich zwischen Weihnachten und Heiligen Dreikönig, — ich wäre als ein Nero und Herostrat „des Geschäfts“ verrufen worden; das Inserat hätte mich wegen Mißbrauch der Feuilleton-Kanzel verklagt, und kaum weiß ich, ob ich bis vor's Geschworenengericht des Publikums gekommen wäre, oder ob nicht schon die Redaction als Polizeigericht und erste Instanz die Unterdrückung meines ungedruckten Manuscriptes verfügt hätte; etwa wegen Gewerbs-

störung, oder wegen Störung des ehelichen Hausfriedens zwischen ihrer Feuilleton- und Annoncenseite, oder wegen . . . . aber welche Unterdrückung hätte nicht Gründe? Kurz, die billigsten Menschen, Leser, welche mich „wirklich achten“, hätten diesmal gefunden, daß ich gegen Handel und Industrie „doch allzu unfreundlich auftrete.“

In Gottes Namen! obwohl es ein Wahn ist.

Aber man ist kein Menschenfresser, man hat Tact und so schweigt man in der 14tägigen Brunnstzeit der Flitterbücher, weil sich's das Geschäft nun einmal einbildet, daß der Flitter ein Geschäft ist, obwohl es ein Wahn ist.

Leicht ist es übrigens nicht, zu schweigen, das mögt ihr mir glauben! Und lieber versäumt man das „Gelegenheits“-Feuilleton und spricht nach der Gelegenheit, als daß man gar nicht spräche.

Aber wann wäre denn die Gelegenheit nicht? Jeder Augenblick ist die Gelegenheit! Es muß nicht eben zwischen Weihnachten und Heiligen Dreikönig, es kann an jedem andern Tage des Jahres gewesen sein, als Jean Paul eine Satyre, die man damals noch nicht Feuilleton nannte, dem Publikum deutscher Nation zum Besten gab, nämlich seine „Landesverordnung gegen den Kleiderluxus der Bücher.“

Vor achtzig Jahren! Was würde Jean Paul erst heute sagen, wenn er unser Illustrations-Wesen oder Unwesen erlebt hätte?! Der Kleiderluxus der Bücher bleibt längst nicht mehr beim Kleide, d. h. beim Einbände stehen; auch kann ich den vergoldeten, lackirten, gepreßten und geschniegelten Buchbinder-Quark im schlimmsten Falle herunterreißen, in jedem Falle erbleicht er, vergilbt er und blamirt er sich selbst mit der Zeit; wie aber rettet man sich vor dem frecheren Kleiderluxus der Bücher, vor der Illustration, womit das Innere des Buches durchschossen ist, so daß dem Freund des edlen unverfälschten Schrifts sein reiner Wein wie mit schändlichem

Bleizucker vergiftet wird? Das ist schon nicht mehr Kleiderluxus, das ist verderblicher Naschluxus, innerlich einzunehmen!

Es thäte wahrlich ein zweiter Lessing noth, der „über die Grenzen der Poesie und Malerei“ aber diesmal in einem anderen Sinne das gebildete Publikum aufklärte, ehe es rettungslos der Begriffsverwirrung über Mein und Dein und aller Verwilderung verfällt, welche aus verwirrten Fundamental-Begriffen der Aesthetik, fast möchte ich sagen, der Sittlichkeit entspringt.

Wenn ein Goethe mit der höchsten dichterischen Bildkraft ein Gretchen hervorbringt, welcher Radirer, Schaber und Krizler darf sich zwischen mich und Goethe stellen mit der Präntension: Du sollst Dir das Gretchen vorstellen, nicht wie es Goethe will, sondern wie ich es will? Das wäre schlechthin erlaubt? Was ist denn alle Geisteswollust der Poesie als der Anstoß, welchen die Phantasie des Dichters der Phantasie des Lesers mittheilt? Und dazwischen dürfte ein Stoßballen sich einschieben, welcher illustriert, und welcher im Bunde der Dritte sein will? Ich dünkte, es gebe mehr als Einen Bund, welcher zu intim, zu persönlich für einen Dritten!

Man nenne mir nur nicht jene Beatricen, Julien, Gretchen welche gelungene Illustrationen sind, und „einen würdigen Platz an der Seite des Dichters“ einzunehmen verdienen. O über die große Würdigkeit, wenn, was ein 40füßiges Teleskop gefunden, schon ein 20füßiges — nach Herschel — wiederfinden kann?

Ich werde mir nie einbilden, daß ich Julien oder Gretchen gedichtet haben könnte, aber ich wage es, mir einzubilden, wenn ich zeichnen gelernt hätte — und dichten kann man nicht lernen — daß ich es mit allen illustrierten Gretchen und Julien aufnehme. Ich, sage ich, nicht als Person, sondern als Publikum. Welcher Leser könnte denn das nicht?



Ja vielleicht braucht es in geistigen Dingen nicht einmal des 20füßigen Teleskops; ein 10-, ein 5füßiges möchte schon genügen.

Uebrigens — um so schlechter die Illustration, je besser sie ist! Glücklich genug, wenn sie einfach und handgreiflich schlecht ist. Sie hat dann so wenig Chance, wie ein Verführer, welcher plump spricht. Weh' aber, wenn der Verführer eine feine und anständige Sprache spricht! Er wirkt! Ich spüre den perfiden Raub nicht, ich spüre den Verlust meines Rechtes und Eigenthums nicht, denn ich habe sie ja, die dichterische Frucht, ich habe sie ganz und vollgiltig und meine sogar, der Dichter selbst würde sich freuen, wie gut sie der Zeichner gepflückt hat. Ganz recht, der Dichter! Er noch eher! Aber nicht so der Leser, welchem von der Pflaume, von der Weinbeere, wenigstens der Duft abgestreift ist, den ihr die fremde Hand genommen, auch wenn sie sonst nichts genommen. Dieser Duft ist eben *Deine* Originalität, *Deine* Selbstthätigkeit, *Dein* Muth, mit dem Flug des Dichters einen Parallelfzug zu wagen; kurz die unverlegte Freiheit *Deiner* eigenen Phantasie. Laß' Dich stützen, wo Du keine Krücken brauchst, schwimme mit Kork, wo Du frei schwimmen kannst, und Du verlierst das Maß der Dinge. In irgend einem Sinne wirst Du unselbstständig, haltlos, unsittlich. Der Illustrator stört den Pflichtenkreis zwischen Dir und dem Dichter: er gewöhnt *Deiner* Phantasie Indolenz, Bequemlichkeit, Abhängigkeit an, er macht Dich fauler, nachlässiger, er schwächt Dich, er entmannt Dich.

Ich spreche von Dingen, die man leider nicht ausmessen kann, wie die Dauer der Kohlenvorräthe, sonst getraute ich mir zu beweisen, wie durch das Illustrationswesen der Phantasie-Vorrath der Leser factisch schon abgenommen hat und ihre Einbildungskräfte blasirter geworden sind. Es könnte eine Lese-Generation kommen, welche auch das zündendste Dichter-

Ideal nicht mehr nachzudichten vermag; aber welche Dichter können dann noch kommen? So klagt man jetzt schon über das Versiegen der dramatischen Poesie mitten in der Hochfluth der theatralischen Ausstattungs-Industrie. Einige Hunderte will man an Preisstücke wenden, wo man Hunderttausende an Costümes und Maschinen wendet. Ursache und Wirkung! Aber was ist denn die theatralische Ausstattung anders, als die Illustration im cynischen Riesenformat und mit beleidigendster Zubringlichkeit?

---

## Biblia sacra.

Ende Jänner 1872.

„Papa, was hat denn der Moses bekommen für den Text zu der illustrierten Bibel von Doré?“ So fragte ein vorwichtiges Bildungs-Kind, im Flügelkleide seiner ersten Bekanntschaft mit Literatur und literarischen Dingen.

Man hört immer etwas Neues!

Den ältesten Leuten wäre es nicht eingefallen, sich darum zu bekümmern, wie viel der Verfasser der Bibel Honorar bekommen und ob sein Verleger splendid war. Was den ältesten entging, schnappten die jüngsten auf, und ein zehnjähriger Knabe fragte darnach.

Uebrigens hat er gar nicht so dumm gefragt, dieser kleine literarische Charakterkopf, wie denn Kinderfragen selten so dumm sind, daß sie nicht in's Geheide zu übersetzen wären, — wenn sich der beeidete Uebersetzer dazu findet.

Der letztere z. B. brauchte die Frage nur so zu übersetzen: Wie viel bleibt für Moses noch übrig, und welchen Tribut bezahlt das geistige Auge unserer Phantasie den Wun-

derformen des Pentateuchs, wenn das Sinnenaue seine ganze Zahlungsfähigkeit für Illustrationen erschöpft, welche ein moderner Pariser den Schlußtableaux der großen Oper entlehnt zu haben scheint?

Ich scheine damit auf das Thema meines letzten Feuilletons: „Bücher-Frou-Frou“ wieder zurückzukommen; aber das ist auch mein Zweck.

Dieses Feuilleton nämlich ist von Seite des Publikums mit ein paar Zuschriften erwidert worden, welche wenigstens in der Hauptsache auch Zustimmungen waren. Ein Anonymus, „ein Verehrer“, wie er sich zur Versuchung meiner Bescheidenheit unterzeichnet, wagte sogar die verwegendsten Ausdrücke süddeutscher Lebhaftigkeit, um mich seiner Sympathie zu versichern; zuletzt aber bedauerte er doch, daß ich just Doré's Bibel als Sündenbock der Illustrierverfälschung genannt; dieses Buch möchte er ausgenommen wissen.

Das Schreiben des werthen Mannes repräsentirt mir in jedem Sinne den Leser in genere, den theilnehmenden und wohlwollenden Leser, den sich der Schriftsteller wünscht. Ich glaube daher dem Publikum selbst zu antworten, indem ich dieses Privatschreiben beantworte.

Ein Gedanke, welcher im Principe adoptirt und als richtig erkannt wird, soll sich zu Ausnahmen bereit finden lassen. Das ist leicht und unmöglich zugleich.

Es ist leicht, denn kein Gedanke wird so tyrannisch und unduldsam auftreten wollen, daß er dem individuellen Spiel der Privatliebhaberei nicht einigen Raum einräumte.

Es ist unmöglich, denn diesen Raum einmal eingeräumt, wo bleibt dann noch Raum für den Gedanken selbst? Wenn sich Dieser z. B. Doré's Bibel ausbittet, Jener Flaxman's Homer, ein Dritter Karsten's Zeichnungen zum Dante, ein Vierter Raulbach's Goethe-Gallerie, — wo bleibt dann noch

der polemische Grundgedanke gegen das Illustriren zugegeben? Er verflüchtigt unter lauter Ausnahmen.

Freilich sagt der „Berehrer“ zu Gunsten seiner Doré-Bibel sehr sinnig Folgendes: Nach der Bibel ist gezeichnet und gemalt worden vom Anfang der Kunst an. Vom 5. Jahrhundert an bis auf Führich und Overbeck herab, hat sich die Kunst mit der Bibel beschäftigt und im weiteren Sinne die Bibel illustriert. Warum sollte es nicht auch Einer unter Hunderten — Doré — thun? Die Bibel hat eine privilegierte Ausnahmstellung zum Illustrations-Wesen. Wenn dieses zu verwerfen ist, weil sich der Illustrator zwischen Dichter und Leser unbefugt drängt, und dem letzteren Gestalten unterschiebt, welche der Leser sich selbst imaginiren will, so übe Doré diese Usurpation nicht aus, denn jede Figur nach Doré hat der Leser schon hundertmal nach Anderen gesehen, und die Phantasie behält wieder völlige Freiheit. Ein-, zwei-, dreimal bindet und stört die Illustration, aber unendlich fortgesetzt, wie bei der Bibel, befreit eine Illustration von der andern und werden die bindenden Fesseln zuletzt so gelöst, daß die Phantasie wieder sich selbst zurückgegeben wird.

Vortrefflich bemerkt! Aber eben deshalb antwortete ich ja. Es klingt so klar, so gerecht und billig, daß es wie der *bons sens* des Publikums selbst klingt; es hat so viel Schein der Wahrheit für sich, daß ich verpflichtet bin, den Schein eben doch nur — als Schein nachzuweisen.

Illustration ist das Bild, das mit jedem Exemplare einer Buchauslage unabweislich mit in den Kauf geht: kurz, das Bild mit dem Buche zusammengebunden. Das ist Illustration im einzigen Sinne: es gibt keinen engern und keinen weitern. Wie geistreich und scheinbar unschuldig klingt es, daß alle biblischen Bilder aller Kirchen und Kunstgalerien eigentlich Bibel-Illustrationen im weiteren Sinne wären!

Dürfte man aber wirklich so weit gehen, so könnte man ja auch die Landschaften Illustrationen nennen. Ein Bild vom Gmundnersee wäre dann eine Illustration des Gmundnersees; ein gemalter Golf von Neapel eine Illustration des wirklichen u. Jedermann fühlt indeß, daß das nicht der Fall ist. Es wäre der Fall, wenn irgend ein Toller den Einfall hätte, rings um den Gmundnersee und um den Golf von Neapel herum Pfähle einzuschlagen, auf welchen Landschaftsbilder vom Gmundnersee und vom Golf von Neapel aufgehängt wären. Erst dieses Verfahren würde der Illustration ähneln; aber wie kolossal scuril und beleidigend wäre es auch!

Es hat aber noch einen tieferen Grund, warum mir just Doré's Bibel eingefallen.

Wenn die niederländische Schule das Volk der Bibel — als Flammänder-Bauern malte; die römische als Römer und Griechen; die neu-französische als Araber, wenigstens als vermeintliche Araber, so soll über den Styl nicht gestritten werden; bei der Bibel liegt die Stylfrage anders und höher. Die Frage liegt so: Bist Du gestimmt wie die Bibel oder nicht? Malst Du im Ernst oder im Spaß? Bist Du ein Gläubiger oder ein Wissender?

Einst glaubte man, das Hohe Lied sei eine Allegorie auf die Braut Christi, auf die Kirche. Jetzt weiß man, das hohe Lied ist — ein Gedicht von Heine; nämlich ein sinnlich-brünstiges Liebeslied; für mich wenigstens leidet es gar keinen Zweifel, daß es der jüdische Ahnherr von Heinrich Heine gedichtet hat. Die Gläubigen konnten es illustriren von Ostade's bis zu Raphael's Atelier, es war Ein Styl, der gläubige Styl! Wie wollen es die Wissenden illustriren?

Ein recht draftisches Beispiel! Weil sich schon einmal Heine in die Bibel verirrt hat, wie wär's, wenn sich im

Laufe der Jahrtausende ein anderes Gedicht von Heine „Crapulinski und Waschlappski“ in die Bibel verirrt? Der polnische Patriotismus ist stark und versetzt Berge, wie wir wissen; er thäte damit kaum etwas Stärkeres als was der christliche Patriotismus mit dem hohen Liede gethan. „Eine Laus und eine Seele;“ — Laus ist ein Druckfehler; „unsere Frauen sie gebären, unsere Jungfrau'n thun daselbe;“ — Jungfrau ist im mystischen Sinne zu nehmen: nur diese zwei Correcturen brauchte man (und Pfaffen haben schon ärger „corrigirt“) so könnte Crapulinski und Waschlappski das hohe Lied einer künftigen Polenbibel werden!

Und nun sage mir dieses: Wie illustriest Du im Bibelstyl Crapulinski und Waschlappski, wenn Du den Schalk merkst? Was ist das für Bibelstyl? An dieser Frage geht Doré zu Grunde!

Zübrich und Overbeck nicht. Sie zeichnen getrost für die Gläubigen, verschließen ihre Augen für die Ungläubigen und für die Thatsache ihres überwuchernden Daseins — und die Sache ist gut. Wie stehts aber mit Doré? Glaubt er? Zeichnet er für Gläubige? Bist Du selbst gläubig, gebildeter Besitzer der Doré-Bibel?

Kurz, die Bibel ist entweder Biblia sacra, oder sie ist es nicht. Doré nun denkt freilich: es gibt eine Durchschnittslinie zwischen Heilig und Weltlich und das ist — pathetisch. Er zeichnet hoch pathetisch.

Aber das gilt nicht. Sind Crapulinski und Waschlappski nicht heilig, so sind sie auch nicht pathetisch. Nehmt der Bibel den Glauben und sie wird nicht blos weltlich; das Weltliche muß sofort in seine weiteren natürlichen Bestandtheile zerfallen, bis zum Frivolen, Lächerlichen, Cynischen, bis zur Farce und zur Posse.

Als der Olymp nicht mehr geglaubt wurde, war er freigegeben — für Lucian und für Offenbach. Es gibt kein menschliches Wesen — genannt Doré — mit dem Griffel des Ernstes in der Hand und mit dem Schalk in dem Herzen. Ernst oder Scherz! so steht die Frage; nicht bloß heilig oder weltlich.

Und diese Frage verwischt mir auch das Theaterpathos Doré's nicht; ja er am wenigsten. Mit Grund fiel mir seine Bibel ein, als ich ein Beispiel zur inneren Unwahrheit und Unfittlichkeit der Illustrierte-Mode brauchte.

---

## Falsche Richter.

Februar 1872.

Wenn ich anders Gehör finden kann, so möchte ich mir eine Bemerkung erlauben, welche gegen den Strom schwimmt und welche die angenommene Tradition gegen sich hat. Es ist ein Wort über die Stellung der deutschen Dichter zur „Misere“ der deutschen Verhältnisse. Es fiel mir eines Tags auf, daß man in diesem Punkte nicht blindlings zu unterschreiben brauchte, was die Biographen und Literaturhistoriker wie einen „Tagbefehl“ zu publiciren für gut befunden haben, sondern daß man gar wohl mit eigenen Augen sehen und mit eigenen Denkorganen prüfen könne, ob dieses Verhältniß jederzeit in der richtigen Beleuchtung uns vorgemalt worden, oder ob die Richter gelegentlich nicht falsch aufgesetzt seien.

Grabbe z. B. ging zu Grunde — wie Niemand sich leugnet — durch das angeborene Unglück einer Naturanlage, welche nun einmal der verkörperte Gegensatz von Ordnung und Harmonie war. Weil aber Grabbe gleichzeitig der Sohn

eines deutschen Kleinstaates ist, so hören die Stimmen über Grabbe nicht auf, die Misere der deutschen Kleinstaaterei, welche diesem Titan nicht Raum gegeben, und deren Enge ihn aufgerieben, mit unverwüßlicher Hartnäckigkeit zum Mitschuldigen seines Unterganges zu machen. Nichts kann signifikanter sein, als — um die neueste Stimme über Grabbe in Johannes Scherr's „Dämonen“ zu citiren — mit welcher falschen Lichtern diese zwei Motive: Selbstschuld und Kleinstaaterei, auch hier wieder in einander gemalt sind. Hören wir!

„Unter sothanan Umständen wurden die guten Detmolder förmlich stolz auf „unser Genie“ und der Ruf desselben drang sogar zu den erhabenen Höhen hinauf, allwo der Selbstherrscher von Lippe thronte. Serenissimus geruhten zu geruhen, daß auch der Staat den literarischen Verdiensten „unseres Genies“ seine Anerkennung zollen mußte, und wie in der Flachsenfingerei selbst das Gute und Lößliche fast immer mit Nothwendigkeit zu einer Caricatur wurde und wird, so geschah es auch hier. Auch in einem wirklichen Staate wäre es nicht ganz leicht gewesen, für einen Dietrich Christian Grabbe das richtige Amt zu finden, in Lilliput war es unmöglich. Der Dichter wurde im Jahre 1827 zum Auditeur des Lippe'schen Heeres, will sagen Bataillons, ernannt, und er hat sich dann auch als ein nie dagewesenes und schwerlich jemals wiederkommendes Unicum von Auditeur dargestellt. Man ließ ihn aber mit größter Nachsicht eine erklecklich lange Zeit amten, wie sein Humor es ihm eingab, und dieser gab ihm Kleinzaches-Sprünge ein, wie sie in deutschen Amtstuben noch nie vorgekommen waren und wohl nie wieder vorkommen werden. Abgesehen davon, begann jetzt Grabbe's Glückszeit, falls nämlich solche dämonische Naturen überhaupt glücklich sein könnten“ zc.



Je aufrichtiger man selbst Demokrat ist, um so aufrichtiger muß man bedauern, wenn mit der demokratischen Parteifarbe, — wie hier — ein Mißbrauch getrieben wird. Glücklicherweise aber ist ein Deutscher noch ehrlich, selbst wo er parteiisch sein will (ein Franzose macht es bekanntlich umgekehrt); — die wirkliche Wahrheit spricht in diesen Zeilen so offenbar, daß sie jedes Kinderauge herauslesen kan. Sie spricht folgendes:

Grabbes Dichtertalent errang sofort nach seinen ersten Publicationen die öffentliche Anerkennung seiner Mitbürger, und es ist bekanntlich ein ausgezeichnete Fall, Prophet im Vaterlande zu werden. Aber Detmold hat sich ausgezeichnet. Der Fürst von Detmold hört und ehrt die öffentliche Meinung über Grabbe, (was kann man mehr von einem Fürsten verlangen?) und verleiht dem jungen, damals erst 26jährigen Dichter eine Anstellung. Er macht ihn zum Auditeur des Rippe'schen „Heeres“, welches aber, wie wir hören, bloß ein „Bataillon“ war. Es wird also fast eine Sinecure gewesen sein und insofern gewiß keine lächerliche und unpassende Anstellung; denn was braucht ein Dichter mehr zum Dichten, als eine mußevolle Sinecure? Auch wird es ausdrücklich bezeugt, daß damit des Dichters „Glückszeit“ begann, was in schiefen und lächerlichen Verhältnissen nicht wohl möglich wäre. Der Dichter mißhandelt dieses Amt durch seine thörichte Aufführung, aber man läßt ihn „mit größter Rücksicht“ und zwar „eine erklecklich lange Zeit“ im ruhigen Genuße seiner Staatsversorgung. Und nun möchte ich wissen, was ein König von Großbritannien und Irland mehr für einen Dichter thun könnte?!

Demnach ist „das Gute und Löbliche“, das hier geschehen ist, ein ehrliches Zugeständniß, dagegen ein falsches Licht, wie die unbewiesene Behauptung hinein gemalt wird, daß es in der Flachsenfingerei mit Nothwendigkeit zu einer „Carricatur“

werden müßte. Warum? Den Beweis! Wenn Etwas, so ist der Dichter selbst die Caricatur, von welchem sein Biograph Ziegler zu erzählen findet, wie er in Unterhosen und darüber gezogenen schwarzseidenen Strümpfen, in rothkattunenem Nachtkamisol und darüber gehängtem schwarzen Frack zwei Offizieren den Diensteid abnahm. Solche Klein-Zaches-Sprünge muß man nicht just in Detmold machen, man hätte sie überall gemacht. Die Erhabenheit konnte das Vaterland nicht an den Fußsohlen mitnehmen, aber die Scurilität hätte es überall mitgenommen.

Eine wohl einzuschaltende Clausel „falls nämlich solche dämonische Naturen überhaupt glücklich sein könnten!“ Das ist's. Wozu noch mehr als das? Der Dämon aus der Familie Goethe wird im Kleinstaate Weimar glücklich, aber der Dämon aus der Familie Byron wird in Lippe-Detmold so unglücklich, wie er in Großbritannien und Irland mit all seinen Colonien unglücklich geworden. Es hätte daher oben gesagt werden müssen: für einen Grabbe ist es unmöglich im größten wie im kleinsten Staate das richtige Amt zu finden, anstatt, daß sich in einem falschen Lichte diese Wahrheit so ausdrückte: „Auch in einem wirklichen Staate wäre es nicht ganz leicht gewesen . . . ; in Lilliput war es unmöglich.“ Man sehe wohl zu, was durch diese kleine Verschiebung gewonnen worden. Nicht ganz leicht — und — unmöglich! Jetzt ist ein Zwischenraum gewonnen, just so viel Raum als man braucht, um das Steckenpferd zu tummeln gegen: Serenissimus, Nachsenfingerei und Lilliput! Aber der Zwischenraum ist falsch und spiegelt falsche Richter. Er fällt weg, sobald man die ganze Wahrheit sagt: dort wie hier gleichmäßig unmöglich.

Ein Dämon aus der Familie Goethe — in parenthesis gesagt — Gottfried Keller, ist Beamter eines kleinen politischen Gemeinwesens, nämlich Stadtschreiber von Zürich. Das

hindert aber diesen Dichter nicht, in den „Leuten von Selb-  
wylle“ der erste Novellist der Welt zu sein und im „grünen  
Heinrich,“ welcher zwar nicht vollkommen ist als geschlossenes  
Kunstwerk, eine dichterische Anschauungs- und Ausdruckskraft  
zu bewähren, wovon ich in keiner Literatur ein so hochstehen-  
des Beispiel zu nennen wüßte. — —

Von dem Freistaate Zürich, der glücklichen Heimstätte  
eines Dichters, den ich unbegrenzt verehere, ist ein starker aber  
doch nicht gewaltsamer Schritt zu einem ähnlichen Freistaate  
kleineren Formats, zu der weiland freien deutschen Reichsstadt  
Schweinfurt in Franken, welche unserm großen Nationaldichter  
Schiller, als er noch jung und unsicherer Existenz war,  
eine wohlgemeinte Heimstätte wenigstens antrug. So lang  
ich lebe, hat es mich befremdet, in welcher falschem Lichte  
sämmliche Biographien Schillers übereinstimmend und wie  
auf Verabredung als ein schlechthin lächerliches und gar nicht  
anzuzweifelndes Schilbaer Stückchen es erzählen, daß sich  
eine freie Reichsstadt unterstanden hat, einem armen jungen  
Literaten eine Rathsherrnstelle anzubieten, mit dem Wunsche  
verbunden, daß er in diesem Falle eine Bürgertochter der  
Stadt ehelichen möge. „Der Dichter lächelte und legte es  
schweigend ad acta,“ sagen sie alle fast mit den nämlichen  
Worten, als ob sich diese Pointe schon durch sich selbst erklärte  
und völlig in der Ordnung wäre. Ich gestehe aber meine  
Befangenheit, daß sie mir allezeit unbegriffen geblieben, und  
daß mich zwar Schillern selbst gegenüber die schulbige Pietät  
nöthigt, einen guten Grund zu vermuthen, daß ich aber von  
Schillers Biographen, denen ich keine Pietät schuldig bin,  
mich ungern mit meinen eigenen Vermuthungen abspeifen  
lasse, daß ich vielmehr die Beweislast, mit welchem Grunde  
der Dichter verschmäht hat, als ihre dringende und ernstliche  
Pflicht ihnen auferlegt wissen möchte. Mein Lesebedürfniß

bei diesem Passus in Schillers Leben war immer eine Kritik und Analyse, welche redlich in's Einzelne geht, und die Umstände mit individueller Zeichnung vor Augen führt, anstatt des verächtlichen Achselzuckens, womit dieses Ereigniß, weil es nun einmal da ist, mit drei Zeilen literarisch-vornehm und so flüchtig als möglich abgethan wird.

Den Dichter der „Götter Griechenlands“ auf einer Rathsherrenbank — vielleicht mit Korn- oder Hopfenhändlern sitzen zu wissen, das allein giebt mir noch kein lächerliches Bild; lächerlich ist mir das deutsche Bürgerthum überhaupt nicht. Ich schließe vielmehr umgekehrt, daß Korn- und Hopfenhändler, welche einen Schiller beriefen, eines Schiller auch würdig waren. Man bedenke doch! es war ein Schiller, welcher noch lange nicht Schiller's sämtliche Werke geschrieben, sondern welcher — in groben Umrissen und aus der Ferne betrachtet — einstweilen nichts ist, als ein landflüchtiger Rebell, der die ehrlichen Leute mit einer schwülstigen Räuberkomödie erschreckt hat. Daß ich es nur gestehe: Städte, welche unruhigen Stürmern und Drängern ihre ehrenvollsten Magistraturen anbieten, wüßte ich selbst heute noch, anstatt mit dem ehrlichen Namen Schweinfurt, höchstens — anonym zu nennen, nämlich gar nicht. Und es wäre doch heute! unser gepriesenes Heute, wo jede Stadt bereits ihren bronzenen oder marmornen Schiller haben muß und wo die begeisterten Ansprachen und die donnernden Hochs den Cultus des Genius zum Gemeingut aller Köchinnen gemacht haben! Ach, das arme ehrliche Schweinfurt ohne Säger, Turner, Schützen, Festreden, Ehrendiplome, begeisterte Ansprachen, und donnernde Hochs, ohne Holzschnitte, Illustrationen, Galerien berühmter Dichter und Zeitgenossen, kurz ohne den Soufflirkasten unserer ganzen modernen Reclame, der so wunderbar akustisch gebaut ist, der für Jedermann denkt und fühlt und geistreich und gebildet

ist, — das Schweinfurt des vorigen Jahrhunderts mußte den bronzenen Schiller noch aus Haut und Knochen herausfinden, mußte die zwölf Bände Schiller's noch aus dem ersten und zweiten errathen, und mußte das Alles mit eigenen Augen, mit eigenen Köpfen und Herzen, nicht mit abonnierten, illustrierten, fetirten und toastirten, sondern nackt und bloß, wie Hercules in der Löwenhaut, der die zwölf Arbeiten thut ohne Dampfmaschinen und ohne Actienunternehmung. Allen Respekt vor jenem Schweinfurt! Mitten in der Zopf- und Perrückenzeit ein kleines Reichstädtchen, an keiner Weltstraße liegend, stagnirend in alten Sitten, bemoost und scheinbar verrottet, seinem ganzen Zustande nach auf Gewohnheit, Herkommen, Einfalt und Mäßigkeit hingewiesen, kurz auf Conserviren, nicht auf Initiative; ein dunkles Bürgerthum, nicht weltmännisch gebildet wie Leipzig und Frankfurt, sondern einzig vom Saft einer kleinen Localwurzel zehend; dieses Städtchen tritt dem Augustenburger und Carl August, tritt den Herzogen und Großherzogen vor, hält zuerst unserm Nationaldichter die freie Bürgerhand hin, — schlag ein! sei der Unfrige! sei unser Mitregent! Ich kann das nicht nur nicht lächerlich finden; es fehlt wenig, es fehlt sogar nichts, daß ich es groß und erhaben finde. Es muß ein frischer Hauch, ein moderner Geist, ein kräftiges Fortschreiten in jenem Schweinfurt gewaltet haben, daß es nicht den vollendeten, sondern den kämpfenden und ringenden Schiller schon mit so feiner Witterung zu erkennen vermochte. Es setzt helle Köpfe und warme patriotische Herzen voraus, — es müssen ganze Leute gewesen sein, jene Bürger von Schweinfurt.

Aber die Schweinfurterin, welche Schiller hätte heirathen sollen! Ich glaube, jede griechische Republik hätte dasselbe bedungen. Es ist ja natürlich. Wird denn ein Pflanzbürger, wenn er ein rechter und ganzer Mann werden will, die neue

Volksthümlichkeit, in der er aufgehen soll, nicht aus erster und liebster Hand, aus der Hand seiner Hausfrau, sich aneignen wollen? Ist doch das Weib die Verkörperung des genius loci, der beste und kürzeste Auszug von Nationalgeist, Volkssitte, Heimathsgefühl und Gemeinfinn, das natürlichste Band, um an Boden und Menschen zu binden. In Thüringen hat der Schwabe Schiller eine Thüringerin geheirathet; warum hätte er in Franken nicht ein Frankenmädchen heimführen sollen? Auch zweifle ich gar nicht, soweit ich Franken zu kennen glaube, daß von Baireuth bis Frankfurt hinab jeder Dichter von Ort zu Ort seine Dichterbraut fände, — also auch, daß sie Schiller in Schweinfurt gefunden hätte.

Am wenigsten aber dürften wir fürchten, daß das angebotene Amt unpassend und für Schiller's Dichtermuße verderblich gewesen wäre. Wenn ein politisches Gemeinwesen von einem sehr mäßigen Umfang einem Dichter eine Rathsherrnstelle anbietet, so ist damit deutlich gesagt: ich will dich ehren, ich will dich sorgenfrei machen; nicht: ich will dich mit Arbeit erdrücken. Und wollte denn Schiller nicht arbeiten? Hat er nicht gearbeitet? Stellen wir uns den Dichter mit dem begeisterten Blick in den blauen Himmel nur fleißig vor als Herausgeber von Jahrbüchern, womit er sich seinen Unterhalt sichert; d. h. unter Facturen, Frachtzetteln, Packeten, Emballagen, Bindfäden, Siegellack, unter einem beständigen Expediren und Spediteur-sein zwischen Buchhändlern und Mitarbeitern, unter Sorgen für Messen, Posttage und Postschlüsse, unter einem ewigen Hin- und Herwälzen, Durchmustern, Durchlesen, Deffnen und Einsiegeln von Packeten und Ballen. Wollte Gott, wir hätten alle diese Schiller'schen Commis-Stunden für den „Demetrius“ übrig behalten! Nicht die Professur, nicht der fürstliche Zuschuß, der Commis hat Schillern gerettet. Wohl ihm, daß er es konnte! Wohl

ihm, daß er ein Schwabe war, d. h. ein geborner praktischer Geschäftsmann und von jener ungeheuren schwäbischen Arbeitskraft, welche von Tuttlingen bis Valparaiso in allen Factoreien der Welt sich bethätigt. Es leidet mir nicht den mindesten Zweifel, daß Schiller mit jener praktischen Energie, die ihm eigen war, den müßigen Rathsherrn gar nicht geduldet, sondern daß er gern und freiwillig den Geschäften der Stadt sich hingegeben hätte. Vergessen wir nur keinen Augenblick den starken realistischen Zug in Schillers Natur, womit er seinen Idealismus, — wie jede Eigenart, wenn sie nicht schwächlich ist, mit ihrem Gegenpol, zu ergänzen und zu contrebancirciren beieifert war. Und wie er aus Goethes, d. h. aus zweiter Hand dieses Supplement mit dürstender Wahlverwandtschaft sich aneignen mochte; so kann ich mir unschwer vorstellen, daß er die Realität des Lebens, daß er die sinnlichen Verhältnisse und Zustände der Menschen, als ein kleiner Mitregent derselben, aus der ersten Hand, nämlich aus der Hand seiner eigenen Erfahrung und unmittelbaren Betheiligung nur noch naturvoller auf sich hätte wirken lassen. Ist es denn wirklich der bessere Weg, als Herausgeber der „Thalia“ und der „Horen“ im endlosen Correspondiren, Verpacken und Einsiegeln Zeit und Kraft zu verlieren um ein paar hundert Thaler zu gewinnen? Ist es wirklich der bessere Weg, in aller Eile sich zu einem dilettantischen Professor der Geschichte zuzuschneiden und neunundneunzig Bücher zu lesen, um eine hundertste Vorlesung herauszuschlagen? Lesen und lesen! Das bedarf heute keiner Worte mehr. Seit wir selbst Geschichte gelebt und gemacht haben, wissen wir alle, wie viel auf Literaten-Geschichte zu geben ist; aber wie schön wußte es schon vor fünfzig Jahren und fast noch zu Schiller's Zeiten die geniale vorschauende Nahe!, die diese Lese-Geschichte so richtig tagirt!

„Wer ist denn vermögend Geschichte zu schreiben oder zu lesen? Doch nur solche, die sie als Gegenwart verstehen! Nur diese vermögen das Vergangene zu beleben und es sich gleichsam in Gegenwärtiges zu übersetzen. Daher ist das Wort von Friedrich Schlegel: Der Historiker ist ein rückwärts gekehrter Prophet, so richtig; darum Goethe ewig, stets und von neuem so groß, belebend und lebendig, alle Zeiten, Religionen, Ansichten, Ekstasen und Zustände begreifend, darstellend und erklärend. Diejenigen aber, welche mehr Geschichte lesen als selbst leben, wollen nur immer eine gelesene aufführen oder aufführen lassen; daher der leichte Enthusiasmus, die leeren Projecte und dabei das Gewaltsame. Römische Geschichte aufführen wollen mit Intermezzos aus Ludwigs XIV. Leben half Napoleon entthronen. Es wird gewiß bald dahin kommen, — daß man ganz bestimmt und scharf unterscheidet, fast classificirt, ob ein Historiker als mithandelnde Person oder als „Studirter“ geschrieben. Dann werden die leider noch zu geistreichen Faselbücher nicht mehr gelesen werden können und bald nicht mehr geschrieben.“

Das Alles heißt nichts anders als: Sei lieber Rathsherr in Schweinfurt und mache das kleinste Stückchen Geschichte selbst, als daß du in Jena ganze Bibliotheken zusammenstudirst.

Ich mag die Sache ansehen wie ich will; es giebt mir kein verächtliches, kein lächerliches Bild, wenn ich mir unsern feurigen Schwaben vorstelle, wie er mit seiner stets tapferen und anstelligen Hand ein deutsches Gemeinwesen mitregiert. Ja, schon sehe ich ihn an der Spitze der Regierung, denn Schillers Haupt, leider den Junkern nachstehend, muß unter freien Bürgern ein Oberhaupt werden. Schiller als Bürgermeister einer freien deutschen Reichsstadt hätte sich sicher nicht schlechter ausgenommen, als an der Schwelle eines kleinen Fürstenhofes, an dem er erst nach zehn oder zwölf Jahren hoffähig wird.



Und weil wir von einem kranken Manne sprechen, so vergessen wir schließlich auch Klima und Ortslage nicht! Schweinfurt, an den milden Ufern des Mains, zwischen den Weingärten von Würzburg und den Hopfengärten von Bamberg, könnte einem schwachen und kränklichen Körper das schwere Erdenleben wohl um einen Grad leichter gemacht haben, als der kalte Thonboden von Weimar, nördlich des Thüringer Waldes. Aber wach' ein Gedanke, wenn es möglich gewesen wäre, Schillers Leben nur um ein einziges Jahr zu verlängern!

In dieser ganzen Reflexion — ein Fall, den ich nicht ausschließen will — könnte ich übrigens auch Unrecht haben, und habe ich es, so findet sich wohl eine Feder, deren Einrede die meinige aus dem Felde schlägt. Bis dahin aber scheint mir die letztere im Rechte. Schon Schiller hat das Angebot der Stadt Schweinfurt zu sehr in dem falschen Lichte des „Literaten“ gesehen, was ich aber leise, fast gar nicht betonen will, weil politischer Indifferentismus, schon im Großen, wie viel mehr im Kleinen, nun einmal der Charakter seiner Zeit war. Diese Phase inzwischen glaubt man überwunden zu haben, man ist positiv, man hat ein reales Verständniß für Volksleben, man treibt gesunde Politik, man geht dabei sehr concret von der Gemeinde aus, man verehrt ganz besonders das deutsche Bürgerthum und den Kern, womöglich den sittlichen Kern des deutschen Bürgerthums! Wenn nun trotzdem von Buch zu Buch die Literaten einander nachschreiben, daß sich das kleine Schweinfurt ihrem großen Literaten gegenüber lächerlich gemacht hätte, so fürchte ich sehr, die literarische Werthschätzung des deutschen Bürgerthums schwebt doch noch mehr, als es soll, in der Luft, in der abstracten Literatenluft und sitzt gar nicht so fest und ernsthaft im Herzen, wie dieselbe Sache z. B. ein englischer Alderman empfände.

## Schiller, Halm und Johannes Scherr.

Februar 1872.

Im Mittwochs-Feuilleton eines hiesigen Blattes nennt es Johannes Scherr „nur eine Gerechtigkeit gegen den dahingeschiedenen Halm, zu sagen, daß sein Fechter von Ravenna doch eine der wirksamsten nationalen Thaten war, vielleicht sogar die wirksamste von allen, welche seit dem Tode Schiller's der tragischen Muse unseres Landes gelungen sind.“

Es ist ein Zufall, daß ich da mitreden kann, denn angeschaut habe ich das obgenannte Schauspiel allerdings nie. Man kann nun einmal nichts Dümmeres sein als ein allegorischer Mensch, nämlich ein Mensch, der kein Mensch ist, sondern ein abstracter Begriff. Raum hatte sich der Ruf verbreitet, daß die Thuznelda nichts Geringeres sei als die Germania selbst, so schwante mir, daß von einer gemeinen Tendenz-Comödie die Rede wäre, in der ich nichts zu suchen habe. Inzwischen zwang mich das zudringliche Böbelgeschrei doch — wer ist nicht ein schwacher Mensch? — wenigstens das Textbuch jener Sensations-Comödie zu lesen, und so kommt es, daß ich mitsprechen kann. Ich las den Fechter von Ravenna bis zum Ende des vierten Actes, das heißt bis zu dem Augenblick, wo ich ihn zum Fenster hinaus schmiß.

Und bei Gott, es war ein später Augenblick! Es war der Augenblick, wo ich zuletzt auch als simples moralisches Wesen beleidigt wurde, nachdem ich ästhetisch schon längst betrogen war.

Wie geschah mir z. B. schon in der ersten Hälfte des ersten Actes, auf dem achten Blatte?! Man höre!

Die gefangenen Deutschen haben einen Fluchtplan entworfen und werfen einen Zettel, worin sie der betreffenden Hauptperson einen Wink darüber geben. Dieser Zettel soll abgefaßt sein:

„In unsrer Sprache markig frischem Klang  
In unsrer Wälder trauten vollen Tönen.“

Hörst Du, Miranda?

Man dünkte nun, der Dichter (Gott verzeih' mir die Sünde!) der sogenannte Dichter hätte sich die Mühe gegeben — Wort zu halten? Er hätte auf die Sprache eine altdeutsche Localfarbe gehaucht, mit einem glücklich gewählten Barbarismus die Phantasie in die Urzeiten versetzt, vor Allem in der Edda geblättert, um sich den Styl seines Zettels wenigstens in Stabreim und Rhythmus zu vergegenwärtigen, etwa nach diesem Muster: Ich will Walvaters Wirken künden — Am starken Stamm im Staub der Erde — Sie legten Loose, bestimmten das Leben — Es säumet selten, wer Solches vernimmt — u. dgl. Der Dichter war ja kein armer Student oder Garnisons-Lieutenant in Jaroslaw oder Temesvar, entblößt von allen Hilfsmitteln und in sich selbst noch unfertig, wie eben ein Student oder belletristischer Lieutenant. Er konnte recht gut wissen, was altdeutscher Sprachton sei, und als erster Custos einer Hofbibliothek brauchte er die Tonregister nur aufzuziehen, denn rings um ihn her standen die Edda, der Bëowulf, die Helgilieder und eine Seite Lectüre darin genügte zu „unsrer Wälder trauten vollen Tönen.“

Aber nichts von all' dem. Die markige Sprache und der volle Waldton — Du hörst doch Miranda? — klingt bei unserem Wiener, Cherusker so:

Die ihr hier gefangen seid,  
Rettung ist euch noch bereit!  
In des Mittags schwüler Blut  
Wann der Späher Auge ruht,  
Steig ich von der Mauer nieder!  
Komm' nur wieder, komm' nur wieder!

Kürnberger.

4

Das ist der echte Butterweiber-Trab, sagte Shafespeare von diesem Rhythmus; Halm sagt von ihm: es ist ein frischer markiger Klang, es ist ein traurer voller Waldton. Man muß gestehen, Münchhausen hat wenigstens lustiger geschwindelt.

Am liebsten hätte ich das Buch schon jetzt weggeworfen, denn es ist ein magenverderbendes Gefühl, ein Gefühl, das beinahe die Selbstachtung angreift, einen Dichter zu lesen, der es mit seiner Dichterei nicht einmal als ein ehrlicher Mann meint. Daß derselbe Mann für einen „Sohn der Wildniß“ einen — Zuckerbäcker-Lehrling untergeschoben, mochte noch hingehen; man fühlte, das Talent reichte nicht aus, er hat eine Schuld von tausend Gulden gemacht, die er nicht bezahlen kann. Für einen markigen Waldton aber einen — Postbüchelreim zu bringen das heißt fünf Gulden borgen und auch nicht bezahlen. Damit fängt an was selbst der lockerste Gentleman „die schlechte Gesellschaft“ nennt. So kann die Wahrheit einem anständigen Manne nicht versagen. Wer wahr ist, der ist es in jedem Detail, der athmet nur Wahrheit, die Wahrheit bleibt ihm keinen Augenblick aus. Nie hätte der brave Grillparzer frisches Mark und vollen Waldton versprochen, und sich so fürchterlich gleichgültig gezeigt, Wort zu halten.

Ich las weiter. Es kamen nun jene drolligen Scenen, wo ein verrücktes Weib das ergögliche Jagdstücklein Münchhausen's reproducirt, der einen Fuchs an einen Baum bindet, einen Kreuzschnitt über seine Kopfhaut macht und ihn hierauf aus seinem eigenen Balg hinauskarbatscht. Nur fehlt bei Münchhausen der pathetisch keuchende, tragische Stelzenton, womit Thuznelda ihren guten Zungen völlig ernsthaft aus seiner Haut hinausschwagen will. Darin ist im Fechter von Ravenna die Komik gepfeffelter als im Münchhausen, denn dieser Ton zu dieser Dummheit contrastirt wahrhaft pudelnärrisch. Ich staunte die tragische Gans nur so an, wie

sie hineinplumpt, wo es am tiefsten ist, und gar keine Ahnung hat von der Unmöglichkeit ihres Unterfangens. Wäre Thumelicus ein ziegenlederner Handschuh, so ließe sich die Sache noch machen; aber ein Menschenleben von seinem ersten bis zu seinem zweiundzwanzigsten Jahre umzukehren wie einen Handschuh, und zwar augenblicklich! zwischen heute und morgen! das prästirte nicht einmal ein Shakespeare'scher Mensch, geschweige ein Halm'scher.

Und freilich, da steckt's! Nicht das ist das Genie, welches Alles kann, sondern das ist's, welches weiß, was man nicht kann! Sehen wir die verwegenste Wagnisse Shakespeare's im Punkte der Ueberredungskunst an — Antonius an der Leiche Cäsars, Gloster am Sarge Heinrichs VI. — was unternehmen sie am Ende doch nur anders als eine Stimmung zu wenden, sage eine Stimmung, nicht ein ganzes Leben. Sie schwimmen gegen eine einzelne Stromschnelle, nicht gegen den Strom von seinem ersten bis zu seinem letzten Tropfen! Sie wollen von einem Menschen, der nur zweiundzwanzig Jahre alt ist, nicht — zweiundzwanzig Jahre mit dem Schwamm auslöschten. Das thut kein Dichter! Das thut ein Theatermann, der täppisch mit rothglühendem Eisen tändelt und es tragisch nennt — daß es die Finger verbrennt!

Wer einem Andern so lange und betäubend die Ohren vollschreit, der müßte doch einen Schein von Aussicht erwecken, daß er reussiren könnte; den merkwürdigen Mann aber möchte ich sehen, oder wenigstens seine Photographie besitzen, den dieser ganze Ueberredungslärm nur einen Augenblick im Athem über den Ausgang gehalten hätte. Und darum wird diese Scene, obwohl ergötzlich durch ihre Dummheit, doch langweilig durch ihre absolute Aussichtslosigkeit und aufgelegte Unmöglichkeit.

Thusnelbe hat endlich die tiefsinnige Entdeckung gemacht, daß man einem Menschenkinde die Welt, worin es erzogen und aufgewachsen, nicht ohne weiteres zur Brust hinauswirft, zumal wenn es eine prangende Römerwelt ist, wofür man ein dunkles Nebelland eintauschen soll. So fleißig sie eine halbe Stunde lang „ihr Götter, ihr Götter“ geschrien, sie merkt endlich, schreien hilft nichts, Thatfachen beweisen — und zweiundzwanzig Jahre gegen eine halbe Stunde sind eine Thatfache! Auch das hat sie ihrem strammen Burschen nicht aufzuschwagen vermocht, daß der Muth eine Schande sei — weil er ihn zum Besten gäbe vor Menschen, die ihn als Vieh betrachteten. Vieh hin, Vieh her — seine gesunde Natur sagte ihm, daß die Fiction, ein Vieh zu sein, nicht lange Stand hält, wenn man vor Männeraugen Männermuth zeigt. Er brauchte es gar nicht zu wissen, daß der Kaiser Caracalla selbst einst den Ehrgeiz haben würde, als Fechter aufzutreten; er brauchte es gar nicht zu wissen, daß „der sterbende Fechter“ und „der borghesische Fechter“ seinem Stande als ein ewiges Ehren Denkmal gesetzt werden würde: aber er wußte doch — denn es war seine Verfassung und sein Grundrecht, — daß ein Fechter, der dreimal gesiegt hat, sich freigekämpft hat; überhaupt wußte er, daß physischer Adel den höchsten prix d'affection bei den Römern hatte, und daß in diesem Punkte von der Verachtung zur Hochachtung eine Durchgangsthür stand, die er sich Manns genug fühlte, einzurennen. Kurz, es war mit der Fechterschande gar nicht arg, wie sich dieses rappelköpfige Weib einbildete, deren tolles Weibergeschrei der brave Kerl nicht recht begreifen konnte. Wir könnten eben so gut von Geburtsschmerzen declamiren, als ein Weibsbild von Fechterschande, denn was bei Kraft- und Muthproben Ehre oder Schande sein soll, das bleibt eigenstes Männergefühl. Eine gute Keilerei wird ewig ihren guten Männerpreis haben;

die Sache selbst ist preiswürdig, so daß es keine Form gibt, sie gründlich zu devaluiren. Man kann die Münze verschlechtern, aber ein Rest von Silbergehalt bleibt ihr in Ewigkeit unbenehmbar. Kurz, Thumelicus fühlt sich nicht ein Fürst, sondern ein Mann!

Und jetzt sind wir bei der specifischen Nichtswürdigkeit dieser Schandkomödie angekommen. Ganz im Gegentheile nämlich tragirt Thusnelda so rabbiat ihre stelzenbeinige Fürstin, daß sie bis in ihren letzten Blutstropfen aufhört, Weib, simples ehrliches Weib zu sein. Um ihren überspannten Eigensinn immer noch durchzuführen, wirft sich nämlich diese hoheitstrahlende Thusnelda-Germania einer römischen H\*\* zu Füßen, windet sich auf den Knien vor der römischen H\*\*, bettelt sich der römischen H\*\* als Schwiegermutter an, will der römischen H\*\* den Sohn Hermann's zum Manne, will die römische H\*\* einem freien deutschen Volke zur Fürstin geben, und das alles — um einer Schande zu entgehen!! So verstehen gewisse Kreise die „Dehors.“ Wie echt romanisch ist das! Wie genau paßt das zu unseren österreichisch-spanischen Traditionen und zu unseren österreichisch-französischen Sympathien, als Deutschlands Männer für Deutschlands Sicherheit bluteten! Nicht für vieles Geld geb' ich die Thatfache, daß dieser Fechter von Ravenna ein Oesterreicher ist und geschrieben wurde im Jahre 1854, d. h. im Jahre des Concordates, als Leo Thun vor Pater Vekz kroch wie die österreichisch-façonnirte „Germania“ vor der römischen H\*\* kroch! Ja, so verstanden sie das „Germanisiren“, diese Thun's, Bach's und ihre Hofrätthe! Und wenn so ein Hofrath zu dichten anfang, so brach der Schaden aus, auch wenn er persönlich unschädlich war. So werden unschuldige Kinder auf die Klinik gebracht, mit scheußlichen Schäden von — sehr schuldigen Eltern! Es ist eben eine uralte spanisch-jesuitische Blutvergiftung!

Herr Johannes Scherr, der so unglücklich ist, „die preußische Corporalitas“ d. h. die deutsche Wehrkraft nicht ausstehen zu können, ist dafür so glücklich, in dieser Thusnelde eine deutsch-nationale That zu sehen. Natürlich! Wer gegen Preußen Oesterreich auszuspielen will, darf nicht wählerisch sein. „Wenn keine Jungfern da sind“ . . . zc. Es wäre mir übrigens nicht eingefallen, diesen Standpunkt anzufechten, denn die Natur macht keine Sprünge und man muß es eben abwarten, bis die Parteifarbe des Herrn Johannes Scherr ausstirbt — der süddeutsche demokratische Schoppen-Politiker, der Preußen nicht leiden kann und Oesterreich platonisch liebt — das er in den seltensten Fällen betreten hat. Wenn übrigens der süddeutsche Johannes Scheer Oesterreich, das sich seinen deutschen Charakter immer erst noch verdienen muß, mit Ostentation „unser Land“ nennt, so kann ich als Oesterreicher und Wiener nichts Geringeres thun, als mit eingestandener und noch stärkerer Ostentation „unsern Schiller“ nennen und möchte den Herrn Johannes Scherr hiemit freundschaftsmännisch gebeten haben, in demselben Athemzug, wo er Halm und den Fechter von Ravenna nennt, um aller deutschen Ehre willen nicht unsern großen majestätischen Schiller zu nennen! Ich vergönne ihm all seine übrigen Schrullen, aber — „laß' unsern Herrgott aus dem Spaß!“

---

## Gespräche mit einem Grobian.

1866.

Leipzig, F. A. Brockhaus.

Goldenen Büchern läßt sich leichter die Form nachsehen; hölzerne und lederne aber sollten einen so glücklichen Griff in die Form thun, daß die Form fast den Inhalt ersetzen und die-



fer um Vieles bedeutender scheinen könnte, als er in Wahrheit ist. So ginge das Buchmachen auch noch bei Hausmannsgeistern.

Die „Gespräche“ gehören nun nicht zu denen, welche das Genie durchs Glück erzeugen. Ihre Form ist unglücklich. Das Buch kommt zwischen verschiedenen Stühlen auf der Erde zu sitzen. Es ist ein Menschenfeind, ein Pessimist. Es ärgert sich über die Schlechtigkeit der Menschen im allgemeinen und der modernen im besonderen. Dieses Thema ist nicht eben neu, aber es veraltet auch nicht. Der Autor hätte nur das große Talent haben dürfen, für sein kleines Talent die glückliche Form zu finden, und wir konnten gar leicht vergessen, daß über das Deficit der Menschennatur schon Volney auf seinen Ruinen getrauert, schon Leopardi und Schopenhauer verzweifelt, schon Heine sich lustig gemacht, schon Thackeray seinen Jahrmart der Eitelkeiten aufgeschlagen &c. &c. Unglücklicherweise aber ist unser Autor weder Philosoph noch Belletrist. Ein schlimmer Umstand für seine Aufgabe! Seine Aufgabe wies ihm den Weg an, den Pessimismus entweder als *Raisonnement* oder als *Stimmung* uns mitzutheilen. Er hatte die Wahl zwischen der philosophischen Abhandlung und irgend einer belletristisch-dichterischen Kunstform. In dieser Welt entschied er sich — für Beides! „Ich hab' den Vater lieber und hab' die Mutter lieber.“ Er wollte, scheint's, an seine Doppelheit glauben machen, und zeigt seine Halbheit.

Seine Einkleidung ist diese: Ein Mann in den besten Jahren, Baron, reich, Gutsbesitzer, schuldenfrei, unabhängig, Garçon, sitzt wie der Vogel im Hanffamen auf seinem Gute, das er classisch bebaut, und — pläzt nebenbei vor Aerger über die Schlechtigkeit der Welt. Er hat Bildung und die Bildung calmirt; er ist glücklich und das Glück macht zufrieden; er lebt auf dem Lande und das Landleben calmirt ungeheuer; aber

das Alles hilft nichts: er plagt ein= für allemal vor Aerger über die Schlechtigkeit der Welt. Wo man ihn antippt, geht er los wie eine Pulbertonne. Kurz, der Grobian Victor raisonnirt, aber er raisonnirt mit Affect. Das ist nun einer von den Kunstgriffen, wo man Autoren in die Karte sieht. Der Autor ahnte, daß sein Raisonnement zu schwach sei, um in Schranken einzureiten, wo schon ein Schopenhauer seine Preise gewonnen; er schnallte daher dem Raisonnement die Sporen des Affectes an, er versuchte das schwache Ding mit den Rippenstößen des Temperaments durchs Gedränge zu schmuggeln. Und da ein affectvoller und rippenstoßender Philosoph nicht eben die Regel ist, so nannte er ihn „Grobian“ im echtesten Geiste jener Halbheit, deren Flickearbeit, wenn sie's recht schlau anfängt, schon auf dem Titelblatt anfängt. Mit diesem Titel, denkt er, wäre die Hexerei gethan. Mit diesem Titel, schmeichelt er sich, wäre es motivirt, wenn ein Philosoph wie ein Tollhäusler rast. Der Mann ist eben ein Grobian, und die Grobheit ist ein Charakter, und der Charakter ist nicht weiter erklärbar; er ist eine Naturerscheinung, welche sich selbst setzt. Vortrefflich! Aber resumiren wir nun. Zur Philosophie Victor's kommt das falsche Motiv des Affectes, und der Affect selbst wieder soll motivirt werden — durch ein Titelblatt! Aeußerst bequem! Sehen Sie, meine Herren, dieser Mechanismus ist ebenso einfach wie sinnreich.

Schade, daß eine kleine Lücke genügt, um eine ganze Löwenhaut zu blamiren. Der Autor hat sich nur eine kleine allerliebste Begriffsverschiebung erlaubt, aber diese verräth ihn. Sein Victor ist nämlich nicht ein Grobian, sondern ein Aufgeregter, ein Leidenschaftlicher. Die Grobheit passirt; aber Aufgeregtheit und Leidenschaftlichkeit, zumal im Schoße des Glücks, ist ein abnormer Zustand und der bedarf der Erklärung. Er muß motivirt sein. So fällt denn eine

von den zwei Forderungen, welche der Autor umschlichen hat, wieder mit unverfälschtem Gewichte auf ihn. Entweder Philosoph oder Belletrist! Entweder den Pessimismus als Philosophem oder als Stimmungsbild, Lebensbild, Charakterbild, kurz als Roman!

Der Autor ist ganz unserer Meinung; er fühlt das selbst. Er geht weislich auf die Antecedentien seines Helden zurück. Victor war im Staatsdienste, überwarf sich mit seinem Chef und quittirte. Victor war verliebt, sie liebte einen Anderen und er blieb Garçon. Diese Motive sind zwar heillos schwach und oberflächlich erfunden; aber mit aller Kunst des Details, etwa im ersten Band eines dreibändigen Romans ausgeführt, wäre es nicht unmöglich, daß sie wirkten. Unser Autor aber wirft sie auf einer halben Seite hin. Diese halbe Seite soll die welthassende Gereiztheit eines ganzen Buches motiviren! Wahrlich, ein naiver Baumeister, dieser Autor! Die Pyramide des Pessimismus baut er auf ein Fundament von Strohhalmen, wie sie ein Hänfling zu seinem Neste zusammentrüge.

Gehen wir nun von der Form zum Inhalt über, so verachtet Victor die Menschen mehr en détail als en gros, mehr als Sterblicher, denn als Einer der Unsterblichen. Sein Pessimismus oder — da die Zagheit des Autors diesen Namen verwirkt hat — seine Grobheit ist mehr genremäßig als historisch-tragisch; sie ist weniger Welt Schmerz als Zeit Schmerz. Das große Welt-Elend fühlt er nur beiläufig, gleichsam ehrenhalber, als hätte er mit seinem Bäderer-Schopenhauer diese Partie blos im Fluge durchgeilt: mit Vorliebe hat er sich einen Ausschnitt daraus gemacht, eine kleine Privatliebhaberei des Menschenhasses, und das ist der Haß des modernen Menschen. Auch gut. Just hier liegt seine Verechtigung, neben Schopenhauer ein neues Buch

zu schreiben. Er ist gleichsam ein kleiner praktischer Leitfaden des Pessimismus für den täglichen Hausgebrauch. Er ist nicht der Schopenhauer an seinem philosophischen Schreibpulte, sondern der Schopenhauer im „englischen Hof,“ der bei der Flasche über die „Jetztzeit“ schimpft. Der Inhalt seines Pathos sind die sogenannten Zeitfragen, Zeiterscheinungen und Zeitströmungen. Die Kirche ohne Glauben, die Philosophie ohne Idealismus, die Buchmacherei, die Titelsucht, die Journalistik zc. zc., das sind die Stoffe seines unerschöpflichen Zorns. Dieser Zorn ist zuweilen sehr schön. Gut gedacht, heiß empfunden, hinreißend wahr und energisch im Ausdrucke, zerwettert er wie der Blitz, was er trifft. Hier fängt man an, den Autor oft lieb zu gewinnen und ist im Begriffe, ihm herzlich die Hand zu drücken. In demselben Augenblicke aber faßt man die eigene Hand, denn man besinnt sich: das Alles hast Du ja in tausend Gesellschaften selbst schon gesagt, nur daß es Dir nicht einfiel, daraus ein Buch zu machen. Siehe, siehe, also das kann man niederschreiben und herausgeben! Dergleichen nimmt sich recht gut am Theetisch, aber wunderbarlich als Buch aus. Denn am Ende ist's doch nur geschimpft, und zwar über Dinge, die ganz und gar auf der Hand liegen.

Aber es kommt noch besser, wie der Autor meint; d. h. es kommt schlechter und spottischlecht. Unser Grobian nämlich ist nur die Hälfte, und zwar die negative Hälfte des Buches. Die positive ist Edmund, sein Hausfreund. Dieser Flötenspieler und Süßholzrasppler sucht regelmäßig zu beweisen, daß das Schwarze weiß ist, so oft Victor es schwarz genannt hat. Da befindet sich denn der Leser in einem eigenthümlichen, wir dürfen wohl sagen, noch nie dagewesenen Verhältnisse zu seiner Lectüre. So oft er nämlich denkt: jetzt hat mir Victor aus der Seele gesprochen — bekommt er eine Maulschelle für seinen Beifall. Der dumme Junge Edmund beschämt dann den Leser

und beweist ihm, daß, er, der Leser, der dumme Junge sei, weil er einem Manne seinen Beifall schenkt, welchen der Autor doch bis zum letzten Tropfen seiner Kraft ausgestattet hat, um diesen Beifall zu erringen. Dieses Verfahren ist ungezogen und unverschämt bis zum Ruthen-verdient-haben.

Man sieht wol, was für ein Formfehler hier begangen worden. Schier der größte des Buches! Es ist schon zu tadeln, daß Angst, Feigheit und optimistische Wohlbienererei keine reine Negation stehen läßt, ohne einen positiven und versöhnenden Kletsch beizubringen. Gegen diese Siechlinge mit der moralischen Gehirnerweichung und Herzbeutelwassersucht, gegen die Versöhnler und Ohnmächtler, welche jeder Tragödie einen gemüthlichen Circumflex anschänden, werden wir noch aparte Geißeln mit Scorpionen flechten und sie manches Jahr unseres Lebens durchstäupen. Hier sei nur so viel gesagt: Willst Du einen philosophischen Dialog schreiben, so thue es mit Ruhe, damit der Leser über den Parteien bleibe und unbeeinflusst sich selber die Rechnung mache. Ist dir die Ruhe zu langweilig, oder ohne Ausrede, bist Du weder gelehrt, noch weise genug, um in der Ruhe zu wirken, und hast Du nöthig, Deine philosophische Armuth mit der Farbengebung des Affects zu überschillern, so ist die Farbenvertheilung offenbar so zu treffen, daß der bestechende und hinreißende Affect statt als prächtiger Zorn dem Negativen, als Gluth des Enthusiasmus dem Positiven zufalle. Die „Gespräche“ nun lehren das um. Hinreißend affectvoll ist Victor und farblos ruhig Edmund. Oder täuscht sich der Autor über diese Ruhe? Denkt er, sie imponirt? Es wäre ein non plus ultra von Eitelkeit. Sie ist matt, kleinlaut, subaltern, und ein paar Versuche zum Enthusiasmus entarten zur schüllerhaftesten Phrase. Der Autor macht durch seinen Edmund ganz und gar die Figur, als ob Juvenal jede

seiner Satyren mit einer Idylle widerlegte: übrigens sind diese Römer doch nette Leute, und Rom ist eine ländlich-sittliche Stadt, und insofern wir nicht zum Teufel gehen, floriren wir ganz prächtig. Man möchte diesen Edmund ohrfeigen.

Ein Beispiel für Alle: Der journalistische Scandal ist ein Uebel, welches Victor brennend empfindet. „Der Buben, die den Degen mißbrauchen, werden jetzt allerdings weniger. Dafür aber mehren sich die Buben, welche die Feder mißbrauchen. Der gemeine Mensch, der ein Journal herausgibt, oder über einen Platz darin verfügt, hat einen Vortheil, den ich nur zu denken brauche, um rasend zu werden. Er kann seinen Gegner täglich herunterziehen, verdächtigen, verläumbden vor Tausenden. Und besitzt er nur eine gewisse Klugheit und Gesetzeskenntniß, so hat sein Opfer gegen ihn auch keine Hilfe. Der schlechte Kerl kann den Edlen als einen Hallunken, der Esel kann den Weisen und Unterrichteten als einen Dummkopf hinstellen wieder und wieder; und der Verletzte ist wehrlos gegen ihn! Die einmalige Gegenerklärung hat keine Wirkung; herumbalgen mit dem Raßer kann und mag der Noble sich nicht, — und so behauptet die Bestie das Feld. Der Besepöbel glaubt natürlich den Verleumdungen mit dem größten Vergnügen; sein Beifall attestirt dem Lügenmaul seinen Triumph, und nun sehen wir den rohen, unwissenden Strich, den unter die Journalisten gegangenen Bauernknecht als Sieger einherstolziren und auf den Genius und Ehrenmann, den er für ein stupides Publikum zu Boden geworfen hat, mit Verachtung herunterschauen. Daß dies möglich ist, daß der Ungerechte Unrecht thun kann, ohne daß man's zu hindern und zu strafen vermag, das ist für mich grauenhaft. Der Zeitgeist setzt auf die Niederträchtigkeit noch eine Prämie! Der Schimpfbube schimpft, der Beifall, den er erlangt, macht ihn frecher und frecher, und die Abonnenten des Laster-

blattes mehren sich von Jahr zu Jahr.“ — — „Die älteste, Agathe, ist ein prächtiges Kind.. froheste Mienen.. sum-  
mender Bienenkorb.. munteres Naturell, unschuldige Fröh-  
lichkeit.. Arm in Arm.. Locken der Holden.. Hals des  
Glücklichen.. Augen des schönen Kindes.. Rosenduft der  
Jugend, des jungen Lebens, des jungen Blutes, das die Wan-  
gen durchzieht und den Gesichtern auch den Farbenglanz der  
Rose gibt..“ 2c. Was soll das Alles? Es ist Edmund's Ant-  
wort auf den nächsten Seiten. Der Genius und Ehrenmann,  
meint er, welcher von dem Schimpfbuben öffentlich mißhandelt  
worden, kriecher wie ein begossener Hund in sein Häuschen und  
suche Trost bei der Familie! Da hört nun Alles auf. Man  
traut seinen Augen nicht. Als ob die Familie nicht mit beschimpft  
wäre! Als ob es ihre Ruhe nicht auch angehe, wenn der  
Vater beunruhigt wird! Als ob der Genius und Ehrenmann  
seinen Grimm nicht verzehnfacht fände, sowie er nach Hause  
kommt! Lesen denn die Söhne keine Zeitungen? Kommen  
denn Mutter und Tochter nicht in Gesellschaften, wo man  
Zeitungen liest? O über die Schadenfreude! O über das  
geheuchelte Mitleid! Die Mutter weint, die Tochter ist außer  
sich, der Sohn schreit: Vater, wenn du den Kerl nicht nieder-  
schießt, so fordere ich ihn statt dir, — die Mutter erschrickt,  
die feurige Tochter gibt dem Bruder Recht, aber der Mutter  
nicht Unrecht, die ganze Familie ist in Trouble, Aufruhr,  
Verwirrung, Schmerz, Wuth — und das ist Edmund's Trost  
auf Victor's Klage! Das Kämmer'schwänzchen denkt, er braucht  
nur das Zauberwort Familie zu nennen und die Ganze  
deutsche Birchpfeifferei ist auf seiner Seite, und Alles sinkt sich  
gerührt und versöhnt in die Arme, und wenn das nicht gut  
für die Wangen ist, so weiß er nicht was besser ist! — Der  
Grobian Victor aber senkt nach solchen Dummheiten regel-  
mäßig den Kopf, geht in sich, wird nachdenklich — und beweist,

daß er doch auch nur eine Strohpuppe ist und keineswegs der echte Kerl, für welchen er mit täuschender Fälschungskunst auf mancher Seite des Buches sich auszugeben weiß.

Aber wer daran noch gezweifelt hätte, dem fiele auf dem letzten Druckbogen endlich die Binde vom Auge. Der Grobian ist hier des Schimpfens müde und stellt seine positiven Forderungen auf. Man höre!

Ich fordere, daß die Fürsten Patrioten und Philosophen sind und zu ihrem Umgange nur beschwerliche Männer wählen, denn das sind die Nichtschmeichler. Ich fordere, daß Nord- und Süddeutschland einander mit brüderlichem Wohlwollen betrachten, der eine die Nase nicht hoch trage, der andere kein Gemüthsproge sei. Ich fordere, daß die Deutschen den Einheitsstaat als eine Tollheit, und einen Kaiser zu krönen, als eine Dummheit ansehen. Ich fordere, daß die Deutschen praktisch sind und die politischen Parteien sich der Unparteilichkeit befleißigen. Ich fordere, daß der Adel bürgerlich werde, und dulde keine Ritter außer Guckow's „Ritter vom Geiste.“ Fleisch ist ganz unnöthig. Ich fordere daß die Confessionen die Wahrheit bekennen, die erwiejene Wahrheit, (und es ist bekanntlich sehr leicht, metaphysische Wahrheiten zu erweisen!) Ich fordere, daß die Philosophen bei Gott zuhause sind — und zwar von rechtswegen! Ich fordere, daß die Empiriker und Specialisten Logik lernen, daß die Historiker das Prahlen und Dickethun abstellen, daß die Wissenschaft religiös sei und Religionen erzeuge, daß die Naturforscher keine Materialisten sind und mir meine liebe unsterbliche Seele von Leder oder von steifer Leinwand nicht wegstibigen. Ich fordere, daß die Künstler frische, lebendige Formen schaffen, was sie nur mit der Wissenschaft thun können, und daß die Dichter für die edelste Erziehung der Welt sorgen. Ich fordere, daß die Tagespresse nur Wahrheit schreibe und der Feuilletonist ein Priester des Guten



und Schönen sei. Ich fordere, daß die Jugend bescheiden, freisinnig und hochstrebend sei; die Buben dürfen nicht dem Manne sagen, was er zu thun habe, sondern sie müssen ehrerbietig seinen Worten lauschen und sie befolgen. Ich fordere, daß die Sommitäten sämmtlicher Fächer keine Eiferjucht und keinen Rangstreit haben; im Hinblick auf das Ganze verschwinde der Unterschied und die Liebe mache die geringsten Glieder den größten und die größten den geringsten gleich. Amen!

Wie man also sieht, fordert der Grobian so ziemlich Alles, was theils gegen die Natur ist, theils von der Natur ohnedies schon erfüllt wird. Und dieser Schwall von Blödsinn überschwemmt zwanzig lange Seiten und endet mit großer Begeisterung!

Zum Schlusse noch ein Wort über die Moral unseres Autors. Da derselbe auf ein Gebiet eingebrochen ist, auf welchem Heine, Bogumil Goltz und vor allem der königliche Schopenhauer Ober-Lebenshoheit besitzen, so fand er es nicht geheuer, diese Herrschaften zu ignoriren. Flüchtig berührt er sie denn, um sie herabzusetzen. „Der Jude, der die lachende Frechheit zu seiner Göttin erkor! Schämt euch Germanen! Euch hat die Natur höher, tiefer, reicher ausgestattet als den Semiten und ihr wagts nicht, besser zu thun, was jener mit seinen Künsten euch vorgethan?“ Ei, so wag's doch, witziger zu sein als Heine! Wer hindert dich daran, kleine neidgiftplagende Kröte? Hättest du seinen Witz, glaubst du, du würdest es nicht wagen, der du's mit deinem Bischofen Grobheit schon wagst? Oder von Bogumil Goltz (der übrigens so wenig als Heine genannt wird): „Gute Lust hätte er, ja wohl; aber es langt nicht. Wenn es damit gethan wäre, sich zu recken und zu strecken, gespreizt einherzutreten und colossale Reden zu führen (nimm dich bei der Nase!), dann wäre er der rechte Mann! Der Kerl will

eigentlich auch nicht die That selber thun, sondern nur für Einen gelten, der's kann! Die Ehre haben möcht' er! Und nun schneidet er Gesichter und nothzuchtigt sein Gehirn, und zieht nie gehörte Phrasen aus ihm heraus und will uns glauben machen, das wäre Ursprünglichkeit, Ueberfluß, Genie! Gewalt ist's, die er sich selber anthut, ein Hezen und Peitschen der Mähre, die zum Gipfel hinan soll, während ihr die Flanken zittern und die Glieder versagen." Hat je ein Verleumder auf Kosten eines Andern unverschämter sich selbst porträtiert? Da ist ja der „Grobian“, wie er leibt und lebt! Gewalt thut sich Bogumil Goltz höchstens an in der Sprache, die ihm oft zu eng und zu arm wird für den wirklichen und unerschöpflichen Kraftstrom der Anschauung. Der Grobian aber forcirt sich in der Anschauung selbst, das merke er sich! Er thut es gut, und fast hätte er gewonnen Spiel, aber ein paarmal fällt er doch aus dem Charakter und die müde Phantasie fleht uns mit hohlen, sodomitischen Augen an, und aus dem durchlöcherten Blasebalg fährt die Luft aus und seufzt fast mit menschlicher Stimme: „Um Gotteswillen laß mich in Ruh'! Sind denn die 24 Druckbogen noch nicht bald zusammenbramarbasirt? Ich bin ja kein Genie, sondern ein armer hektischer Schneider! Ich bin ja kein Löwe, sondern Flaut, der Kesselflicker!“ Der Dritte ist Schopenhauer: „Mit einer erklecklichen Dosis Hoffart und Selbstsucht verurtheilt er Welt und Menschen hauptsächlich nur, weil sie ihm nicht genug huldigen“. Das ist Lüge. Schopenhauer's System war schon in seiner Jugend erdacht und geschrieben; wie wäre denn überhaupt etwas dagewesen, um es todtzuschweigen, und ihm nicht zu huldigen? Und weiß denn der Grobian nicht, daß es nur menschlich wäre, wenn Schopenhauer aus gekränkter Selbstliebe, bei ihm müßten wir sagen, aus versagter Gerechtigkeit, geschrieben hätte! Hat doch auch der Grobian erst

Verdruß im Amte und Unglück in der Liebe haben müssen, um ein Grobian zu werden! Besinnt er sich nicht, daß seine eigenen Waffen ihn schlagen?

Wenn man nach allem Diefen nun überdenkt, daß der Autor gegen den Schwindelgeist seiner Zeit ein Buch geschrieben hat, mitten aus diesem Geiste heraus; daß er mit einer Stimme, welche der Naturstimme aufs Täuschendste nachgemacht ist, über eine Unsittlichkeit aufschreit, zu deren Studium er seine eigene Klinik gewesen zu sein scheint, so faßt man wie im Fieber sich an, und besinnt sich, ob man wacht oder träumt! Es sieht aus, als ob ein Dieb, beim nächtlichen Einbruch ertappt, mit einem falschen Orden an der Brust majestätisch sich aufrichtete — Gensdarmen, ich bin euer Fürst! eure Wachsamkeit gefällt mir! kommt morgen aufs Schloß, ich will euch belohnen! Es sieht aus, als ob bei einer Criminal-Verhandlung über Banknotenfälschung der Gerichtspräsident die Diätengelder der Zeugen — in falschen Banknoten auszahlte! Es sieht aus — um den Fall leichter zu nehmen und uns mit einem drolligen Bilde aufzuheitern — wie jener Affe, welcher dem Pfarrer in die Kirche nachschlich, auf dem Kanzelbaldach Platz nahm, und seinem Herrn, der mit großer Salbung predigte, alle Geberden der Frömmigkeit nachmachte!

Der Leser verzeihe, wenn wir über dieses Buch ihm berichtet, weitläufiger, als er zu seiner Unterhaltung es wünscht. Unser Autor spricht so oft und so nachdrücklich von der unermesslichen Dummheit des Publikums, daß uns der Grobian angst und bange gemacht hat, und unser Eifer nicht klein war, dieses sein Publikum — vor ihm selbst zu warnen!

## Der Rhapsode Jordan.

März 1870.

In einer wunderlichen Zeit leben wir. Sie denkt nicht schlecht von sich; im Gegentheil, sie gefällt sich ausnehmend wohl und lobt sich selbst, so oft sie den Mund aufmacht. Sie ist verliebt in ihre „modernen Fortschritte“, sie dankt Gott, wie jener Pharisäer im Tempel, an jedem Morgen, daß sie nicht mehr „finsternes Mittelalter“ ist, wo man allerdings Scheiterhaufen hatte, aber keine stehenden Heere und Deficits; wo man allerdings keine Eisenbahnen hatte, aber kräftige Mannerschentel, welche — wie die Aerzte und Pfarrer noch im vorigen Jahrhundert — sich rüstig aufs Pferd warfen und ihre schlechten Wege in guten Ritten zurücklegten. Diese Zeit pocht auf ihr Haben und ignorirt ihr Sollen, und so ist die lustige Buchhaltung des gepriesenen neunzehnten Jahrhunderts fertig.

Und doch gibt es in dieser Zeit, die es so herrlich weit gebracht — Zukunfts-Musiker und Vergangenheits-Dichter! Das heißt, lebendige Proteste gegen die Zeit! Menschen, welche der Zeit den Rücken kehren und links und rechts eine andere Zeit erkiesen! Menschen, welche in Wort und That, welche in ihrer ganzen Lebenspraxis den Gedanken verkörpern: Du magst Alles haben, mein liebes neunzehntes Jahrhundert, nur dichterischen Geist und künstlerische Form hast Du nicht. Und der Eine flüchtet in die Zukunft, der Andere in die Vergangenheit.

Aber seltsam! Just in der Art, wie diese Flüchtlinge flüchten, bewähren sie sich als die allerechtesten Kinder der Zeit. Wer flieht, wird schon zufrieden sein, wenn er den Gegenstand seines Widerwillens aus den Augen verliert: gleichviel auf welchen Wegen und Stegen. Nicht so der Zukunfts-Musiker und Vergangenheits-Dichter. Diese Hoch-

gemuthen behaupten kühn: unser Weg ist der rechte, es ist die eigentliche Straße und eine Etappenstraße und Chauffée erster Ordnung. Wir sind der Länge und Breite nach im Besitze einer Via triumphalis und ihr Andern mögt euch seitwärts in die Büsche schlagen.

Ihre ganze Geistes-Physiognomie drückt diese anspruchsvolle Zuversicht aus. Keine Spur jener erhabenen Leidenszüge, welche den bedeutenderen Charakterköpfen der Weltschmerz-Periode einen so ergreifenden Ausdruck verleihen! Da flieht kein verendender Hirsch ins Dunkel des Dickichts; da verhüllt kein sterbender Cäsar die blutigen Todeswunden; ganz das Gegentheil! Sie fordern von der Zeit, welche sie verneinen, die Bejahung aller ihrer Zwecke; sie sind unendlich thätig, regsam und rührig, sich den Tisch der Zeit zu decken, an dem es ihnen ausnehmend wohl schmeckt. Sie haben gute Zähne, einen guten Appetit und eine enorm gute Verdauung. Jene Selbst-Gier, jener Ich-Hunger, jener Durst nach Glück und Genuß, jener nüchternste Gegensatz zur Weltschmerz- und Weltflucht-Romantik, welcher so modern, so specifisch „modern“ ist: die Zukunfts- und Vergangenheits-Apostel tragen diesen Stempel der Zeit mit dem großen Staatsiegel an der Stirn ihrer Thaten. Daher nimmt ihnen die Zeit ihre Worte auch gar nicht übel; sie hält sich an ihre Werke. Du Zukunfts-Musiker verdammt die Melodie, Mozarts und Beethovens Purpurmantel, als barock verkünstelten Blunder und der Naturmensch Deiner Zukunft, Deines zweiten goldenen Zeitalters, wird in erhabener Kunstmadtheit nur noch die einzelne Silbe „sanglich beklagen“; aber dieser schneidende Widerspruch zu mir macht Dir nicht den mindesten Schmerz, sondern ist bloß ein effectvolles Motiv für die Trompeten und Heerpauken der Sensation: komm in meine Arme, getreuer Sohn Deiner Zeit! Du Vergangenheits-Dichter verurtheilst als

„geile Unzucht“ den Endreim, in welchem Deutschland seit Gottfried von Straßburg, bis auf Goethe und Uhland sein schönstes und edelstes Dichtergut niedergelegt hat, und erlauschest mit einem Ohre, das wir Alle nicht mehr haben, aus dem Rachen fern heulender Eddas-Wölfe die süßen Klänge des Stabreims; aber dieser schneidende Widerspruch zu mir schneidet Dich nicht im Geringsten, ich sehe kein Blut, keine Thräne, keinen Schmerz, wohl aber Vorleser-Tournüre, gasstrahlende Säle und „ein dankbares Publikum.“ Wir verstehen uns, theurer Sohn, komm an mein Herz! Und so läßt sich die Zeit verneinen, — mit dem größten Erfolg vor den Zeitgenossen!

Der Vergangenheits-Dichter Wilhelm Jordan sieht keinen Grund, warum er nicht Deutschlands Homer sein sollte. Die Deutschen hatten vor vierzehnhundert Jahren einen reichen epischen Sagenschatz; den hat vor siebenhundert Jahren der Dichter der Nibelungen mißverstanden und verpfuscht (wie Jordan meint); nach weitem sieben hundert Jahren kommt nun Jordan selbst, versteht ihn besser und dichtet ihn besser.

Das ist das Princip seines Standpunktes und die einfache Formel desselben.

Wir gehen nun so weit als möglich und geben das Alles zu. Wir bestreiten nicht, daß der Dichter des Nibelungenliedes kein Talent hatte; wir bestreiten nicht, daß Jordan ein größeres Talent hat; wir bestreiten nicht, friedfertig wie wir sind, daß er ein so großes Talent wie Homer hat. Wir bestreiten bloß die Hauptsache: daß er mit einem homerischen Talent auch ein Homer sein und den Deutschen ein Nationalexpos schenken kann.

Ein Nationalexpiter ist nämlich nicht, wie jeder andere Dichter, eine literarhistorische, sondern er ist eine politisch-historische Person. Das Bestere zu werden, kommt nicht auf Talent allein an, sondern auf den Zeitpunkt, in welchem

seinem Talente aufzutreten vergönnt oder versagt ist. Mit seinem Feldherrntalente allein hätte Napoleon noch immer ein Unterthan bleiben können, wie Condé und Turenne; durch den Zeitpunkt wurde er ein Kaiser.

Indem sich nun Jordan mit einer ziemlich ernsthaften Miene im Charakter eines Homer und eines Nationalepikers präsentirt, verkennt er zweierlei: erstens, daß es dabei auf sein Talent allein nicht ankommt; weil zweitens der Nationalepiker eine historische Person ist, die sich zu einer solchen nicht selbst ausarbeitet, sondern ausgearbeitet wird von den historischen Umständen, Gelegenheiten und Constellationen; daß es in der ganzen Menschheit nicht mehr Nationalepiker gibt, als sie fast auch — Religionsstifter hat! In der That sind beide nur Pol und Gegenpol derselben Aze: dieser der geistliche, jener der weltliche Nationalausdruck. Ja, das ist das Wunderbare und schlechthin Einzig an einer Erscheinung wie Homer, daß er fast Beides zugleich ist; seine Griechen lasen und gebrauchten ihn auch — wie ihre Religionsurkunde. Er war nicht bloß ihr Dichter, er war auch ihr Pentateuch, ihr Evangelium, ihr Koran.

Das Entstehen, das Werden, die Zeugung, kurz, die Naturproceffe und letzten Gründe der Dinge sind überall unaussprechlich, weil Alles, auch das Einfachste, eine Reihe von Ursachen voraussetzt, welche in die Ewigkeit reichen, und welche ein Mensch nicht übersieht. Aus dem geheimnißvollen Schooße der Natur, aus einem nie beleuchteten Dunkel treten die Dinge ans Licht, und wie sie sind oder nicht sind, fällt ins unmittelbare Bewußtsein. Worin unterscheidet sich ein Wal-fisch von einem Elephanten? Der Unterschied ist handgreiflich, aber wer ihn nennen sollte, wäre just dadurch in Verlegenheit; er wüßte kaum, wo zugreifen. Er wird eine Reihe von Merkmalen nennen, die er immer noch verlängern könnte,

und die er, ohne sie zu erschöpfen, an einem beliebigen Punkte abbrechen müßte, denn das Letzte und Feinste wüßte nur Der, welcher den Walfisch und den Elephanten gemacht hat.

Wodurch unterscheidet sich Homer und das griechische Nationalepos von W. Jordan und der deutschen Heldensage, welche letztere ein Nationalepos weder geworden ist, noch viel weniger nachträglich werden kann? Nennen wir nur einige der Unterschiede.

Erstens. Es ist die gangbarste Annahme, daß zwischen Homer und dem trojanischen Krieg nur hundertfünfzig Jahre liegen; zwischen W. Jordan und dem vergessenen deutschen Sagenhaos liegen vierzehnhundert Jahre! Schon die Hälfte dieses Zeitraumes ist zu viel und schon der Dichter des Nibelungenliedes fand seinen Stoff nicht mehr auf grüner Frühlingswurzel, sondern auf verdorrten und vom Vieh zertretenen Herbstwurzeln, auf welchen Blatt und Stiel nicht mehr kenntlich. Daher hat er seinen Stoff verpfuscht und mißverstanden, wie ihm Jordan beweist. Aber was hilft es, daß der Letztere ihn besser versteht und es nach weiteren siebenhundert Jahren besser zu machen vermeint? Zu spät! Homer trank seine Quelle frisch aus dem Berge her; Jordan bohrt sich einen tiefen artesischen Brunnen. Das kann im Effecte nur einer Wasser- und Brunnenpolizei gleichgiltig sein; einem Volke ist es nicht gleichgiltig und eine Volkspoesie schöpft nie aus artesischen Brunnen.

(Man wende nicht ein, die Berechnung könnte auch falsch sein und Homer viel später gelebt haben. Gleichviel! Eine Zeit ist erst wirklich vergangen, wenn sie auch geistig vergangen ist. Und in diesem Punkte steht Homer so klar als möglich in großer Nähe zu seinem Stoffe. Er spricht nicht bloß von Thaten und Ereignissen, welche in einer beliebigen Reihe von Kalenderjahren vergangen sein könnten;



sondern er spricht von Waffen, Kampffarten, Schiffen, Hausgeräthen, Opfern und Bräuchen mit einem so lebendigen Detail, daß Aug' und Ohr überzeugt werden: Homer — oder die Volkssage, die ihm zugleich mit den historischen die Genrebilder lieferte — empfindet die letzteren nicht im mindesten als entfabelten Alterthumskram.)

Zweitens. Wie das Zeit= so ist auch das Ortsverhältniß bei der griechischen Epen=Zeugung ein günstigeres als bei der deutschen. Die Homerischen Gesänge sind im Becken des Mittelmeeres zu Hause; der griechische Leser sah die wohlbekannten Linien, die festen Conturen, den traulichen Horizont seiner süßen Heimat zu allen Zeiten in der homerischen Landschaft. Das Mittelmeer ist vom Anfang bis zum Ende das Pivot der griechischen Nationalexistenz. Die griechische Nation trug den homerischen Schauplatz wie ein Hauskleid an ihrem Leib. Von diesem Schauplatz aus läßt sich gar sicher in nebulose epische Fernen schweifen — zu den Kastrogonen, Aethiopiern, Hyperboräern; immer kehren wir zurück zu ererbten Häusern, zu Vater und Mutter, zu Bergen und Thälern der Heimat. Es fehlt viel, es fehlt Alles, daß es der deutschen Heldensage so wohl würde. Frühzeitig hinausgestoßen in das Chaos der Völkerwanderung, zergehen ihr Himmel und Erde und der nämliche Mann gehört oft verschiedenen Nationen und Geographien an. Das Beste finden wir nicht einmal bei uns, sondern bei einem alten vergessenen Vetter, dem Scandinavier; so setzen wir unsere Helden und Götter wie Reliquien=Sklette zusammen: den Kopf aus der Edda, das Schenkelbein aus Tacitus, das Schulterblatt aus einer zweifelhaften lateinischen Mönchschronik. Nun und nimmermehr wird eine solche Gestalt — halb bekannt und halbfremd bei Allen — ein epischer Nationalheld und ein Träger gemüthlichen Heimathsgefühls!

Drittens: Politische Verfassung; Religion. Die Verfassung der deutschen Heldensage ist die Gemeinfreiheit mit dem gewählten Häuptling. Dieses System fiel unrettbarer Vergessenheit anheim durch das spätere Feudalssystem mit seiner Erbhörigkeit. Nachdem das Letztere ein Jahrtausend lang geherrscht, die Gestalt Europa's verändert und allen Verhältnissen seinen tiefgeschnittenen Stempel aufgedrückt hatte, wurde es in einem dritten Weltalter abgelöst von dem modernen bürgerlichen Rechtsstaat, verdrängt durch den Militarismus, d. h. durch ein System, welches über Zeit und Ort der deutschen Heldensage weit wieder zurückgreift und sein Vorbild in der romanisch cäsarischen Herrschaft der Legionen und Prätorianer hat. Diese Wandlungen und Mischungen der europäischen Verfassungsverhältnisse sind, wie ebenso viele geologische Lagerungen, die hochgeschichtete Grabesbede der deutschen Heldensage geworden und haben ihr social-politisches Gesellschaftsbild unserm Bewußtsein entrückt. Blicken wir nun nach Griechenland und seiner Iliade, so finden wir durch den conservativen Zug des Alterthums und die Nähe Asiens auch hier einfachere und constantere Verhältnisse. Wir finden: das homerische Königthum und die späteren Republiken. Aber selbst dieser Gegensatz mildert sich noch in einem Austausch von Aehnlichkeiten. Die homerischen Griechen sprechen mit ihren Königen keineswegs wie Unterthanen mit einem Souverain; man darf sich diese Könige nicht allzu königlich vorstellen. Umgekehrt sind die späteren Republiken der Mehrzahl nach aristokratisch geblieben und haben Styl und Tradition des Königthums nicht allzuweit aus dem Auge verloren. Und schließlich blieb unter allen politischen Verfassungs-Veränderungen das politische Ur-Gebilde immer das nämliche: die kleine Communität. Diese Grundform ging nicht einmal unter den Römern, nicht einmal im byzantinischen Kaiserthum völlig



verloren; es war die specifisch-griechische Form des politischen Daseins. In den engbegrenzten homerischen Königthümern von Argos, Ithaka, Phthia sah auch der späteste Grieche noch den Nationaltypus seines politischen Gemeinwesens: die kleine Communität. Der homerische Staat blieb ihm gegenwärtig und verständlich in allem Wechsel der Zeiten. — Der schärfste Schnitt in den Lebensfaden eines deutschen Nationalepos war aber wohl die Religionsveränderung. Diese Krisis kam über unsere Götter und Helden wie eine verheerende Jugendkrankheit und tödtete in den entscheidendsten Jahren ihre Fähigkeit des Wachsthum und der Fortpflanzung. Unter den Augen König Egels und Chrimhildens kamen die fremden lateinischen Priester, fiel das Volk von den Göttern ab, baute es Kirchen und erhöhte das Kreuz. So konnte der Dichter des Nibelungenliedes seinen Stoff dergestalt mißverstehen, daß er Brunhilden und Chrimhilden — Diese eine heidnische Königin, Jene vielleicht sogar eine Göttin, — in einen christlichen Dom gehen läßt; ein epischer Fehltritt, der von Ewigkeit zu Ewigkeit nicht mehr gut zu machen! Kein ähnliches Unglück störte den Proceß des griechischen Nationalepos. Das homerische Heidenthum blieb tausend Jahre lang — homerisches Heidenthum. Als endlich das Christenthum kam und sich ausbreitete, waren die Heiden Homers nicht mehr umzubringen und konnten ruhig, als ob nichts geschehen wäre, ihren festen planetarischen Wandel durch die Fülle der Zeiten fortsetzen. Wären Hector und Achilles in der Sophienkirche zu Constantinopel in die Messe gegangen — so hätten sie ohne Zweifel die ewige Seligkeit erlangt, aber die Unsterblichkeit im Liebe rettete ihnen kein Gott und kein Jordan!

Wiertens. Sprache, Volkswirtheft, Volkgeist. Die Sprache des Alphilas konnte schon der Dichter des Nibelungenliedes nicht mehr verstehen, und wieder verstehen wir den

Urtext des Nibelungenliedes nicht mehr; nämlich was man volkstümlich verstehen heißt: ohne gelehrte Bildung und Schulunterricht. Die Sprache Homers wurde verstanden bis über Justinian und die Geburt Muhameds hinaus, d. h. tief ins zweite Jahrtausend. Ferner zeigt uns die frühe Cultur des Orients schon bei Homer wohlbestellten Bodenbau und blühenden Handel — außer dem Kriegerstande von Troja einen ausgebildeten Agrar- und Mercantilstand. Die Hauptformen der Civilisation waren längst und vollkommen entwickelt. Die deutsche Heldensage steht noch auf jener rohen und tiefen Stufe, wo nur der Kampf und der Raubzug, nicht aber die friedliche Arbeit gelten; was die dürftige Barbarei der Helden an Kostbarkeiten besitzt, ist Beutestück, nicht nationales Selbsterzeugniß. Mit der Entwicklung der deutschen Cultur fingen diese Zustände daher frühzeitig zu veralten an, und veralteten um so rapider, als eben auch die abendländische Cultur über all' ihre Formen und Typen von Veränderung zu Veränderung viel rascher hinwegschritt, als die griechisch-orientalische. Vergessen wir nicht: die Arbeit des Alterthums war Sklavenarbeit. Diese Productionsart macht unendlich weniger Erfindungen und Neuerungen als die unserige; bei allem ausgearbeiteten Reiz des Details behält die Grundform von Jahrhundert zu Jahrhundert den primitiv typischen und einfachen Charakter der ersten Conception. Noch heute sehen wir in den Regionen der Levante Krüge, Ringe, Armbänder, Kleidungsstücke, hundert Stücke des täglichen Lebens, welche das Bild der homerischen Kunst und Industrie in der Welle des modernen Lebens reflectiren. Aus der Sklaverei des Alterthums aber ist es uns erlaubt, noch eine weitaus wichtigere Folgerung abzuleiten. Von einem homerischen Helden wie Achilles, der den König der Centralgewalt Agamemnon: „Schandbarer, schamlosester Mann, habbegierigster Aller“ schilt, bis zu einem byzantinischen

Höfling, welcher vor dem Cäsar und dem Eunuchen des Cäsars im Staube kriecht, ist die Wandlung des Volksgewisses, sollte man denken, mindestens ebenso groß oder noch größer — als von Siegfried dem Drachentöbter bis zum Schulmeisterlein Quintus Firlein. Und doch ist es nicht so, sondern auch auf dieser Wage liegt der Vortheil bei der Iliade und der Nachtheil bei den Nibelungen. Die Griechen waren Sklavenhalter. Der Sklavenhalter aber weiß, daß er nur durch Gewalt herrscht und sein ganzes Erziehungssystem bezweckt eine aristokratische Ueberlegenheit, welche als physische Gewalt bezwingt, als moralische imponirt. In den spätesten Zeiten, in den Zeiten der tiefsten Entartung konnten daher nur die homerischen Heldentugenden selbst untergehen, niemals dagegen der Geist, der nationale aristokratische Geist, aus dem sie geschätzt und verstanden wurden. Zu keiner Zeit fiel das homerische Ideal aus dem Ideentreise des Volkes heraus; das Ideal wurde nicht mehr realisirt, aber es konnte unter Sklavenhaltern nicht aufhören, wenigstens theoretisch zu gelten. Ja, vielleicht ist Homer als Lieblingsdichter des Alterthums just um so mehr Bedürfniß geworden, als sein männliches Ideal, nachdem es aus der Praxis verschwunden, wenigstens noch in der Stimme des Gewissens und im Echo dieser Stimme die Gemüther der Epigonen mit einem Zug elegischer Wollust tröstete und versöhnte. Um vieles tiefer und radicaler war der Bruch, welcher sich im deutschen Volksgewisse vollzog, als die Nation aus einer kriegerischen in eine literarische sich verwandelte. Die literarische Nation hatte nicht nur die Bravour des Drachentöbters nicht mehr, sie liebte und achtete sie auch nicht mehr. Der Nationalbegriff und der Nationalstolz warf sich auf das entgegengesetzte Ideal: Humanität, Intelligenz, Bildung — Geist und abermal Geist wurde das Schlagwort der literarischen Nation. Man sehe nur zu, wie

diese Nation z. B. in Denkmälern ihre Ehren vertheilt. Immer sind es die Männer der Schrift, nicht der That, welchen sie Denkmäler setzt. Und hat sie die wirklichen Größen, wie Schiller und Goethe, in Denkmälern geehrt, so steigt sie lieber herab bis zu Gellert und Uz, Hans Sachs und Simon Balde, als daß ein Mann der That, eine große dramatische Nationalfigur, wie z. B. Jürgen Wullenweber, ein Held, an welchem auch Homer seine Freude gehabt hätte, ihr eine monumentale Anerkennung entlockte. Wie hätte sie bei dieser Geistesrichtung eine nationale Sympathie — für Siegfried und Helgi, für Hildebrand und Hadubrand bewahren können? Die Römer und Griechen der Decadence, die Juristen, Sophisten und Theologen zu Rom und Byzanz, Alexandrien und Antiochien, waren gewiß auch literarisch gebildet, aber wie der physische Adel in ihrer Lebenspraxis unterging, hielten sie mit wachsender Vorliebe nur um so begieriger seinen Schatten noch fest, und die Spiele des Circus und Hippodroms waren zwar ein mißbrauchtes und leeres, aber immerhin noch ein Schauspiel verbleichenden Heldenscheins, eine äußerliche Hülfe, deren innerer Kern einst Hector und Ajax und Diomedes geheißten. Es war eben die Stimmung von Slavenhaltern, die aristokratische Stimmung, welche den Ton der Römer- und Griechenwelt, selbst noch im Christenthume, beherrschte, und welche den episch=heroischen Traditionen so überaus günstig blieb. In diesem Sinne aber dachte das ganze Alterthum aristokratisch, auch die Demokraten. Je wahrer und wirklicher nun die Demokratie bei uns sich entwickelt, je gewissenhafter sie Ernst macht, nicht blos mit der Form, sondern mit dem Geiste: Gleichheit der bürgerlichen Rechte und durch allgemeine Bildung womöglich auch der Rechte an das Recht; um so unerbittlicher treibt der ganze Strom unserer Geschichte gegen die Aristokratie und in die Opposition

zu derselben. Schon ahnen wir eine Zeit, wo nicht einmal die Aristokratie des Talents und Wissens hervortragen wird; verkehmt ist aber schon längst die Aristokratie der Faust und über physischen Adel, körperliche Bravour, ritterliche Uebung u. u. herrscht ein Ton, welcher nur zwischen Geringschätzung und Mitleid variirt. Was dahin einschlägt, z. B. Jagd- und Turfsport der Junker, spielt bei den Modernen unter ebenso eiskalter Theilnahmlosigkeit des öffentlichen Geistes, als bei den Alten die homerischen Schattenspiele des Circus und des Hippodroms in der wärmsten Temperatur eines Nationalsports wucherten. Und wenn ein Chef der Waffengewalt, d. h. ein Fürst, seinen Generälen Reiterstatuen setzt, so sieht die Nation, welche beharrlich ihre Statuen nur den Männern des Geistes setzt, ebenso theilnahmlos, um nicht zu sagen argwöhnisch und abgünstig zu. Bei dieser unerbittlichen, in unserer Cultur so tief begründeten Antipathie gegen den Faustadel sage uns aber kein ernsthafter Mann, daß der epische Geist zu unserm Nationalgeiste stimme. Selbst wenn unsere Vorzeit uns eine Iliade geschenkt hätte, so bleibt es ungemein fraglich, ob sie bei uns, wie bei den Griechen, unter den fortwährenden Revolutionen der europäischen Sitten und Denkungsart, ihre Geltung behauptet hätte; um wie viel weniger dürfen wir die Möglichkeit zugeben, daß eine deutsche Iliade nun erst von Neuem anzufertigen wäre. Es kommt uns das vor, als ob man — den Robespierre baronisiren wollte!

Man wende nicht ein, daß sich ja die Iliade bei uns eingebürgert habe. Tausend Dinge hätten wir dagegen zu sagen. Zunächst und vor Allem gehört es auf ein ganz anderes Blatt, warum wir nicht nur Iliade, sondern die Blüten aller Literaturen bei uns eingebürgert haben. Ferner läßt es ganz und gar keinen Schluß zu, weil wir ein vor-

gefundenenes Fertiges anderer Zeiten und Völker bei uns aufnehmen können, daß wir das, was wir selbst unfertig liegen gelassen, nach vierzehnhundert Jahren dort wieder einfügen können, wo es seiner Zeit aus den Fugen herausgefallen. Endlich aber bleibt zu erwägen übrig, daß wir auch zur Iliade ein ganz anderes, ja ein entgegengesetztes Verhältniß haben, als welches die Griechen hatten, nämlich daß wir das Buch gleichsam umgekehrt lesen, weil uns secundär ist, was Jenen primär war und vice versa. Die Geschlechtsregister, die heroischen Ahnenbilder, die mythologischen Descendenzen, die Stadtwahrzeichen, mit Einem Worte alle National-Daten und -Realien der homerischen Rhapsodien waren den Griechen eine sehr ernsthafte und wichtige Angelegenheit. Und weil sie das waren, wendeten sie allen Schmuck ihres Geistes an die Form dieses kostbaren Inhalts, bis endlich die Form selbst so kostbar geworden, daß in ihrer Idealität das Reale völlig aufgehoben erschien. Von da an lebte sie aus eigener unsterblicher Kraft weiter und der historisch-reale Stoff mochte den veränderten Zeiten und Sitten ruhig seinen Tribut der Sterblichkeit zollen. Unsere Schätzung Homer's dagegen mußte gleich damit anfangen, daß uns die reale Seite etwas Gleichgültiges und Zweck und Ziel unseres Interesses einzig die ideale Seite, die Schönheit, war.

Aber da bist Du ja, wo ich Dich haben will, möchte nun Jordan ausrufen. Die Schönheit, ganz Recht, die Schönheit! Die eben verleihe ich jetzt unserm Stoffe. Und mit dem Kraftöl der Schönheit gesalbt, wird er von nun an Alles haben, was er zur Unsterblichkeit braucht.

Es ist wahr, durch stark aromatische Düfte kann ein Schrank vor Motten und Würmern bewahrt werden; ist er aber bereits zermodert, so pflegen die stark aromatischen Düfte nichts mehr auszurichten. Es ist wahr, durch Gesundheits-



und Schönheitspflege läßt sich ein Körper trefflich conserviren; ist er aber im Grabe verfault, so wird dem Todtenschädel vielleicht eine schonende Wachsmaske zu Gute kommen können, weniger dagegen Haaröl, Zahnpasta und Anatherin-Mundwasser. Es mag das scuril gesagt sein; aber warum muß es überhaupt noch gesagt werden: daß die Schönheit nur eine Erscheinung am lebendigen Organismus sein kann?

Lebendiger Organismus aber ist hier die nationale Geschichte. Und wenn wir zuvor den Epiker nicht eine Privatperson, wie jeden andern Dichter, sondern eine geschichtliche Person genannt haben, so ist er das darum, weil das Epos selbst Geschichte ist.

Erst schlagen die wilden Naturvölker blind auf einander los, was zu ihrem täglichen Brode gehört und nichts Merkwürdiges hat. Auf höheren Stufen kommen geistige und individuelle Züge in dieses Faustrechts-Chaos; die Schläge werden Nationalthaten, die Schläger Nationalhelden. Die Nation fängt zu ahnen an, daß das der Geschichte und des Gedächtnisses werth ist. Noch aber steht sie nicht in der Reife der politischen Staatsgeschichte; es bleibt noch Namens- und Personal-, kurz, Heldengeschichte. Noch steht sie nicht auf der Höhe der Geschichtsschreibung; es bleibt noch Geschichtssagung. Das Nachsagen erleichtert die gebundene Rede, welche ihr ins Ohr geht und das Gedächtniß ans Wort bindet. Das ist das Stadium des Epos. Das Epos entspringt dem Drang und dem Bedürfniß nach Geschichte. Dieser Geschichtsdrang befriedigt sich, in Ermangelung der wissenschaftlichen Form, einstweilen in der poetischen, welche dem Naturstande näher liegt; immer aber ist es das geschichtliche und nicht das poetische Pathos, welches die Reimzeugung des Epos verrichtet. Diese Grundwahrheit kann nicht stark genug betont werden, denn sie zu verkennen ist Jordans Grundirrthum.

Er hält das Epos für ein Gedicht, wie jedes andere, für ein Kunstwerk, das man zu jeder beliebigen Zeit bauen, ausbauen und umbauen könne. Beharrlich verkennet er, daß im Epos die Poesie nicht souverain ist, daß sie nur eine Souverainität hat, die Geschichte dagegen die Souverainetät. Die Erstere in die Letztere zu verwandeln, was z. B. in Serbien und Rumänien als politische Möglichkeit verfolgt wird, verfolgt er als eine ästhetische auch im Epos. Aber so ist es nicht gemeint. Wackerere Knaben und jugendliche Völker nehmen es sehr ernsthaft mit ihren Spielen. Ein Volk beabsichtigt in seinem Epos niemals das Spiel der Poesie, sondern es ist ihm völliger Ernst, reine geschichtliche Wahrheit zu überliefern. Ist aber das Zeitalter der Geschichtschreibung längst schon eingetreten und hat sie von einem Gregor von Tours bis zu Schloffer und Ranke herab dreizehn Jahrhunderte lang auf breiter literarischer Basis fungirt, so ist die schmale epische Basis, so ist das Zeitalter der Geschichtsjagung eben dahin und reiner Humbug scheint es, über den Kopf dieser dreizehn Jahrhunderte hinweg, den Nationalepiker zu etabliren. Es kommt uns das vor, als ob eine artige Witwe ein Wochenbett hielte und uns versicherte, das Kind datire nicht von neun Monaten, sondern es sei noch von ihrem Seligen, der vor neun Jahren gestorben. Wieder mag dieses Bild scuril sein, aber wir wüßten das, was es ausdrückt, nicht besser zu bezeichnen. Die Eltern des Epos sind ein lebhafter aber literarisch noch unbemittelter *Geschichtsdrang*, verbunden mit einem poetischen und kunstbildenden *Schönheitsdrang*. Unmöglich aber kann nun der Vater in dem einen und die Mutter in dem andern Jahrtausend stehen. Ihr Wirken muß ein gleichzeitiges sein. Hinzuzusetzen ist noch; es darf in der nächsten Zeit, welche wir weibmännisch die Schonzeit nennen möchten, nicht gestört werden. Nimmt aber das Nationalleben nun einen Gang, durch wel-

den die Heldensage als geschichtliches Motiv frühzeitig überflüssig oder interesselos wird, jedenfalls früher als sie von dem Kunstbildenden Schönheitsdrang noch zum reifen Epos ausgetragen worden, so bleibt die Geburt eben verfehlt und in aller Zukunft und Ewigkeit ist kein Dichterproceß mehr möglich, welcher das gestörte organische Werk fortsetzte und vollendete.

Wir wollen nun nicht darüber streiten, erstens: ob das poetische Schönheitsgefühl und der componirende Kunstverstand hoch genug gestanden, um unsere Heldensage zum Epos zu erheben; Jordan wird sagen: Ja, spätere Zeiten hätten nur wieder entstellt und decomponirt; er restaurire blos. Obwohl wir nun Nein sagen, wo er Ja sagt, so lassen wir doch das dahingestellt, weil wir zweitens zu sagen haben, was wohl streitlos ist, nämlich: daß die deutsche Heldensage frühzeitig aufgehört hat, einen Beruf als Geschichtsmotiv zu haben und als solches aus dem Nationalbewußtsein frühzeitig herausfiel.

Sollen Heldensagen fröhlich und sicher zu einem National-epos ausreifen, so müssen dieselben, wir wiederholen es, ihrer gerechten Schonzeit genießen, so muß die Nation lange in dem Zustande beharren und an den Geist glauben, der mit diesen Heldensagen sich gleicht. Das hörte bei den Deutschen frühzeitig auf. Noch wäre ihr normales heroisches Zeitalter lange nicht zu Ende gewesen, als sie, wie Kinder, welche sich zu früh in der Schule versetzen, den schönen Naturproceß unterbrachen. Noch waren sie im Wachsen und nicht ausgewachsen, als sie den Christusglauben annahmen — wie jeder Spiritus Gift für sie, denn die Reise zum Spiritualismus war den naiven Heldennaturen noch nicht gekommen. Der Christusglaube aber dementirt den Heldengeist so schroff als möglich. Leiden, dulden, entsagen, den Himmel verdienen, vergeben, verzeihen, die Feinde lieben, Buße thun — das Alles ist

nicht Heldenpraxis. Es ist das genaueste Gegentheil davon. Und als sie nun ihre Wanderfluten ins römische Reich ergossen und die christlichen Länder als Eroberer betraten; als sie die Senatoren, die Ritter, die Bischöfe, die Päpste nun persönlich kennen lernten — da ging ihnen vollends ein Mühlrad im Kopfe herum! Wie geschah ihnen nur? All' diese Leute hatten sie überwunden, es war ein stiches verdorbenes Volk — und doch! Wie viel war von diesen Leuten zu lernen! Religion, Philosophie, Literatur, Industrie, Kunst, wunderbarerweise sogar Bewaffnung und Kriegskunst, kurz Alles. Und der deutsche Held setzte sich auf die Schulbank seines Slaven und lernte. Und der Slave benutzte die schöne Gelegenheit sich zu rächen und sagte seinem Ueberwinder mit Schadenfreude, daß seine Götter Teufel seien und seine Helden gemeine Klopffechter, die ein anständiger Mensch desavouiren müsse, denn Hercules oder Achilles, Josuah und Gideon, das seien die rechten. Und wenn er es ihm nicht in's Gesicht sagte, so schwante dem armen Barbaren selbst etwas Aehnliches, so sagte es ihm sein eigenes irregewordenes Herz. Er hatte eine Welt überwunden, die er physisch verachtete und die ihm geistig imponirte. Reifen in diesem Zwiespalte Kunstwerke? Ja, können die schon vorhandenen Dichtwerke noch harmlos fortgesetzt werden in den Accenten dieses Zwiespalts? Kann es etwas traurigeres geben als ein Schwert, das die Welt erobert hat, aber statt siegesfroh aufzujauchzen, sich gleichzeitig sagen muß: Es kommt in der Welt noch auf ganz andere Dinge an, als auf das Schwert! Bin doch ein arm, einfältig Kind!

Und der Mund des deutschen Schwertes, die Heldensage, fing an zu verstummen oder irre zu reden. Die fremden Literaturen überholten den Geist, ja die fremden Sitten bald auch den Leib, die unmittelbare Basis des germanischen Hel-

denthums. Und was von der Fremde gilt, stand nicht viel besser in der Urheimat selbst, die sich durch keine chinesische Mauer von der Fremde abgesperrt hielt. Im Gegentheil. Ganz Deutschland durchdrang ein fieberhafter Geist der Auswärtigkeit. Das war Jahrhunderte lang ein ewiges Kommen und Gehen von Lindinum bis Karthago. Wie geht's dem großen Vetter im Römerlande? fragte jeder Mund in der Heimat. Ach und die Antwort war dem Heldebewußtsein nicht günstig! Zerstoßen Alles, verdorben und gestorben im dritten Glied! Ein Hahnrei, Belisar, hat die Enkel des großen Genserich und ihr afrikanisches Vandalenreich vernichtet; ein Eunuche, Marses, hat die Enkel der großen Theodorich und ihr schönes italienisches Gothenreich von der Erde hinweggefegt; in Gallien raufen und vergiften sich die fränkischen Königswelber, und die Merowinger, die Enkel des großen Chlodwig, erlöschten als Siedlinge. Noch seltsamer aber ist's in Britannien. Da hört man nicht von den Siegern, sondern von den Besiegten! Kein Mensch spricht von den Angelsachsen, dagegen geht ein großes Reden um von einem britischen Winkelkönig, welcher das Land, dem schon längst der römische Schutz fehlt, auf eigene Faust vertheidigt; hoch hält er die altceltische Nationalfahne noch eine Weile über Wasser, und — König Artus wird Held einer epischen Mythe!

Gia popeia, schlaf' ein, arme deutsche Heldensage! Und die Mutter erzählte ihren Knaben wenigstens die alten Geschichten vom Drachentödter, weil der Vater so böse neue Geschichten heimbrachte. Das war ein Trost aber kein Stolz, und mit dem homerischen Heldenfluge war's, wie in der Fremde so auch zu Hause, vorbei!

In der That ist es zu wundern, daß unter diesen Umständen noch immer ein paar Invaliden und alte Weiber übrig blieben, welche die Geschichte vom Drachentödter im Schlafe sich

zuraunten. Aber schon zu Karls des Großen Zeiten müssen diese Geschichten starr und steif gewesen sein und vermochten nicht mehr zu grünen. Wäre es denn ein Zufall, daß seine Sammlung der deutschen Heldenlieder so schnell wieder verloren ging, während die Sammlungen, welche den Namen Homer und Firdusi tragen, Kleinode der Weltliteratur geblieben? Nur zu deutlich ist's: schon Karl der Große sammelte nur noch als Privatliebhaber, Curiositätenjäger und Sportsman, nicht aber als historische Person und im Auftrag eines großen nationalen Gedankens und Bedürfnisses. Und freilich war es die bitterste Ironie: mit der Einen Hand die deutschen Heldenlieder zu sammeln und mit der andern die Ueberschwemmung einer fremden Cultur in's deutsche Land zu leiten, — die lateinischen Klosterschulen! Es hieß, den Bock zum Gärtner setzen, um ein niedriges Sprichwort nicht zu verachten. Das Kloster widersprach den Helden und das Lateinische dem Deutschen.

Um wie viel glücklicher fiel das Loos der griechischen Heldensage! Auch auf die Griechen wirkte die Fremde, auch sie wanderten, eroberten, colonisirten; aber wohin ihr Fuß trat, nirgend fanden sie höhere Zustände als ihre eigenen. Die Deutschen kamen als Barbaren zu Classikern, die Griechen als Classiker zu Barbaren; Jene lernten, Diese lehrten. Ein Unterschied, der ein Gegensatz ist! Und als dem griechischen National-epos nun der holde Schöpferruf: werde! erscholl, da gab es in der ganzen Welt nichts, was diesen Werdeproceß störte und überholte. Sogar bei den Griechen selbst nichts. All' ihre Fortschritte assimilirten sich in schönen Bildungen und Umbildungen ruhig, stätig, organisch — abenteuerliche Matrosenlügen zu einer Odyssee: pretentiöse Junfergeschichten zu einer Iliade! Das naivste Fabuliren ging in schönen, menschlichen Maßen auf und die Maße waren fähig Alles zu fassen, was

der Nation an erhabenen Idealen zureifte und zuwuchs. Ja, als der Bruch endlich eintrat (wozu es gar nicht des Christenthums brauchte), als die Philosophen über Elemente, Atome, Seele und Aether zu lehren anfangen, wie Homer sich nichts träumen ließ, da hatten sie nur die besseren Begriffe; er aber behielt die besseren Gestalten. Was ließ sich machen? Dieser kindliche Heldengott Zeus war doch sehr dauerhaft gearbeitet; er hielt sich ungemein fest und sicher in seinem Sattel! Die Gottesleugner aller Schulen empfanden einen geheimen Nationalstolz über diesen Gott; der schöne majestätische Herr machte ihnen Allen eine Freude — wie sie Donar nie einem Karolinger oder Hohenstaufen gemacht! Die Meere lagen schon längst im Lichte der Wissenschaft da; aber kein Licht verschmeuchte die homerischen Sirenen von ihren Klippen. Die Cäsaren thronten längst über drei Welttheilen; aber in den erhabensten Augenblicken und bei den stolzesten Schritten ihres Lebens citirten sie die homerische Weisheit von Königen, welche nichts als Kinder und Kasse beherrschten. Dieser Homer war der Hausgeist in der Hütte und im Palast. Das Alterthum hat zwölf Jahrhunderte gesehen, in denen vielleicht kein Tag verging, wo vom Specereihändler in Palmyra bis zum Steuerernehmer in Londinum bei den verschiedensten Anlässen des menschlichen Lebens Vater Homer nicht citirt worden wäre. Anwachsend von seiner Quelle, schwoll er zum Strom, der alle Culturen der Erde umflutete; die deutsche Heldensage versiegt im eigenen Lande, ähnlich einem frainerischen Bächlein, das in den Bodenhöhlen der Karstformation verschwindet, zu Tage tritt und wieder verschwindet. Karl der Große — der Nibelungenbüchler — Jordan — sie alle sind Fragmente und spinnen nicht einen laufenden Faden, sondern experimentiren, von Zeit zu Zeit einen morschen und abgerissenen wieder anzuknüpfen.

Wie tendenziös und forcirt unter diesen Umständen das Gerede ist, daß die deutsche Heldensage an Kraft, Zartheit, Tieffinn, Höhe des Tons, Fülle der Verhältnisse, kurz an allen menschlichen und göttlichen Schönheiten der griechischen nicht nur nicht nachstehe, sondern womöglich noch vortrete! Wie pharisäisch, mit unserem Patriotismus unsere Aesthetik zu bestechen! Sagt uns statt all dieser schillernden Worte nur ein einziges, wenn ihr könnt: — sie sei leben geblieben! Zeigt uns die Bücher, die Gedichte, die Zeitungen, welche bewiesen, daß die Vorstellungen der deutschen Heldensage in unsern täglichen Sprachgebrauch übergegangen wären. Wir sagen: Elysium, Paradies, Eldorado, Eden; aber nicht: Asgard oder Valhalla; wir sagen: eine Amazone, aber nicht eine Brunhilde; wir sagen: eine herkulische Kraft, aber nicht eine Siegfriedische Kraft u. u. Nicht eine sprichwörtliche Redeweise wüßten wir, worin sich ein Bild unserer Mythenzeit der Volkspheantasie eingeprägt hätte. Das Volk hat biblische, die Gebildeten schulclassische, Niemand hat Bilder der deutschen Vorzeit. Vindicirt den letzteren nun ästhetische Rechte so viel ihr wollt, was kann das helfen? Rechte müssen ausgeübt werden, um nicht verloren zu gehen. Homer hat sein Recht fortwährend ausgeübt. Jedes seiner Worte war ein Samenkorn, das aufging zur tausendjährigen Eiche. Nicht mehr als acht Zeilen enthalten in der Iliade das Charakterbild des Thersites, aber für ewig ist Thersites ein sprichwörtlicher Typus geblieben. Der ganze Homer war nichts als ein einziges großes Sprichwort des Alterthums. Um im staatsrechtlichen Curiositätenstyl Oesterreichs zu sprechen, so ist Homer wie Deak — der Mann der Rechts-Continuität; Jordan aber — wie Palacky und Rieger — der Poet der „vernewerten Landesordnung.“

Machte nun Jordan keine Principienfrage aus seiner Dichterweise; enthielte er sich, um sich erst praktischen Boden



zu schaffen, zuvor die Theorie des Epos zu verderben und zu verwirren, so möchten wir seine Dichtweise nicht völlig ablehnen, sondern unter Einschränkungen gelten lassen. Jordan hat eine starke poetische Formenkraft, einen lebhaften Sinn für die Logik eines Stoffes, er hat Styl, Vortrag, Ordnung, er hat, möchten wir sagen, Contrapunkt in seiner Musik, er hat endlich eine ungemein hohe poetische Stimmung. Da es ihm aber an Erfindung gebricht, an zeugender Fruchtbarkeit der Phantasie, so hat ihm die Natur aufgetragen — nicht Paläste in Ravenna zu bauen, sondern in Jngelheim oder in Aachen, und die kostbaren Trümmer und Werkstücke von Ravenna dabei zu verwenden. Nichts Neues zu machen, sondern Fertiges neu zu machen, ist sein Beruf. Viel besser, als seine theoretischen Schußschriften, lassen uns seine Naturanlagen erkennen, was er soll und was er muß. Wie wichtig das ist, ob es Bedürfniß ist, welche Plätze es auszufüllen hat, — darüber ließe sich handeln, wenn der Rhapsode den Preis seiner Etüden-Poesie nicht so hoch ansetzte, daß ein billiger Handel unmöglich bleibt. Er fordert den Platz, wo Homer und die Homeriden stehen; unser Gegenangebot wäre höchstens der Platz in der Nähe von Platen und in der Gruppe der Plateniden. Für ewige Zeiten gehen diese Wege auseinander — den unfrigen ziehen wir in Frieden.

---

## Bogumil Goltz.

25. Jänner 1866.

Morgen also bricht der erste der Abende an, an welchen Bogumil Goltz liest. Es wird ein denkwürdiger Abend sein. Die Wiener werden einen Mann kennen lernen, der nicht seines Gleichen hat.

Nie hat ein Mensch stärker empfunden, eigenthümlicher gedacht, selbstständiger gelebt als der Mann, der da hervorbricht aus den Wäldern und Moorgründen Ostpreußens wie der fabelhafte Elch, der Urhirsch in der Waldnacht von Bialastock, wo er als Rest einer untergangenen Riesenwelt nur noch in wenigen Exemplaren ins 19. Jahrhundert hineinlebt. Der Mann scheint aus einer Kraft des Erblebens gezeugt, wie sie der Planet zur Zeit der Titanen hatte, welche dem Vater Jupiter selbst zu robust wurden, daher er sie im Schweiße seines Angesichts abthat, um die Erde zu einem Boudoir der Civilisation einzurichten und Platz für die girrende Humanität der Liebe und der Weibleins zu gewinnen.

Bogumil Goltz ist eine Urschrift der Natur. Wo er auftritt, erscheint alles um ihn her wie eine Abschrift und eine Abschrift der Abschrift. Wir sind unendlich gespannt, wie sich der Mann in der Wiener Gesellschaft aufgenommen sieht. Nie werden uns Urtheile über einen Menschen interessanter lauten können. Ihr glaubt über Bogumil Goltz zu urtheilen? Nein; aus den Urtheilen über ihn wird man euch selbst beurtheilen. Es wird sich zeigen, ob in unserer blasirten Bildung, in unseren parfümirten Salons, unter Weibleins, welche ihr anämisches Blut mit Eisenpulvern aufpäppeln, und Männleins, welche von Bad zu Bad, von Brunnen zu Brunnen leben, eine so unverschämte Lebenskraft wie Bogumil Goltz noch Raum und Recht findet.

Das klingt anders als: „Bogumil Goltz, der pikante und witzige Humorist.“ In der That, so kurz ist der Mann nicht zu bezeichnen. Pikant — witzig — humoristisch — das sind drei Farben von seinem Regenbogen, aber noch nicht der Regenbogen. Und der Regenbogen selbst ist nichts als vom Feuer beleuchtetes Wasser, — Element! Und das wäre das

richtigere Wort. Wie Lady Montague von dem Ideal-Mann *Hervey* gesagt hat: „Es gibt Männer, Frauen und *Hervey's*“, so könnte man sagen: Es giebt vier Elemente und *Bogumil Golz* ist das fünfte.

Mit Einem Worte: *Bogumil Golz* ist eine Gesamtausgabe des Lebens. Er ist ein Allesleben. Warum soll er Humorist, Literat sein? Sein Amt ist die Lebendigkeit. Diese schreibt unter Anderm, aber nicht ausschließlich.

Das ist das Neue an *Bogumil Golz*: Humoristen gleich ihm, scharfe und tiefe Lebensbeobachter, hat die deutsche Literatur an *Hamann*, *Hoffmann*, *Nichtenberg*, *Jean Paul*, *Brentano* und manchen Andern gehabt. Aber es waren Schriftsteller: wenn sie geschrieben hatten, so hatten sie mehr oder minder gelebt und sich erschöpft. Anders unser Wundermann. Er hört zu schreiben auf und fängt zu plaudern an. Und er plaudert euch, so viele Stunden als die Uhr auf dem Zifferblatte hat, plaudert vor Dreien, vor Hunderten, vor einer Volksversammlung, plaudert fort und fort, und so Viele ihm zuhören: Jeder glaubt, er spricht sein eigenes, tiefstes Leben aus, er löst ihm Räthsel auf Räthsel, er kommt ganz frisch von den *Sinai's* und *Delphi's* daher, wo die Orakel und Offenbarungen gemacht werden. Man bedauert unendlich, daß nicht ein Stenograph hinterm Ofenschirm sitzt, der das Alles aufschreibt, und vergißt ganz, daß der Mann ja selber schreibt! Sein Schreiben ist nur ein Dentrirt seines Daseins. Elemente sind in ihm da, nicht blos Talente! Er schafft und zeugt und producirt, so oft er aus- und einathmet.

Es kann nicht fehlen, daß man unseren deutschen Causeur mit dem französischen vergleichen wird, welcher jüngst von sich reden gemacht.\*) Wie stolz darf Deutschland auf diesen

---

\*) *Dumas*, der ältere.

Contrast sein! Sprechen wir ihn in kürzester Formel aus: Dumas ist der Virtuoso der Sachen, Bogumil Goltz der Virtuoso seiner selbst. Dumas braucht wie ein geniales aber kleines Kind einen unendlichen Kram von Sachen und Säckelchen als Spielzeug seiner allerdings uner-schöpflichen aber rein äußerlichen Phantasie. Damit baut er Schlösser auf wie Kinder aus Holzklötzchen. Bogumil Goltz braucht ebenfalls das Holz der sinnlich-realen Welt, gar sehr braucht er's! aber er zimmert sich — eine Violine daraus, auf der er göttlich singt! Unendlich souveräner behandelt er die sächliche Welt, unendlich geistvoller und geistigener durch-bringt er sie.

Bogumil Goltz ist der verkörperte Fichte'sche Idealismus. Ich bin ich! Er ist sich selbst eine Welt. Er ist eine jener Faustnaturen, welche in sich den ganzen Mikrokosmos tragen. Während er auf der einen Schulter die Sachenwelt des Gascogners Dumas trägt, behält er die andere Schulter noch frei, um die Geisterwelt darauf zu tragen, die germanische Welt, die Welt-Welt.

---

## Soll und Haben eines Naturgenie's.

Februar 1866.

Der Grazer „Telegraph“ schreibt: „Herr Bogumil Goltz hat sehr verbindliche Einladungen erhalten, in Triest und Laibach Vorlesungen zu halten. Wir hören, daß Herr Goltz diesen Einladungen Folge geben und seine Vorlesungen vielleicht auch auf Klagenfurt ausdehnen wird.“

Wir blicken mit einigem Nationalstolz auf diese Anerkennung des norddeutschen Gastes in Oesterreichs süddeutschen Landen. Zugleich dürften wir mit aller Bescheidenheit nicht

zu verkennen haben, wie sehr Wien den Ton dazu angegeben. Die Bevölkerung Wien's hat ihn mit offenen Armen aufgenommen und die weittragende Stimme der Journalistik auf's wirksamste seine Pfade geebnet. Die österreichische Gastlichkeit hat sich mit Ruhm bedeckt.

Ja, fast könnte es scheinen, daß wir des Guten zu viel gethan. Unsere Liberalität war so groß, daß sie fast blinde Ergebenheit scheinen könnte. Aber diesen Schein auf uns' sitzen zu lassen, hieße die Selbstverläugnung zu weit treiben. Unsere Gastlichkeit soll bewundert und nachgeahmt, nicht aber — belächelt werden. Das zu verhindern bleibt uns daher noch ein letztes Wort über Bogumil Goltz zu sprechen übrig.

Unsere öffentlichen Stimmen haben Bogumil Goltz einstimmig und enthusiastisch gelobt; Kritizirt hat ihn eigentlich keine. Die Kritik wurde vom Privatgespräch übernommen. Im Privatgespräch bildete sich bald das Gefühl aus, daß die Presse zwar die Wahrheit sage, nicht aber die ganze Wahrheit. Je näher man den merkwürdigen Gast kennen lernte, desto unläugbarer empfand man zwischen dem ersten Eindruck und allen folgenden — ein Mißverhältniß, welches kritisch erklärt sein wollte.

Wir selbst fanden uns oft um unser Urtheil befragt. Die Art nun, wie wir das Soll und Haben des Naturgenie's formulirten, sprach an, so daß sich regelmäßig und dringend die Aufforderung hören ließ, unser Urtheil zu veröffentlichen. Wir könnten uns rühmen, unser Aufsatz sei, wie wenige andere, aus dem Volke hervorgegangen. Defungeachtet hielten wir lange damit zurück. Wir wollten lieber uns selbst, als die Interessen unseres Gastes aufopfern. Vor einer Handvoll von Tagen wäre das Nachstehende noch auf dem Laufenden gewesen, hätte aber die gute Stimmung für Bogumil Goltz

vielleicht beeinträchtigen können. Heute, wo er die Wiener Erfolge hinter sich hat, und auch der Provinzernten sicher ist, ist unsere Kritik vielleicht aus der Mode, dafür aber gänzlich gefahrlos für den Kritisirten. Das ist die Wahl, die wir vorziehen. Es handelte sich uns einzig darum, ein Zeugniß zu geben, daß wir unserem Gaste nicht bloß wie gutmüthig-verblüffte Naturkinder, sondern auch wie denkende Menschen gegenüberstanden, ein Zeugniß, von welchem es vollkommen gleichgiltig ist, ob wir es vierzehn Tage früher oder später abgeben. Mag's drum sein, daß es am Ende keinen anderen Werth mehr hat, als einen historischen.

Bogumil Goltz ist uns durch das Medium der Literatur bekannt geworden und nach literarischem Maßstabe muß er beurtheilt werden. Alle Ausflüchte sind unzulänglich ihn als reinen Menschen, als reine Naturkraft gelten zu lassen. Wer möchte Friedrich II. oder Napoleon große Männer nennen, wenn sie nicht große Thaten verrichtet hätten? Nicht das Seiende, sondern das Wirkende gilt.

Nun gibt uns Bogumil Goltz den merkwürdigen Widerspruch zum Besten, daß er mit seiner ungeheuren Naturkraft in der Literatur, worin er sie einsetzt, desungeachtet nur rhapsodisch, fragmentarisch und — Alles in Allem — vergänglich wirkt. Man fühlt den Reiz, diesen Widerspruch sich zu erklären.

Bogumil Goltz ist geistreich, höchst geistreich. Er ist es so sehr, daß er es allein zu sein glaubt, und unser, das literarische, Geistreichsein mündlich und schriftlich verwirft. Und doch haben uns geistreiche Literaten wie Lessing, Herder, Schlegel, Tieck, Gervinus mehr zu sagen, fördern und bilden uns besser, als geistreiche Naturalisten wie Bogumil Goltz. Wie kommt das?

Es will uns scheinen, daß es zwei Arten von Geist gibt, oder mindestens zweierlei Quellen des Geistes.

Bogumil Goltz ist ein eminenten Sinnenmensch. Seine Sinnlichkeit — möchten die Deutschen dieses philosophische Wort doch niemals mit Lüfternheit verwechseln! — seine Sinnlichkeit, sagen wir, besitzt eine Kraft des Anschauens, Begreifens und Empfindens, worin er unser Aller König ist.

Aber was ist denn nun der Werth dieser Sinnlichkeit? werden die Culturmenschen fragen, welche sie selbst nicht mehr haben, ja sie wohl gar für ein Hinderniß auf ihrem Bildungswege halten. Wenn wir auf hundert Schritte hören und ein Anderer hört auf tausend, wenn wir auf tausend Schritte sehen und ein Anderer sieht auf zehntausend — was ist's denn nun weiter? Im Sinnlichen bleibt er doch auch stecken; wenn er seine Grenze ein wenig hinausrückt, was will das bedeuten?

Es bedeutet Alles! Es ist nämlich nicht wahr, daß er auch im Sinnlichen stecken bleibt. Wenn man in gerader Linie auf die sinnlichen Dinge losgeht, so kommt man zuletzt bei einem Punkte an, wo sich die Landschaft auf einmal verändert und das Ding nicht mehr Ding ist, sondern Geist. Wissen wir doch Alle, daß Geist und Materie eins sind und nur die Sprache zweierlei Worte für diese Einheit hat.

Der Einheitspunkt von Ding und Geist nun liegt in der Natur, — die Cultur hat sich mehr und mehr von ihm entfernt. Auserwählt also der, welcher Natur hat, und um so auserwählter, je mehr er Natur hat! Mit seiner Sinnlichkeit, der unverminderten Ausstattung seiner großen Mutter, ist ihm alles Wissen der Erde gegeben. Mit seiner Sinnlichkeit schaut er den Dingen ins Herz, an deren Oberfläche wir uns schon müde geschaut, er restaurirt die nachgedunkelte und staubblinde Schöpfung, macht sie wieder neu, jung, frisch und lebendig,

er ist wie Adam im Paradiese, als ihm Gott der Herr alle Thiere der Erde vorführte, damit er sie mit Namen benenne! Wie geistreich benennt er sie! Es sind die Empfindungswörter der Natur, nicht die Begriffswörter der Bücher.

Also Bogumil Goltz ist geistreich in Kraft seiner starken sinnlichen Anschauung. Mit dieser Kraft durchdringt er die Dinge, durchdringt sie bis zu dem Punkte, wo das Ding Geist wird. Gebt ihm eine Pyramide, eine Schußsnalle, eine Regenwolke, einen Puterhahn und er wird euch auf's Haar sagen, was der Geist dieser Dinge ist. Er versteht die Natur besser als Einer, und saugt aus jedem Naturding den immanenten Geist heraus.

Nunmehr haben wir Geister. Wir haben von jedem Ding seinen Gedanken. Wer aber verbindet uns jetzt diese Gedanken?!

Hier verläßt uns Bogumil Goltz. Er hat uns mit einer Spürkraft, welche der unsrigen weit überlegen ist, alles Wild der Erde zusammengejagt, aber er schießt es nicht, noch weniger kocht er es. Es ist erstaunlich, welche Stärke er in der Auffindung und welche Schwäche er in der Bearbeitung von Gedanken hat. Daher geschieht es, daß seine Bücher zugleich bezaubern und ermüden. Kein Mensch ist reizender im Detail, wir folgen ihm mit Wonne von Ding zu Ding. Endlich aber wünschen wir doch die vielen Posten zur Summe zu schlagen, und hier stockt's. Er wiederholt sich, widerspricht sich, verirrt sich, wir kommen wenig und auf holprigen Wegen aus seinen Zauberrevieren heraus. Es geht sich durch seine Bücher wie durch lieblich gewundene Thäler, es hört sich köstlich zu, wie er vor jedem Bachkiesel und jedem Moosstengel predigt; zuletzt aber schmachten wir sehnsüchtig nach den Anhöhen hinauf, nach jenen Anhöhen, wo Goethe, Jean Paul oder selbst Hebbel sitzt, und wo wir einen jener General-



gedanken bekämen, welche Bogumil Goltz nicht hat. Dieser lebenswürdige Führer führt uns im Thale weiter, zeigt uns andere Bachriesel und andere Moosstengel oder ruft zu guter Letzt noch ein Bäuerlnwägelchen an, wo man soeben ein Kind zur Taufe führt, und schenkt uns Göttersprüche über Elternliebe und Wagenschmiere!

So statuiren wir denn zwei Sorten von Geistreichsein: die eine findet Gedanken, die andere verarbeitet sie. Jenes ist das Geistreichsein des Naturalisten, dieses das Geistreichsein der Cultur, der Reflexion, der Philosophie, kurz das literarische Geistreichsein. Wir könnten dieselbe Formel ökonomisch ausdrücken und sagen: jenes ist die Natural-, dieses die Capitalwirthschaft des Geistes.

In dieser Unterscheidung sind wir über Bogumil Goltz orientirt. Er steht mit beiden Füßen in der Naturalwirthschaft. Er ist Geist-Bauer. Daher auch die Art wie er über „Die Bildung und die Gebildeten“ denkt, die unverföhnliche rustikale Eifersucht, womit er die Literaten und Literatur verfolgt, auf ein Haar jenem Gefühle gleicht, welches der Bauer gegen den Kornhändler hat. Er sieht den Mann reich werden, reicher als er selbst ist, und doch hat er kein einziges Weizenkörnlein eigenhändig gesäet und geerntet. Das verdriest ihn unsterblich. Er nennt daher den Kornhändler am liebsten Kornwucherer, Kornjuden, und läßt sich nicht ausreden, daß das ganze Geschäft mit einer Art Schwindel und Spigbüberei zugeht. Das ist der Grundton, auf welchem Bogumil Goltz seine unabänderlichen Ausfälle gegen die Literaten variirt. Er versteht sich vortrefflich auf die U r p r o d u c t i o n des Geistes, aber spottschlecht auf den Handel mit Geist und auf die Industrie des Geistes. Er stellt allen Ernstes die Forderung, wer Del haben will, der soll Keps bauen, und wer Trüffel essen will, ein Grundstück in Perigord besitzen. Den

Correggio hätte auch er mit einer Last Kupfergeld erdrückt und nichts davon wissen wollen, daß man denselben Betrag, ja hundertmal mehr, in einem dünnen Papierblättchen besitzen kann. Vor den Geist-Börsen, z. B. Zeitungs-Redactionen oder Hoffschauspielhäusern, bekreuzt er sich wie ein frommes ehrliches Bäuerlein, welches seine harten Thaler in Strümpfen verwahrt, und alles Papiergeld für eine Erfindung des Teufels hält. Er sieht Alles tief unter sich, was den Geist nicht so hat wie Er, d. h. ihn nicht durch sinnliche Anschauung hat. Er hat keine Ahnung davon und will sie nicht haben, daß der Umsatz mit Geist eben so Geist-erzeugend ist wie die Anschauung selbst, daß die Geist-Werthe bis ins Unglaubliche vermehrt werden durch die culturmäßige Behandlung und Veredlung der geistigen Rohproducte, kurz, er schätzt nur die geistige Bauernarbeit, aber nicht die geistige Bürgerarbeit; er schätzt die Literatur nicht.

Zwar fehlt es in seinen Schriften nicht an zahlreichen Beweisen des Gegentheils. Sein Auge sieht viel zu gut, als daß er die Thatsache nicht sehen und bezeugen sollte, wie der Naturalist, z. B. der Bauer, der Förster, der Landjunker, eine so gar traurige Rolle im Alter spielt, während der alternde Gelehrte vortrefflich Figur macht. Aber hier liegen zwei unvermittelte Erkenntnißschichten in Bogumil Goltz. Er erkennt zwar diese Wahrheit, aber er liebt sie nicht. Sie paßt nicht in sein System, sie schwimmt darin oben auf. Er spricht sie nur aus, weil er es muß, weil sie allzuschreiend ist, als daß sie verhehlt werden könnte. Und bedeutungsvoll ist es, daß er ihre Anerkennung so weit als möglich hinausrückt, — in's Alter! Warum juist in's Alter? Ist der Egoismus des Naturalisten lebenswürdiger, so lange er noch rothe Wangen und volle Lenden hat? Ist der Idealismus eines jungen bleichen Gelehrten, der sich im Studium eines Lazarethfiebers aufopfert,

in der Jugend weniger erhaben als im Alter? Ja, warum überhaupt den Literaten und den Naturmenschen auseinander legen? Hat Bogumil Goltz doch mit eigenen Augen gesehen, wie in den Befreiungskriegen die literarischen Städter so gut ihren Mann stellten als die kassubischen Bauernknechte! Und Theodor Körner? Er säufelte Muttergottes-Sonette und drechselte Kozebue'sche Lust- und Singspielchen, als der Sturm losbrach, wo er mit seinem Flammberg dreinfuhr. Bogumil Goltz hätte den „Literaten“ mit seiner spottendsten Laune verfolgt, aber der Literat hätte bewiesen, — was Bogumil Goltz so hartnäckig zu leugnen liebt — daß Dichten oder Zeitungs-schreiben dem Naturalismus nicht schadet.

Um aus unserer Betrachtung nun einen Schluß zu ziehen, so scheint uns die Natur mit Gestalten, wie Bogumil Goltz, just das Gegentheil dessen zu beweisen, was er selber beweisen will. Während er mit Feuer und Schwert sein Natur-Evangelium predigt, — oft als Apostel, aber noch öfter als Kapuziner, — werden wir auf's eindringlichste belehrt, wie nackt die Natur ist ohne Kunst und Erziehung. Oft wenn wir ihn im Privatgespräch hörten, und Viele, die ihn gleich uns gehört, wissen, daß das der echte Goltz, der öffentlich sprechende aber nur sein Revers war; wenn wir sein Antlitz sich röthen, seine Muskeln sich spannen, sein Auge flammen sahen, und seine Stimme in Keilschrift accentuirte, dachten wir bei uns selbst: nach diesem Modell kann man sich Bernhard v. Clairvaux und Johann Capistran vorstellen, Redner, welche das Volk zu Kreuzzügen hinrissen, in einer Sprache, welche das Volk nicht verstand! Aber weder Bernhard v. Clairvaux noch Johann Capistran war — ein Luther! Zu diesem gehörte theologisches Studium, Gelehrsamkeit, kurz, literarische Bildung. Bogumil Goltz erlaubt uns nicht entfernt an Namen zu denken wie Voltaire, Lessing, Herder: Bildner,

die ihm sicher nicht an Geist und Gefühl überlegen waren, aber an — Schule.

Eines jedoch ist merkwürdig, ja unbegreiflich! Warum Bogumil Goltz nicht Philosoph ist, läßt sich aus tausend Gründen darlegen. Aber warum ist er nicht Dichter? Wer immer gefragt würde, was zu einem Dichter gehört, insofern es theoretisch vorstellbar ist, der würde genau Alles das nennen, was in Bogumil Goltz verkörpert ist. Zuerst Natur, und aber Natur und zum dritten und letzten Natur! Natur war die Losung der Stürmer und Dränger mit ihrem Bannerherrn Goethe voran. Im jüngeren Goethe ist kein Blatt, keine Linie zu lesen, die nicht auf Natur dringt. Nun hat sie Bogumil Goltz, hat sie so stark und vielleicht noch stärker als Goethe selbst — und doch! Es könnte geradezu die Frage sein, wenn Goethe und Bogumil Goltz mit einander über's Feld oder durch ein Marktgewühl gingen, welcher von Beiden feinere und schärfere Beobachtungen machte und sie glücklicher ausdrückte. Aber die Beobachtungen des Einen würden Kunstwerke, die des Andern — Standreden.

Bogumil Goltz ist, gleich dem echten Dichter, von Kopf bis zu Fuß angefüllt mit Poesie. Aber während die Poesie des Dichters wie eine leuchtende Flamme zum Haupte herausschlägt, bleibt sie bei Bogumil Goltz gleichsam im Leibe stecken und dringt ihm nur zu den Poren des Leibes heraus. Dem ganzen Manne wäre geholfen, wenn er seine strogende Poesie in lebendigen Menschengestalten von sich ablösen könnte. Aber das kann er nicht. Und nun ist es seltsam wie all jene Lebenskraft, womit er keinen Don Quixote oder Fallstaff erzeugt, in seinen Styl geschossen ist, und dort jenes Myriaden-Gewimmel von kleineren Lebensorganismen ausbrütet, welches wir kennen. Darum sind seine Worte so lebendig, weil ihnen alle Kraft geblieben ist, womit ein Anderer Gestalten erzeugt. Ein Goldkäfer

von Substantiv fliegt mit einem Heupferdchen von Verbum gen Himmel, ein achtfüßiges Adjectiv krabbelt an einem sechsfüßigen Adverbium herum, man tritt in seine Bücher wie in einen lenzschwellenden Garten, sein Styl wimmelt von Bienen, Wespen, Ameisen, Glühwürmchen, Schmetterlingen, Mücken, Fliegen, Spinnen, Schnecken, — und doch sagt man beim ersten Blick über den Garten: Wie menschenleer ist's hier! Bogumil Goltz hat keinen einzigen Menschen geschaffen wie Shakespeare, oder auch nur wie Turgénjew, der Shakespeare der Novelle! Bogumil Goltz ist kein Dichter. Es fehlte ihm wenig, vielleicht sehr wenig dazu, und doch ist das Fehlende entscheidend. Die Natur hat ihm schweres Unrecht gethan. Diese launische Künstlerin, welche sich Mühe nimmt, ein Moospflänzchen auszuarbeiten, hat einem Meisterstück, wie Bogumil Goltz, ihre letzte Hand versagt, und es unfertig in die Welt geworfen.

Aber wie könnte vom Talente der Organisation die Rede sein, wenn sogar das der Accomodation fehlt? Es ist bekannt, daß die Goltz'schen Schriften auf eine unerlaubte Weise von Nachlässigkeiten des norddeutschen Patois' strotzen. Es wäre nun die geringste Mühe gewesen, wenn er vor einem Publicum, das ihn so freundlich und lohnend aufnahm, diese Verunzierungen getilgt hätte. Aber es fiel ihm nicht ein. In seinem Buche der Kindheit steht die schlechte preußische Phrase: Und eh' sich das Kind noch besinnen kann, „daß es Schmissen befehen hat“, wird es schon wieder geküßt und gekost't. Die Phrase „Schmissen befehen“ that uns schon in der Lectüre weh. Bogumil Goltz aber übertrug sie mit größter Gemüthsruhe aus seinem Buche in die Vorlesung und hier war sie doppelt unverantwortlich, denn er las vor einem eleganten und vor einem süddeutschen Publikum. Oder ein anderes Beispiel. Er sagt uns, wie viel hundert Fuß hoch

und breit die Pyramiden sind. Er fühlt aber wohl, daß das nicht imponirt und trockene Ziffern kein sinnliches Bild geben. Er sagt also, er wolle es anders anfangen. Bei dieser Verheißung spitzt man die Ohren und erwartet einen recht saftigen Kraftbissen. Aber er fordert uns auf, uns die ungeheuere Bodenfläche vorzustellen, welche von der Pyramide eingenommen wird und sagt uns, es seien so und so viele — Ruthen! Auch diese Stelle war wörtlich vom Buche übertragen. Er nahm sich nicht die Mühe, vor einem süddeutschen Publicum die Ruthen auf Klafter zu berechnen. Eigentlich hätten wir überhaupt ein besseres Bild erwartet. Vor Wienern hätte er mit dem größten Effecte so sprechen können: Stellen Sie sich die Pyramide von Gizeh fast so hoch wie den Stephansthurm vor, denken Sie sich, daß ihre beiden Seiten herabreichen ungefähr bis zum alten Kärntnerthor und zur Ferdinandsbrücke, und der Miesenbau wird vor Ihren Augen stehen! Als Bogumil Goltz über die Pyramiden las, war er bereits lange genug in Wien, um dieser Ortsverhältnisse mächtig zu sein.

Solche Nebensachen bezeichnen die Hauptsache. Sie bezeichnen den bauerlichen Zug, den wir in seinem Genius gefunden haben, das starre versteinerte Festhalten am Gewohnten, die gänzliche Unfähigkeit, sich zu accomodiren, kurz jenen Egoismus des Naturalisten, den er selbst so gut kennt, leider aber auch theilt. Diese kraftgeniale Zähheit betont und bejaht sich selbst so riesenhaft einseitig, daß sie gar nicht aus sich heraus kann, um auch in Andere einzugehen. Welche Ironie! Der Mann reißt darauf, uns seinen Menschenfinn bewundern zu lassen, jenen Menschenfinn, womit er den polnischen Juden und den arabischen Eselstreiber durchdringt, und doch hat er nicht Menschenfinn genug, um sich ein wenig auch in seine freundlichen Wirthe zu schicken!

Das Alles entscheidet. Das Alles macht uns klar wie die Sonne, warum Bogumil Goltz kein großer Dichter ist. Es fehlt ihm zum Dichter die Liebe und Selbstentäußerung. Er verlangt von der Welt: da, nimm mein Ich wie es mir selbst die große Natur gegeben! Aber die Welt nimmt keine Ichs, sondern nur wieder Welt. Sie will von einem dichterischen Ich sich selbst verklärt zurück erhalten, nicht aber ein naturrohes Ich allein schon als Dichtergabe annehmen. Bogumil Goltz genießt die Natur und denkt, dieses sein genießendes Ich müsse auch Andern Genuß sein. Er unterläßt den ganzen ungeheuren Proceß, womit ein dichterisches Ich die Natur zum Menschengenuß verarbeitet, er verschmäht und schmächt diese Arbeit. Kurz, nicht er hat die Natur, sondern die Natur hat ihn. Er ist der Natur gegenüber nicht sowol ein Begeisteter als ein Besessener..

Bogumil Goltz liebt über die Maßen das Bild, wir sollen die Natur auf uns spielen lassen wie auf einem Claviere. Schön, aber doch nur halb wahr! Bogumil Goltz vergißt nämlich, daß das Stück vierhändig ist! Wir selbst müssen mitspielen. Wir sind nicht nur Instrumente, sondern auch Künstler. Bei dem Clavierspielen, wie Bogumil Goltz es sich denkt, wären wir über Adam und Eva niemals hinaus gekommen. Bei diesem Clavierspielen wäre Goethe nicht mehr als Lenz, und Schiller nicht mehr als Schubart geworden. Zwar ist Bogumil Goltz ganz der Mann dazu, um uns ungenirt zu sagen, daß ihm Lenz und Schubart vielleicht lieber sind als Schiller und Goethe; es wäre nicht die kühnste seiner Paradoxien, denn wir haben noch stärkere gehört. Aber eben deshalb ist er bei all seiner poesievollen Naturmystik weder ein Hamann, noch ein Angelus Silesius, noch ein Jacob Böhme, sondern eben nur — ein Bogumil Goltz.

## Turgénjew und die slavische Welt.

Erzählungen von Ivan Turgénjew. Deutsch von  
Friedrich Bodenstedt. 2 Bände.

München, Rieger'sche Universitäts-Buchhandlung, 1865.

### I.

Von diesen Novellen sagt der Uebersetzer in der Vorrede:  
„Die Kunst der Darstellung, welche mit den einfachsten Mitteln  
zu wirken weiß, und uns in wenigen lebensvollen Zügen  
fremde Menschen und Zustände bis zur Greifbarkeit veran-  
schaulicht; die Schärfe der Charakterzeichnung, die jede einzelne  
Figur aus dem Kern ihres Wesens heraus unvergeßlich dem  
Gedächtnisse einprägt; die edle Einfachheit der aller Phrase  
abholden Sprache, die rücksichtslose Wahrheitsliebe und der  
dem tiefsten Gefühl entspringende feine Humor — kurz, alle  
Vorzüge, welche Turgénjew's „Jagdskizzen“ auszeichnen, finden  
sich in den folgenden Erzählungen in womöglich noch höherem  
Grade wieder, so daß er unter den besten Novellisten der  
Gegenwart (nicht bloß in Rußland) einen hervorragenden  
Platz einnimmt. In künstlerischer Beziehung wird er von  
Wenigen erreicht, von Keinem übertoffen. Mit feinem Styl-  
gefühl weiß er für jede seiner Erzählungen den richtigen Ton  
zu treffen und einen passenden Rahmen zu finden.“

Wenn es sich darum handelt, eine von jenen Erschei-  
nungen zu charakterisiren, an welchen das Geheimniß der  
Ewigkeit sich ausdrücken will, so ist jeder, auch der kleinste  
Beitrag willkommen, der es im guten Glauben versucht, das  
Unnennbare zu nennen. Wir unterschreiben deshalb mit Ver-  
gnügen die angeführten Worte Bodenstedt's, denn sie bezeichnen,



gleichsam wie ein ehrenvolles Schul- oder Studienzeugniß, wenigstens den Artisten und Techniker in Turgénjew. Hat man auf diese Weise gesehen, wo seine Füße stehen, so bleibt nur noch übrig, die Richtung zu bezeichnen, in welcher sein Herz schlägt, und wohin sein Haupt ragt. Das heißt nun freilich, Gott versuchen, denn der Dichter, der echte, wirkliche Dichter, ist unaussprechlich, und das letzte Wort, ihn zu bezeichnen, liegt nicht auf einer Menschenzunge. Lassen wir denn unseren Dichter selbst sprechen! Es tönt uns die bedeutungsvolle Melodie im Ohre, womit er den „Ausflug in die Waldregion“ anhebt. Es ist nur ein Splitter seines Geistes; aber wie aus wenigen Tacten erkennbar ist, ob Papa Handn oder der große Beethoven spricht, so wird es ein sichtbarer Zug im Antlitz seiner unsichtbaren Seele sein.

Turgénjew beginnt seinen Ausflug in die Waldregion wie folgt:

„Der Anblick der ungeheueren, den ganzen Horizont umspannenden Kieferwaldung, der Anblick der Waldregion erinnert an den Anblick des Meeres. Auch erweckt er dieselben Eindrücke; dieselbe jungfräuliche Urkraft dehnt sich breit und mächtig vor dem Angesichte des Beschauers aus. Aus dem tiefsten Innern der uralten Waldung, wie aus dem ewigen Schoß der Wasser ertönt die gleiche Stimme der Natur, welche zum Menschen spricht: Ich habe mit dir nichts zu schaffen, ich herrsche; — du aber Sorge für dein Leben!

„Der Wald ist nur einförmiger und melancholischer als das Meer; besonders bietet der Fichtenwald ein beständiges Einerlei und eine fast lautlose Stille.

„Das Meer droht und schmeichelt, spielt in allen Farben, redet in allen Zungen; es spiegelt den Himmel wieder, von welchem gleichfalls ein Hauch der Ewigkeit weht, aber einer Ewigkeit, welche uns nicht fremd zu sein scheint. Der unver-

änderlich finstere Nadelwald dagegen zeigt sich entweder in mürrischem Schweigen oder dumpfem Geheul, und das Bewußtsein unserer Wichtigkeit durchdringt bei seinem Anblick das Herz noch tiefer und unwiderstehlicher.

„Schwer fällt es dem Menschen, dem gestern gebornen und heute dem Tode geweihten Eintagswesen, den kalten, theilnahmslos auf ihn gerichteten Blick der Isis zu ertragen; nicht bloß die kühnen Hoffnungen und hochfliegenden Träume der Jugend werden gedemüthigt und erlöschen in ihm beim Eiseshauche der Elementarmächte: seine ganze Seele zieht sich gebeugt und scheu in sich selbst zurück; er fühlt, daß der letzte seiner Brüder vom Angesichte der Erde verschwinden könnte, ohne daß nur eine Niefelnadel an den Zweigen darob erzitterte; — er fühlt seine Vereinsamung, seine Schwäche, seine Abhängigkeit vom Zufall, und mit heftiger heimlicher Angst kehrt er zu den kleinen Sorgen und Mühen des Lebens zurück; ihm wird es leichter um's Herz in dieser von ihm selbst geschaffenen Welt; hier fühlt er sich heimisch, hier wagt er noch an seine Bedeutung zu glauben und seiner Kraft zu vertrauen.“

Das ist Dichtergefühl! Es ist der directe Gegenpol jenes tausendköpfigen Dichterlings, welcher in jedem Thautropfen sich und sein Liebchen erblickt; welchem ach! die „ganze Natur mitjubelt und mitweint“, wenn er heute Assessor wird und morgen ein Kind begräbt. Von diesem Dichtergefindel hat Turgénjew nicht einmal eine Ahnung. Der Mensch, den er kennt, wagt nur in der selbstgeschaffenen Welt sich zu fühlen; er weiß es nicht, er setzt es gar nicht voraus, daß es poetasternde Philisternmenschen gibt, so klein, so frech, so eitel, daß sie ihr nichtiges Ich auch dem „Mitgefühl“ der unnahbaren Natur aufzubringen wagen. Er kennt die tausend Goldschnittbände unseres deutschen Büchermarktes nicht. Glücklicher Russe! großes Dichterherz!

Dessenungeachtet ist Turgénjew nicht Pessimist. Er ist es so wenig, als es die Griechen waren, obwohl sie die Idee des Fatums hatten. Er ist nur, wie sie, ein reiner und großer Mensch. Es heißt noch nicht Pessimist sein, wenn man die Selbstüberschätzung des Optimismus nicht theilt. Es heißt bloß den Schwerpunkt dort suchen, wo er thatsächlich liegt. Man braucht den Menschen nicht als Mensch und Mitgeschöpf aufzugeben, wenn man weiß, daß er von der Natur aufgegeben ist. Man braucht ihm nicht ein Herz zu versagen, wenn man weiß, daß er der Natur gleichgiltig ist. Man braucht, wenn man das Unglück seines Daseins erkannt hat, sein Unglück noch nicht für seine Schuld zu halten. Man braucht ihm daher diese Schuld nicht durch einzelne seiner Handlungen anzumotiviren, was grausam ist, noch sie durch andere seiner Handlungen sühnen und auflösen zu wollen, was kindisch ist.

Wenn wir damit den richtigen Punkt bezeichnet haben, welchen zwischen Mensch und Schicksal Turgénjew einnimmt, so weiß der kundige Leser sich selbst zu sagen, wie ungemein selten die Dichter sind, welche diesen Standpunkt wirklich einnehmen. Bewegt sich doch um jene angebliche Schuld und jene angebliche Sühne der Schuld die ganze Peripetie der hergebrachten Dichterpraxis. Vergebens steht ein Mann wie Shakespeare da, welcher die unschuldige Cordelia wie die schuldige Lady Macbeth gleichmäßig — verunglücken läßt; die Ewigblinden dichten der Cordelia lieber auch eine Schuld an, damit sie in ihre optimistische Schablone von Lohn und Strafe paßt. Und doch darf uns die Menge und das Ansehen der Ewigblinden nicht abschrecken. Und doch dürfen und müssen wir sagen: kein Mensch geht in seinem Gleichgewichte, wofern er den richtigen Schrittwechsel von Optimismus und Pessimismus nicht kennt. Man hat das Gehen ein beständiges Fallen genannt; nämlich ein durch das beständige Finden des

Schwerpunktes aufgehaltene Fallen. Mag sich der gleichgesinnte Leser mit Erstaunen bewußt werden, warum und wie viele der Dichter unaufgehalten fallen, wirklich fallen, nicht auf die Fußsohle, sondern zu Boden fallen.

Jean Paul z. B. war durch und durch Optimist, aber doch groß genug, den Gegenpol davon wenigstens zu ahnen, obwol er in seinem unmännlichen Herzen nicht Platz hatte. Und so warf er sich denn über die Menschheit her, bedeckte sie mit seinen Küssen, erdrückte sie mit seinen Umarmungen und schien allen Ernstes zu glauben, er könne mit seiner einzelnen, persönlichen Menschenliebe ihr das große Weltweh ersetzen. Byron that umgekehrt. Er fühlte das Welt=Elend tiefer und eines Dichters würdiger, als Jean Paul; aber er ließ es die Menschen entgelten, daß sie der Stoff waren, woran es ihm zur Erscheinung kam. Er haßte die Menschen, gleichsam als haßte er Baumbblätter oder Wasserwellen, weil sie den Sturm zeigen, der durch die Welt geht. Jener verlor sein Gleichgewicht durch die Menschenliebe und nach der Seite des Optimismus, dieser durch den Menschenhaß und nach der Seite des Pessimismus hin. Beider Dichten war ein wirkliches Fallen.

Darum ist Shakespeare der größte aller Dichter, weil er auf einem dritten und höheren Standpunkte als antik und christlich, am genauesten die Grenzlinie kennt zwischen der persönlichen Menschenschuld und der Schuld des Welt-daseins, welche in's einzelne Menschenleben als unverschuldetes Unglück fällt. Wir wollen unsere Fühlung Niemand aufdringen, wenn wir einen verwandten Zug dieses Tieffinns in Thackeray empfinden, welchen wir nicht ungern den Shakespeare des Romans nennen möchten, wie wir bereits an einem anderen Orte unsern Turgénjew den Shakespeare der Novelle genannt haben.

Turgénjew ist so wenig sittlich-indifferent als Goethe, dem es die Polizeichristen hartnäckig nachsagen. Er hat nur jenen unaussprechlichen dichterischen Geheimnissinn, welcher am schwarzen Boden des Abgrundes die persönliche Menschenschuld und den Bruch in der Weltanlage, die That des freien Willens und das Verhängniß unentfliehbarer Motive schärfer unterscheidet, als wir es droben auf der Höhe des Abgrundes, mit oberflächlichen, vom Dogma befangenen, von der Sonne des Optimismus geblendeten Augen vermögen. Es ist daher auch sein Schema von Schuld und Strafe nicht das der Polizeichristen, sondern beide grenzen mit leisen Uebergängen an jene Region, in welcher auch der Schuld- und Straflose steht — an's Unglück. Wenn die Sonne des Optimisten über Gerechte und Ungerechte scheint, so weiß Turgénjew, daß über Gerechte und Ungerechte auch der Nebel sinkt und der Himmel sich verfinstert. Leidet im „Wirthshaus an der Heerstraße“ der arme gerechte Afim weniger durch die Schuld seines Weibes, als dieses durch sich selbst? Er leidet noch mehr! Und anderseits wieder: wenn er seinem schuldigen Weibe mit schöner Menschlichkeit verzeiht, was ist sein Lohn dafür? Aber vielleicht war es nicht sein Tugendverdienst einer „schönen Menschlichkeit“, sondern nur die slavische Passivität, die angeborene Naturanlage zum Leiden und Dulden. Nun, dann holte ihm auch der Dichter aus dieser seiner slavischen Naturanlage, und nicht aus irgend einem dogmatischen Tugendfonds den schmerzstillenden, sich selbst lohnenden Ersatz. Und so ist es auch. Während das schuldige aber unbedeutende Weib nach normal überstandener Thränen- und Neukrisis in ein leeres schicksalloses Nichts versinkt, ist es der arme schuldlose Mann, welcher den Schicksalsproceß der Schuld austrägt. Aus dem Tiefsten seines slavischen Gemüthes bricht in herrlicher Strahlengarbe die Frömmigkeit hervor, jene herzenseinfältige, slavische Frömmigkeit,

wovon der esprithafte Westen keinen Begriff mehr hat. Man sieht ihn durch sein heiliges Rußland von Kirche zu Kirche, von Wallfahrt zu Wallfahrt pilgern; der alte inbrünstige Peter wird seinem ganzen Volke eine bekannte Charakterfigur. Sein Weib ist schuldig und er wallt als Büsser umher! Scheint es doch, der alte ehrliche Akim empfindet mit einer durch Indien ergänzten Christlichkeit, daß in der einzelnen Menschenschuld — gleichviel, wer sie begangen — die allgemeine Weltschuld abzubüßen. Und Büsser wird — nicht nach unseren Begriffen der Schuldige, sondern nach Dichterbegriff — wer Gemüthstiefe genug für die Schuldempfindung hat. Die schuldige Afdotja scheuert und wäscht, aber der schuldlose Akim pilgert und betet!

## II.

Wenn Turgénjew nicht den großen tragischen Blick für das Weltunglück hätte, sondern wie die dogmatischen Dominospieler unseres Drama's gehorsam sich dazu hergäbe, alles Unglück fein säuberlich aus den Motiven einer begangenen Menschenschuld, wie aus klappernden Dominosteinen, zusammenzusetzen: so könnte manche seiner Novellen für den Laien befriedigender abschließen, deren geistigster Reizes ist, daß sich Fragezeichen an sie knüpfen, welche just dem Wissenden die Geheimschrift höherer Mächte bedeuten. Daß sich in „Faust“ die göttlich-reine und sich selbst getreue Wera nur von der Möglichkeit der Sünde schon tödtlich berührt fühlt und stirbt, dieses Unglück z. B. dürfte allgemein befriedigen, denn es bedarf ja dessen, damit ihr Charakter überhaupt sich erfülle. Außer demselben aber geht noch ein feiner haarartiger Bruch durch die Novelle, vielleicht nur von Wenigen gesehen und auch den Sehenden kaum verständlich. Warum kam es überhaupt so? dürfen wir fragen. Hat doch Paul das Weib, das er als

Gattin und Mutter wieder findet, in einer allerdings fittlich unnahbaren Situation wieder findet, schon vor zehn Jahren als Mädchen beachtet, ja um sie geworben. Warum glaubte er der Mutter, welche ihm sagte, er sei nicht der Rechte? Warum stand er damals ab von der Werbung, da ihn doch die ganze Novelle als den einzig Rechten auf das glänzendste legitimirt? Warum? Weil er Unglück haben sollte! Das Unglück war seine und Wera's Bestimmung und sie erfüllt sich an ihnen. Der Tod Wera's ist die richtige Katastrophe der Novelle und somit ein zweckvolles Unglück; jenes frühere Versäumen und Verzichten aber könnte leicht ein zweckloses scheinen und doch ist es nicht minder organisch, nur in einem höheren Sinne. Es ist das Spiegelbild jenes Weltunglücks, welches jedes Menschenleben — schuldig oder nicht, motivirt oder nicht — zu einem Fragmente macht.

Ein ähnlicher Fragefall läge in „Mumu“ vor, diesem berühmten Seelengemälde eines Taubstummen. Wenn der arme Garassim sein Hündchen ertränkt, weil es die Herrin angeblich belästigt, so hat die Herrin jedenfalls ein Verfügungsrecht über die Hausthiere ihres Jungesindes und da uns dieses Recht nicht an sich empört, auch die Ausübung desselben mehr mit gedankenloser Weibercaprice als mit beabsichtigter Grausamkeit geschieht, so fehlte es dem peinvollen Schicksale Garassims nicht an einer annehmbaren Begründung. Deßungeachtet scheint es grundlos, zwecklos, und zwar durch sein eigenes Verhalten. Garassim ersäuft sein Hündchen und — kehrt ins Herrenhaus nicht mehr zurück. Er entflieht in sein Heimatsdorf, wo man ihn auch ruhig beläst. Warum also ersäufte er sein Hündchen? Warum nahm er es nicht mit? Die zweite Handlung hebt die Nothwendigkeit der ersten auf. Wenn er den Plan hatte, durchzugehen, so war es planlos, das Hündchen zu opfern. Er ist jetzt nicht mehr ein Opfer

der Leibeigenschaft, sondern seiner eigenen Verworrenheit. So könnte der Leser — vernünfteln. Aber er hätte dann gethan, was Shakespeare's „Realist“ neulich that, er hätte den ganzen Menschen nur theilweise aufgefaßt, nämlich nur als Vernunftwesen. Wären Romeo und Julie vernünftig, so müßten sie nicht tragisch untergehen, denn sie hätten manches geschicktere Mittel ergreifen können, ihre Lage zu ordnen, anstatt daß sie so ziemlich die ungeschicktesten ergriffen. Aber mit ihrer Vernunft wären sie nicht zugleich auch die unsterblichen Typen der Leidenschaft. Wer ahnt nicht, obwohl Turgénjew schlicht und fast wortlos erzählt, wie groß die leidenschaftliche Aufregung Garassim's war, als er in jener Nacht sein Hündchen ertränkte? Wer will behaupten, daß er überhaupt den Plan hatte, durchzugehen? Wie wenn erst nach der That der ungeheuere Schmerz ihn getrieben hätte: Fort, fort aus dem Hause, das mir das angethan hat! Ich kann diese Schwelle nicht mehr betreten! Wer ahnt nicht, daß mehr oder minder vernunftlos gehandelt werden muß, wenn der ganze Strom der menschlichen Kräfte in die Leidenschaft treibt? Wer weiß nicht, wenn der Mensch durch die Liebe fast Gott werden kann, wie viel ihm die Nemesis an menschlicher Vernunft dafür abziehen darf? Oder herrscht das Gesetz der Nemesis nicht, wo nicht griechisch geschrieben wird? Versteht man ihre Weltordnung wirklich nur als heidnische Ordnung, und ist der Satz: Wen Gott verderben will, den bringt er von Sinnen — nicht wahr, weil der Christengott überhaupt Niemand verderben will? Gelobt und gepriesen sei diese Christlichkeit, aber man besinne sich, ob ein System welches noch nicht zweitausend Jahre alt ist, einen Maßstab der Poesie enthält, welche so alt wie die Welt ist.

Man halte diesen Excurs nicht für abschweifend. Wenn man in der Kunst über die Form hinaus vom Gehalt spricht,



so berührt sie sich auf jedem ihrer Punkte mit der Philosophie. Wir haben, da doch die Worte trennen, kaum getrennte Worte für Beide. Philosophie ist Weltanschauung und Poesie ist Weltempfindung. Und der zarteste Geist dieser Weltempfindung ist vor Allem der Genius Turgénjew's. Wie man durch Kometen hindurch sieht und hinter ihnen festere Weltkörper erblickt, so sieht man durch Turgénjew's Menschen in den Weltraum hinaus und von ihren sterblich zuckenden Herzen heben sich groß und ernst die ewigen Fixsterne des Fatums ab. Es ist kein freundliches, dieses Fatum, wir haben es schon gesagt. In tiefster Seele hegt Turgénjew das Bewußtsein des Weltbruches; aber neu und deutschen Augen befremdend ist es, wie objectiv er es ausdrückt. Fast in reinen Naturlauten! Wenn bei germanischen Dichtern auch der kühnste Genietrog nicht zu verbergen weiß, daß er einst Einheit hatte und daß er zum Bewußtsein des Dualismus nur mit Schmerz oder Schrecken erwacht ist — man denke an Goethes „Faust“, an Schiller's „Resignation“, oder an Byron! — so scheint bei Turgénjew der Dualismus fast angestammter Naturzustand. Er sieht bei ihm aus wie das Ursprüngliche, Gegebene, wie das Erbe vom Vaterhaus!

Dieser Zug scheint uns in eine Region zu führen, welche wir nur mit Zagen betreten, denn wir bekennen uns als Fremdling in ihr. Wir meinen die Rationalität des Dichters. Dürfen wir Turgénjew's Weltbewußtsein mit seinem slavischen Volksbewußtsein in einen CausalnexuS bringen? Oder besser, dürfen wir diesen NexuS ignoriren? Wir glauben es nicht. Vielleicht folgen wir sogar der sichersten Spur, wenn wir Turgénjew's fein organisirte Instincte für die Welttragödie unmittelbar als Inspiration seines Volksthums auffassen. Werfen wir also zulezt noch einen Blick auf die ethische Natur des Slavismus! Das Wenige, was wir über diesen

Gegenstand im Westen zu wissen glauben — und es ist geheimnißvoll genug — darf uns nicht abschrecken, mindestens rathend und ahnend an das dunkle Räthsel heranzutreten.

Wenn wir die ganze organische Welt nach dem Zahlen-gesetz der Einheit, Dreiheit und ungeraden Vielheit aufgebaut sehen, so scheint der Slavismus von vornherein außer dieses Gesetz gestellt. Sein Princip dürfte die Zweiheit, der Dualismus sein. Schon die slavische Social-Verfassung! Wir wissen von Jägervölkern, welche stammweise auf gemeinsame Beutetheilung ausziehen; von Hirtenvölkern, welche die Grundlage ihrer Wirthschaft, den Weideplatz gleichfalls gemeinschaftlich haben. Diese Völker nennen wir Naturvölker und ihre Verfassung ist in der Hauptsache Communismus. Sie bilden den schärfsten Gegensatz zu den Culturvölkern, deren Begriff beim Ackerbau, beim Privateigenthum anfängt. Diese Sonderung der Begriffe steht uns fest wie Himmel und Erde, Meer und Land. Der Slave nun hebt sie auf. Er ist Ackerbauer, er ist es sogar mit einer Art Mission, Naturberuf, — und doch ist er Communist! Die russische Gemeinde baut ihren Acker gemeinschaftlich. Ein Acker ohne Grenzstein! Eine Flur ohne Flurbuch! Diese Erscheinung ist dem Germanen völlig unfaßbar. Muß ihm der Slave nicht schon auf dieser einfachsten Menschheitsstufe wie ein tragischer Held erscheinen, dessen Natur ein unausgeglichener Bruch ist? Er hat aufgehört, Nomade zu sein, aber nicht ganz; er hat angefangen, Ackerbauer zu sein, aber nicht vollständig. Er stellt zwei Gegensätze, zwei Weltenden dar, welche er nicht zu vermitteln weiß. Sein erster Zustand ist schon ein Räthsel, ja ein unheimliches Ur- und Mutterräthsel, aus welchem noch viele andere, wie es uns ahnt, hervorgehen müssen.

In der That schreitet das slavische Fatum von Widerspruch zu Widerspruch fort.

Jener Bauern-Communismus, sollte man denken, müsse nun einen Wurzelstock für die vollkommenste Socialrepublik abgegeben haben. Der ausschweifendste Franzose könne sich kein Republik-Ideal träumen, was dem Slaven nicht von der Natur selbst schon geschenkt wäre. Das Gegentheil ist wahr! Das slavische Führervolk, die Russen, erzeugen sich einen monarchischen Despotismus ohne gleichen! Ein Volk, welches freigelassen von Hierarchie und Feudalismus, ein Volk, welches seine Gemeinfreiheit nicht in ständischer Gliederung und Abstufung zersplittert, legt das Ganze dieser Gemeinfreiheit einem einzelnen Menschen zu Füßen! Wir andern Europäer wurden durch das Medium der Ständigkeit monarchisch; die Slaven werden es unvermittelt. Sie haben einen Monarchen, wie der Hund einen Herrn!

Wirklich nennt Mickiewicz die russische Absolutie, indem er sie von den Mongolen ableitet, thierisch.

Und doch macht Mickiewicz wieder Offenbarungen über den russischen Absolutismus, welche denselben nicht thierisch, sondern fast heilig erscheinen lassen. Wie er von Mickiewicz charakterisirt wird, könnte er unmöglich ein mongolisches Fremdwächs sein, sondern er nimmt die Würde eines urthümlichsten Nationalgeföhls in Anspruch.

Aber entschließen wir uns nun, die Verehrung des weißen Czars als einen wirklich sittlichen Einheitsgedanken der Slaven anzunehmen, so kommt das Verhängniß schon wieder zu einem neuen Zwiespalt. Der Czar selbst ist es, welcher eines Tags seinem Volke — westliche Aufklärung kesselt! Die Aufklärung, entstanden als Waffe gegen Hierarchie und Feudalismus, also gegen Dinge, welche auf slavischem Boden exotisch sind, soll vom Slaven als Mittel seiner Cultur aufgenommen werden! Er kennt sie nicht, liebt sie nicht, braucht sie nicht; sie ist ihm fremd und muß ihm, wie alles Fremde, wider-

wärtig sein. Und doch befehlt der rechtgläubige Czar dem gläubigsten Volke der Welt, Geschmack an einem Weg zum Unglauben zu finden; dem loyalsten Volke, die Vorschule der Revolution, denn das ist die Aufklärung, zu beginnen und zu durchlaufen. Er soll sich bilden nach Franzosen und Deutschen. Was thut der Slave? Gehorcht er? Aber es wird ihm Unnationales geboten. Widerstrebt er? Aber Auflehnung gegen den Czar ist selbst unnational. Und dieses Gift eines irremachten Gewissens trägt das russische Volk seit zwei Jahrhunderten im Leibe!

Wir haben gesagt, der Slavismus schiene viel eher eine Anlage zur Republik als zur Monarchie zu haben. Unsere Vermuthung bestätigend, sehen wir neben der russischen Monarchie in paritätischer Kraft und Fülle die „erlauchte polnische Republik.“ Da wäre denn zum erstenmal der slavische Dualismus, anstatt unheimlich nach innen zu wühlen, in gesundem Doppelzweig glänzend nach außen gewachsen. Aber auch das duldet das slavische Fatum nicht. Der Gegensatz stößt feindlich auf einander, wie Wasser und Feuer. Ein mörderischer Bruderkampf! Slave gegen Slave, ein Blutrachekrieg des verwandtesten Blutes! Wie die höchste Erfüllung seines Selbsts begehrt Jeder, den Andern zu vernichten. Sie packen sich mit den Messern, mit den Zähnen; sie scheinen zu dürsten, einander die Seelen auszutrinken.

Was ist das? Hat dieses Schauspiel ein Gott oder ein Teufel angestiftet? Müssen diese Völker sich vernichten oder durchbringen? Umarmen sie sich so eifern — wie sich im Stande der Wildheit auch die Geschlechter, zwar gewaltthätig, aber doch fruchtbar umarmen? Oder umarmt sich die slavische Blutgleichheit — wie ein- und dasselbe Geschlecht, in ungeheurer Unfittlichkeit nicht zeugend, nur frevelnd? Wer weiß es? Ist der Angriff des Russen ein Verbrechen, weil er nicht weiß,

welche Frucht er zu bringen hat; oder ist es die Abwehr des Polen, weil er nicht wissen kann, ob er die slavische Vorsehung, ob er seinen Messias bekämpft?

Aber wahr und tief sagt Mickiewicz: Wenn der Mensch das Geheimniß seiner Bestimmung verliert und noch nicht aufgehört hat, an das Dasein einer übersinnlichen Welt zu glauben, so muß er nothwendig Fatalist werden. Setzen wir statt: „das Geheimniß seiner Bestimmung verliert,“ was für die Slaven gesagt ist, — „das Geheimniß seiner Bestimmung niemals errathen kann,“ was der ganzen Menschheit gilt, so haben wir die Identität des slavischen mit dem Weltfatalismus. Das slavische Fatum ist ein angeborenes und tiefes Bewußtsein des Dualismus. Wenn der Germane Faust „die zwei Seelen, die in seiner Brust wohnen,“ wie das revolutionärste Phänomen ansieht, so ist dieser Dualismus slavisches Lebensprinzip und Gemeingefühl Aller. Der Slave steht durch die Natur, wo Faust durch die Reflexion steht; er steht dem Räthsel der Welt und der Menschheit näher und sicher war es nicht verfehlt, aus Turgénjew's Nationalität zu erklären, wie wunderbar er zwischen Optimismus und Pessimismus, welches gewöhnlich die Pole unserer westlichen Poesie, aber in ihrer Einseitigkeit falsch sind, die mystische Geisterluft einer dritten Sphäre athmet — des Fatalismus.

---

## Ungarn im Spiegel deutscher Dichtung.

(Poesien 2c. 2c. Wien, 1865.)

Wir haben eine heftige Abneigung gegen die deutsche Unsitte der Blumenleserei, diesen verkappten Nachdruck. Denn erstens ist es Pflicht des Anstandes, daß ein gebildetes Publikum seine Blumen dort sucht, wo sie stehen, nämlich bei seinen

Originaldichtern; zweitens aber sind es oft genug nicht einmal Blumen, sondern Unkraut, Disteln und Dornen, was die Speculation unter dem Namen der Blumenlese von fremden Feldern zusammenrafft und was nicht selten aussieht, als wäre mit diesem Geschäft — ein unbeschäftigter Buchhändler-Lehrling betraut gewesen! Aber die Rüge ist so alt wie der Unfug und dieser in Kraft, jene ohnmächtig. Dank der gesinnungstüchtigen Bildung unsrer literarischen deutschen Nation!

„Ungarn im Spiegel deutscher Dichtung“ wäre zwar, als anthologischer Gedanke betrachtet, kein schlechter. Wir haben schon zwecklosere Anthologien gesehen. Es könnte uns schmeicheln, Revue zu halten über die Artigkeiten, welche wir einem spröden Nachbar sagen, der sie niemals erwiedert. Es ist so hübsch, artiger zu sein als Andere! Es wäre auch eine Rüge gewesen, wenn sich im kosmopolitischen Allewelts-Spiegel, in der deutschen Poesie nämlich, Jazygien und Rumänien allein nicht gespiegelt hätte. Aber — entweder die Sammlung geschah wahllos, oder es gab nichts Besseres zu wählen, genug, unser Büchlein ist ein Spiegel, würdiger einer Mägdestube, als des Prunksaals der deutschen Literatur.

Unter den „deutschen“ Dichtern figuriren nur wenige Deutsche, die Mehrzahl sind Oesterreicher. Die Mängel der österreichischen Schule sind eben so oft als erfolglos kritisiert worden: unfertige Technik, Pathos am falschen Orte, Schwulst statt Kraft, Trivialität statt Naivetät etc. etc. In dieser Sammlung finden wir sie alle wieder. Sie erscheinen hier aber neuer und vergrößerter. Das macht wohl das Mißverhältniß zum Stoffe. Wenn das abgespielte Repertoire der Stadtpoesie bei seinem Leisten bleibt, als: Stammbuch — Album — Mime — Diva — Beethoven — Madonna — Comosée — Sie! — Freiheit — Recht und Licht — kurz

auf dem Asphalt der hergebrachten Gefühle, Gefinnungen und Tendenzen, so haben zwar all diese Dinge auch einst zur Natur gehört, sind aber durch langen, verjährten Mißbrauch nach und nach in das Privateigenthum von Beamten übergegangen, welche in ihren Nebenstunden Verse machen, haben sich eine Sprache, oder besser Phrasologie, geschaffen, bei der man so wenig mehr an die Natur denkt, wie beim Actenstyl an ein Volksgericht unter grünen Eichen, — mit Einem Worte, sie sind städtische Budgetziffern geworden, wie Gasbeleuchtung und Straßenkehren. Begibt sich dagegen diese Beamten- und freie Stunden-Poesie „aus der schläfrigen Stadt, wo es auf den Straßen keine Abenteuer und in den Häusern keine Leidenschaften gibt,“ nach Ungarn, also an den nackten Leib der Natur, in eine Luft, in welcher die Rüstern junger Hengste scharfsinniger Poesie wittern, als die verdientesten Hofrätthe in all' ihren freien Nebenstunden, so stellt sich die Sache ein wenig anders.

Die scandirte Phrasologie, welche man übereingekommen ist, Poesie zu nennen, tritt jetzt aus dem Bannkreis der Ueberkunft heraus und tritt an Motive, Naturtöne und Localfarben heran, welche noch nicht im Cartel der Phrase stehen. Das ist unvorsichtig. Wenn unser Auge schon daran gewöhnt ist, die blonde Maid, den Liebeslenz, den Sangerheros, kurz die Almanachspuppen im Puppenkleide zu sehen, so hat es wieder einen neuen und frischen Blick dafür, wenn dasselbe Puppenkleidchen — der Zigeuner, der Betyar, der Csikos trägt. Die Phrase hat jetzt ihr Papiergeld auf einen noch unbewilligten Credit ausgegeben, was man bekanntlich Bankerott nennt. Wenn wir einen Gedichttitel: „Beethoven“ lesen, so wissen wir: jetzt wird sich ein Knabe üben, auf Stelzen zu gehen; lesen wir aber: „Der Kofshirt,“ so meinen wir noch, der Dichter müsse mit ihm ein bißchen um die Wette reiten.

Das hölzerne Schaukelpferd, auf dem er mitreitet, fällt uns dann schon eher auf.

Und so ungefähr stehts um dieses „Ungarn im Spiegel“ . . . Es spiegelt sich wieder einmal „der Herren eigener Geist.“ Daß in Ungarn die asiatische Steppe anfängt, daß in Ungarn unter dünner Agricultur-Schichte noch alte Nomadenwildheit liegt, daß schon Wind und Sonne, daß das Klima selbst von einer gewissen fieberhaften Leidenschaftlichkeit in Ungarn, kurz die ungarische Romantik, das eigenthümlich-, das fremd-, das ganz anders-Sein wenige Meilen vom Stephansthurm, das Alles ahnt ihnen ungefähr. Aber sehr dunkel und formlos ist die Ahnung. Und unterfangen sie sich der Formgebung, so fließt ihnen all so viel neuer Gehalt wieder in die alten Schablonen zusammen. Die Zigeunerin wird dann eine Theater-Präziosa und eine Romanzen-„Gitana,“ nicht die — Schlumpe die sie wirklich ist; die Zigeunermusik ist immer himmelftürmend und herzbezwingend, nie aber misera- bel und ohrenzerreißend; der Zigeuner schlürft regelmäßig „das Feuerblut der Tokaiertraube“ (die Bouteille zu einen Dukaten!) als ob der Tokaier vor die Schnauzen der Zigeuner käme! Als ob Zigeuner, wenn sie nicht gewässerten Spiritus trinken, von Weinsorten etwas Werthvolleres bezahlen könnten, als jenen berücktigten ungarischen Sandwein, der so gering ist, daß die österreichischen Gebirgsweine, die doch selbst nicht Edelweine sind, mit ihnen verfälscht zu werden pflegen, was jedes Wiener Kind, also auch jeder Wiener Dichter, sehr wohl weiß.

Damit adressiren wir nun aber den falschen und ver- stiegenen Idealismus beileibe nicht an einen Realismus au naturel, an eine „Naturwahrheit“, die Naturrohheit ist. Im Gegentheile! Daß die österreichischen Dichter, welche ihr Ungarn doch so ziemlich „erlebt“ haben und aus „eigener Anschauung“ kennen, als Kunstbildner ihres Naturstoffes so fürchterlich —



sich verhauen, erfüllt uns fast mit Befriedigung, nämlich mit einer Art von Schadenfreude gegen jene grob-materielle Kritik, welche das Beste zu sagen glaubt, wenn sie darauf dringt, den Stoff zu erleben. Hier ist er erlebt! In diesem „Spiegel“ spiegelt sich nur Selbsterlebtes und Selbstgeschautes und — spiegelt sich falsch bis zur Unkenntlichkeit. Wird man endlich begreifen wollen, wie künstlerisch erlebt wird?!

---

### Horaz, Auswahl aus seiner Lyrik,

übertragen von Johannes Carsten. Stuttg. Verlag von Roth  
(Sommer, 1866.)

Dieser Horaz-Übersetzer ist ein Phänomen von menschlicher Vollkommenheit. Was er thut, thut er ganz, er pfuscht monumental! Es ist die absolute Pfsucherei, das Pfsuchen an sich. Ein fragmentarischer Charakter hätte doch wohl ausnahmsweise das Rechte getroffen, gleichsam zufällig und aus menschlicher Schwäche. Selbst die stärkste aller Energien, die Kraft des Wahnsinns, kann ja nachlassen und macht sich lichterer Momente schuldig. Carsten allein wird nie schuldig. In jedem Augenblicke steht ihm der schlechteste Ausdruck zu Gebote. Er fällt nie aus der Rolle, sein ganzes Buch schließt fugenfest gegen den Hauch des Horaz. Aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzend, gibt er sich in keinem Zuge die Blöße, daß er Latein verstünde oder deutsch schreiben könnte. Dem Einfachsten gewinnt er Schwierigkeiten ab, dem Schönsten die Nux vomica! Seine Muse ist die Hexe Macbeths — „schön ist häßlich“.

3. B. Ne sit ancillae tibi amor pudori — übersetzt sich von selbst: Schäme dich nicht, daß du ein Dienstmädchen

liebst. Das ist fester Preis. Man kann nicht hinauf und hinab. Was sollte daran zu verderben sein? Was? Alles! Man höre:

O Xanthias, nach der Magd dein Schmachten  
Darfst du bekennen ungeschent.

Mehr Raum hätte der Verderber nicht, aber so viel er Raum hatte, verdarb er. Die melodisch sonore Vocalisation des Originals heult zu Deutsch in dreifacher Wurzelfolge mit derselben Monotonie: nach . . . mag . . . sch mach . . . Das ist schon Etwas. In solch' kleinen Zügen verräth sich der Meister! Wer hätte geahnt, daß dem lateinischen Wohlklang ein so schöner deutscher Miston zu entlocken wäre? Ja, wer hätte sich träumen lassen, daß ein rothblütiges, römisches Lieben überhaupt ein deutsches, heftisches Schmachten gibt? Lauter Meisterstriche des Pinsels!

Ich las die Ode so wenig zu Ende, als man eine Weinflasche austrinkt, die Essig ist. Ich kostete eine andere Flasche. Horaz singt:

O fons Bandusiae, splendidior vitro,  
Dulci digne mero, non sine floribus,  
Cras donaberis haedo,  
Cui frons turgida cornibus. — Boß übersetzt:

O Bandusia-Quell, blinkender als Christall,  
Werth balsamischen Weins unter dem Blumentranz,  
Dir wird morgen ein Bocklein,  
Dem die Stirne von Hörnchen leimt.

Carsten, dem statt der antiken Vermaße deutsche Reimstrophen beliebten, macht folgenden Reim darauf:

Bandusiens Quell, kristallne Fluth,  
Mit Blumen reich beschenkt,  
Du der das warme Opferblut  
Des jungen Lamm's empfängt.

Vor Allem fehlt dieser Strophe — Alles. Horaz gelobt seinem Quellgotte ein Opfer. Wo geschieht das hier? Du, der empfängt. Wann? Von wem? Empfängt er immer? Ist das sein laufender Zustand, etwa wie der Rhein den Nektar empfängt? Und auch die Blumen sind schon geschenkt? Das Alles ist baare Sinnlosigkeit. Der Sinn des Originals ist, wie gesagt, ein Opfergelöbniß. Cras donaberis: morgen wirst du beschenkt werden. Man kann sich nicht deutlicher ausdrücken. Gelobt wird: erstens ein Trankopfer, das Carsten einfach wegläßt. Zweitens, eine Blumenspende, die Carsten voranstellt und allein nennt. Aber der Opferwein wurde aus blumenbetränzten Schalen ausgegossen und ohne das Weinopfer hat das Blumenopfer gar keinen Sinn. Gelobt wird drittens ein junges Böcklein, (nicht Lamm, denn haedus ist nicht agnus.) Dabei hat Horaz den reizend-concreten Zug, uns zu sagen, wie jung das Thier ist: die Stirne keimt ihm von Hörnchen. Dieses naive Bildchen kann Carsten entbehren, (so gut wie den Opferwein). Er sagt bloß kahl und abstrakt jung. So läßt er von vier Verszeilen anderthalb unüberseht! Aber auch im Reste ist er noch ein Sprachmeister im Stümpfern. Siehe den elenden Reim „beschenkt und empfängt“; ferner die ungrammatische Konstruktion: „Du der“, denn der kann sich nur auf den ferneren Quell beziehen, sollte sich aber auf die nähere Fluth beziehen, also die heißen.

Probiren wir eine dritte Flasche:

Odi profanum vulgus et arceo,  
 Favete linguis! Carmina, non prius  
 Audita, Musarum sacerdos  
 Virginibus puerisque canto.

Regum timendorum in proprios greges  
 Reges in ipsos imperium est Jovis  
 Clari Giganteo triumpho  
 Cuncta supercilio moventis.

Die Bössische Uebersetzung, die ich zufällig nicht so auswendig weiß, wie die Lateinverse, müßte ich erst aus dem Bücherschrank holen. Aber aufstehen und nachschlagen wäre in unserm Falle schon ein zu ernsthafter kritischer Apparat. Man hat auf den ersten Blick gesehen, wie sehr man von diesem Johannes Carsten gesoppt ist, und hat sich zugeschworen, ihn buchstäblich „auf Einem Sitz“ abzuthun. Aus dem Stegreif übersetzen wir also, der Leser und ich, zu unserm momentanen Privatgebrauch so: „Hinweg, unheiliger Schwarm, ich hasse dich! Ihr Andern, horcht mir! Ich, der Priester der Musen, singe nie gehörte Gesänge den Jünglingen und Jungfrauen. Könige herrschen gefürchtet über ihre Völker, über die Könige selbst aber herrscht wieder Zeus, er, der groß ist durch seinen Sieg über die Giganten, er, dessen Augenwimper Himmel und Erde bewegt.“ Und nun — Johannes Carsten, vor! Freude, schöner Götterfunke! Er wird uns ein nie genoffenes Vergnügen machen mit einer, seit Horaz und die Welt steht, nie gehörten und wahrlich unerhörten Uebersetzung. Das Größte erwartet uns. Man höre:

D bleibe fern von mir, gedankenlose Masse,  
 Die stets dieselbe ist und nie die gleiche war;  
 Von Dir bewegliche Gesammtheit, die ich hasse,  
 Wend' ich mich ab zu Dir, Du auserwählte Schaar;  
 Erblichende Jünglingskraft, komm, lausche deinem Sänger  
 Und holde Jungfrau Du, Du Hüterin der Scham!  
 Euch sing' ich, Könige, des eignen Volkes Dränger,  
 Und Zeus, der Königen den Uebermuth benahm,  
 Der Meer und Erde lenkt, auf dessen Augenbrauen  
 Die Mächtigsten an Macht voll Furcht gefügig schauen.

Es ist geschehen! Aber nur verschmaufen wir erst. Rings fehlt der Athem vor Lachen. Alle vier Temperamente kugeln sich. Es gibt nur Ein Temperament: das Lachen! das wiehernde Lachen! Ein solches Gaudium war noch nicht da!

Aber hab' ich zu viel gesagt? Ist das ein Prachtmensch! In jedem Augenblicke steht ihm das schlechteste Wort zu Gebote. Betrachten wir nur sein *O*. Man kann nicht ärmer sein, als so ein *O*, und welch' einen Reichtum an Widersinn gewinnt er ihm ab! Zuvor gebrauchte es Horaz als Anrufung an seinen Quellgott: *O fons Bandusiae!* Da gebrauchte es Carsten — nicht. Dafür gebraucht er es — jetzt, nämlich als eine abschwächend seufzende Formel des Wünschens und Bittens: *o bleibe fern von mir!* Aber Horaz wünscht und bittet durchaus nicht, er spricht ganz kategorisch. *Odi et arceo.* Ich hasse euch, packt euch! Heißt das zaubern! Selbst der Teufel braucht Schweine um in sie hineinzufahren; der Unverstand unseres Uebersetzers braucht nichts als ein winziges *O*. Gebt ihm nur dieses einzige *O* und er macht jede Sorte von Unsinn daraus. Es kommt mir vor, wie wenn Kaulbachs „Narrenhaus“ *al fresco* das Portal eines Narrenhauses verzierte. Man weiß gleich am Eingang, weß Geistes Kinder da drinnen! Das nächste Geisteskind unsers Johannes ist die „bewegliche Gesamtheit“, die Horaz abweist. Hat man je einen Dichter gesehen, der sein gesamtes Publikum fortjagt? Das thut nur einer, und selbst der thut es unabsichtlich, Johannes Carsten. Horaz jagt die Hefe fort (*vulgus*); Carsten gibt ihm ein *Dublé* vor und jagt die Gesamtheit fort. Und was soll das überhaupt heißen: bewegliche Gesamtheit? Ist das deutsch? Wer übersetzt dieses Deutsch wieder ins Deutsche? Da hieße es wohl: launischer, leichtsinniger, wetterwendischer Haufe. Aber sei's, das Alles sagt Horaz nicht. Er sagt weder „gedankenlose Masse“, noch „bewegliche Gesamtheit“ (lies *Windfahnenpöbel*); er ist Priester, *sacerdos*, und verbittet sich bloß die Profanen. Das ist Alles. Der Gegensatz ist klar und einfach genug, aber in drei langen Zeilen und in wiederholten Anläufen trifft ihn Carsten

immer noch nicht. Die Jünglinge und Jungfrauen, die hierauf Horaz ruft, sind offenbar die Tempelhöre, Die welche h e r e i n gehören, wie das profanum vulgus h i n a u s gehört. Aber nun hat ihnen Carsten die gedankenlose Masse und die bewegliche Gesammtheit entgegengesetzt! Ist das auch noch ein Gegensatz? Wer sagt, daß Jünglinge tiefe Denker sind? Und vollends Jungfrauen, oder vielmehr die einzige holde Jungfrau, mit welcher Carsten das Ebenmaß „*virginibus puerisque*“ zerstört? Und wenn dem Horaz das „bewegliche“ ein verhaßtes Prädicat ist, warum sollte es just der Jugend an Beweglichkeit fehlen? Welche Abgründe von Pfsucherei! Ein Abgrund am andern!

Gleich den nächsten Gegensatz versteht Carsten wieder nicht. Nachdem das Geschwabel von der blühenden Jünglingskraft und von der einzigen holden Jungfrau, welche die Scham hütet, zu Ende ist, humpelt er sich in neue Fallgruben hinein. „Euch sing’ ich Könige, des eignen Volkes Dränger, und Zeus, der Königen den Uebermuth benahm.“ Ist das nicht prächtig? Horaz besingt den Zeus, der Macht über die Mächtigen hat; aber Carsten besingt die Könige und den Zeus! In Einem Athemzug besingt er gemüthlich Beide, die Könige, welche erniedrigt werden, und den Zeus, der erhöht werden soll. Daß der Letztere allein der Inhalt des Lobgesanges, merkt Carsten gar nicht: euch sing’ ich, sagt er ganz ruhig. Aber dies nur im Vorbeigehen. Meine Frage ist jetzt: was soll das heißen: „des eignen Volkes Dränger?“ Natürlich, des eignen! Das andere Volk bedrängt ja wieder ein anderer König. Kann man noch zweck- und sinnloser gackern? Ah, es steht auch im Original. Sehr wohl, aber wie steht es im Original? in *propriis* . . in *ipsos*. Im Original steht jetzt ein Gegensatz und ein so schöner, daß sich Satz gegen Satz zu einer Steigerung aufbaut. In ihren eigenen Grenzen

haben die Könige Macht, über die Könige aber hat Zeus wieder Macht. Hörst du, Miranda? eigene Grenzen habe ich gesagt. Das ist's! Nicht eigene Völker, das blind-sclavische greges-Nachbeten. So wird Zeus unbegrenzt, während die Könige begrenzt sind. Das ist der Sinn des Horazischen in proprios . . in ipsos. Und in diesem Sinne allein läßt sich mit dem Worte „eigen“ operiren, wenn du proprios schon übersetzen willst. (Wie dieses proprios bei Boß aussieht, wäre wohl wissenswerth, aber ich kann mich noch immer nicht entschließen, aufzustehen und nachzuschlagen. So viele Ehre thue ich so vielem Johannes Carsten nicht an! Für ihn langt noch reichlich, was ich auf meinem Siege auswendig weiß.)

Aber wenn Etwas nicht langt, so ist es höchstens die Geduld.

Nämlich die Recensenten-Geduld. Im Uebrigen ist ja dieses Büchlein ein Schatz; — jede Zeile Gold, jede Strophe Kladderadatsch! Eine wahre Fundgrube für Quodlibet-Brüder und gesellige Heiterkeit! Wie köstlich z. B. springt unser Dolmetsch mit den Königen um! Horaz darf ihm nur einen Finger reichen und er macht gleich einen ganzen — Bierhänder daraus! Horaz sagt reges timendi, Könige welche zu fürchten sind. Daraus macht Carsten Könige, welche selbst „voll Furcht“ sind und welche „gefügig“ sind. Natürlich fühlt sich Zeus just nicht geschmeichelt, über solche Hasenfüße zu herrschen, daher auch dieselben Hasenfüße flugs und im Handumdrehen wieder Uebermuth haben, einen Uebermuth, der zum Himmel schreit, denn Zeus, welcher doch auch zu nagen und zu beißen haben will, muß diesen Uebermuth eigenhändig „benehmen“. Benehmen! Wir kühn, wie schwungvoll! Welch eine Perle ist dieser „Zeus, der Königen den Uebermuth benahm!“ Gottlieb Biedermaier wird schlaflose Nächte gehabt haben. Carsten sang um dieselbe Zeit als Gottlieb Biedermaier in den fliegenden Blättern sang. Ach, es war eine große Zeit!

Aber wer ist nun dieser Johannes Carsten? Ich habe keine Ahnung davon. Nur rathen kann ich, und sofern Menschen aus ihren Werken zu errathen sind, so stelle ich ihn mir gerne als einen Schüler der Tertia vor, der soeben confirmirt worden. Sein Confirmations-Pathe mag der Verlagsbuchhändler Roth in Stuttgart gewesen sein, ein Mann, der offenbar ein großer Kinderfreund ist und der, wie ich weiter rathe, seinem Pathchen die Freude machte, zur Feier des Confirmationstages seine schlechten Schulhefte zu drucken. Bis hieher wäre die deutsche Familienidylle in der Ordnung. Aber der Verleger verschickte von diesem Gefrigel Recensions-Exemplare! Er wagte sich an das erste und größte Wiener Journal damit und wird so anspruchsvoll wohl im ganzen deutschen Sprachgebiete gewesen sein. Er machte also Ernst mit seinem Gottlieb Horaz Biedermaier! Nun, dann hört sich der Spaß auch für den Kritiker auf. Dann ist kein Ausdruck findbar, der stark genug wäre, diese Sorte von Verlegerei zu kennzeichnen.

Wenn solche Verlagsartikel möglich sind, was ist noch unmöglich?! Es ist leider ein alter Landschaden in Deutschland, welche Rehrichthausen unsere hundertköpfige Winkelverlegerei auf den Büchermarkt wirft. Diese Schundproduction treibt keines der Culturvölker mit einem so erschreckenden Mangel an Selbstachtung, als just die literarische deutsche Nation, das Dichter- und Denker Volk par excellence. Was Alles in Deutschland gedruckt und verlegt wird, überstieg längst die Grenze des Erlaubten; aber dieser sogenannte Horaz übersteigt auch die Grenze des Unerlaubten. Für solche Shoddy-Artikel ist der Debitor weit verantwortlicher als der Urproducent. Es kann ja Jeder sein Papier beschmieren wie er will und die Schmieralie Horaz nennen. Er bleibt so tief unter aller Kritik, daß er in seiner Art hoch steigen und Fortschritte



machen kann und noch immer unter der Kritik bliebe. Aber die Kritik muß sich, wie die Marktpolizei, mit aller Strenge gegen den Verkäufer der Schmieralien wenden. Ein solcher Sudelhandel beschimpft jedes gebildete Volk. Wenn heute ein Jidschi-Infulaner, dessen Vater noch Menschenfresser war, eine ähnliche Uebersetzung des Horaz zusammenstoppelte, so möchte sie ihm hingehen, weil er der Erste auf seiner Insel wäre; in Deutschland aber, im uralten Erbe eines Götter- und Heldengeschlechtes von klassischen Uebersetzern, ist sie Majestätsbeleidigung und Landesverrath. —

Nachschrift. Was wird die „Bayerische Zeitung“ dazu sagen? Daß ich mich „wahrscheinlich getroffen“ fühle von — einer Horazischen Ode des Carsten? Denn das sagte sie im vorigen Monat von meiner Kritik der „Gespräche mit einem Grobian“. Wenn man tadelt, so fühlt man sich getroffen und wenn man lobt, so ist man bezahlt. Wer führt bessere Waffen, ein Wilder oder ein Isar-Athener?!

Als der Grobian sich gegen das Zeitübel aufbäumte, daß jeder Preßbube jeden Ehrenmann ungestraft torquieren könne und dann mit seiner optimistischen Feigheit als Heil dieses Uebels die süßliche Birschpfeiferei nannte, den Trost in der Familie, hielt ich ihm entgegen, daß die Familie mitleide, daß das Uebel multiplicirt sei um alle Mitglieder der Familie, daß das Blut der ganzen Familie in der wehrlosen Erbuldung dieses Zeitübels vergiftet werde. Darauf antwortet der Isar-Athener der „Bayerischen“: Ich müsse mich wahrscheinlich getroffen fühlen!!

Als der Grobian mit einem Ausfall häßlichen Reibes seine „Germanen“ gegen den „Semiten“ hegte: ihr seid höher, tiefer, reicher ausgestattet, und ihr wagt's nicht, besser zu thun, was jener mit seinen Künsten euch vorgethan! brauchte ich nur auszusprechen, was sich wohl Jeder sagt:

Ei so wags doch, witziger als Heine zu sein; wer hindert dich daran? Hättest du seinen Witz, glaubst du, du würdest es nicht wagen, da du es mit deinem Bischen Grobheit schon wagst? Die „Bayerische“ hat die Antwort darauf: Ich müsse mich wahrscheinlich getroffen fühlen.

Auf Gedanken zu antworten — mit Zungenherausstrecken, ist freilich das Bequemste: wenn's nur nicht so verdammt bübisch wäre!

---

## Le Rime di Michelangelo Buonaroti.

Nachdichtungen von Hans Grassberger. Bremen, Kistmann. 1872.

Die Rime des Michelangelo sind wiederholt übersetzt worden. Vor vierzig Jahren von Regis, vor fünf Jahren von H. Harrys, im Einzelnen auch von H. Grimm. Grassberger ist schon der Vierte. Aber er ist der Erste, der die Rime endlich vollständig bringt. Die Uebrigen versuchten es nur mit einer „Auswahl“. Das möchte bei jedem Anderen richtig sein, nur nicht beim König der Cinquecentisten, nur nicht bei einem Manne, welcher auf einem Zwischenraum von zweitausend Jahren nicht seines Gleichen hat! Ein Kunstgründer wie Phidias, ein Prophet einer neuen Offenbarung, ein Großsigelbewahrer der Menschheit, hat ein ganzes Recht auf unser Ohr. Was gibt es da auszuwählen? Natürlich die schöneren seiner Gedichte. Aber handelt es sich um ein neues Goldschnittbändchen schöner Gedichte? Es handelt sich um das Totalbild eines menschlichen Phänomens! Wenn ein Michelangelo redet, wer darf ihm ins Wort fallen? Zumal in ein Wort, das er künstlerisch bildet? Aber es ist nicht seine Kunst, sagen die zünftigen Dichter. Um so besser! Tausendmal

interessanter, den Maler des jüngsten Gerichts, den Bildhauer des Moses, den Baumeister der Peterskuppel endlich als bildenden Künstler auch dort zu sehen, wo Geibel und Bodenstedt mehr als er hin gehören. Wenn Geibel und Bodenstedt versucht hätten, einen Moses oder eine Gruppe der Nacht zu modelliren, so wären sie selbst die Ersten, welche ihren Formsand lachend wieder zu Streusand auflösten; wenn aber ein Michelangelo Verse macht, so hebt sie auf wie ein Heiligthum! Es ist zu interessant!

Kurz, die „Auswahl“ ist ein Standpunct des specifischen Litteratenthums und als solcher zu engherzig; sie behandelt einen Michelangelo als Anthologien-Rohstoff und nach der Schablone jeder anderen Anthologie. Aber der einzig mögliche Standpunct ist der der Pietät: von einer Lebensgroßmacht wie Michelangelo interessirt uns jede geistige Lebensäußerung! Grasbergers Vollständigkeit ist richtiger empfunden, als die Auswahl, sie ist allein richtig empfunden.

Die Leichtigkeit, womit sich die italienische Sprache dem Reime, dem Verse, dem Rhythmus fügt, hat seit je den poetischen Spieltrieb begünstigt und das italienische Leben bei zahllosen Anlässen, die wir „prosaisch“ nennen, dichterisch gestimmt. Fast wie wir unsre Visitenkarten abgeben, gibt der Italiener sein Sonett ab. Je steifer die declamirende romanische Kunstpoesie ist, um so liebenswürdiger überbrückt unsere „Kluft zwischen Ideal und Wirklichkeit“ die ewig geschäftige, geistesgegenwärtige, concetti- durchbligte, von jedem Moment elektrisirte Gelegenheitspoesie. Solche Gelegenheiten sind das Lebensblut der Rime. Und es sind Gelegenheiten eines Lebens, das ein Michelangelo gelebt hat! Wer möchte da wählen? Wenn ihrer zehnmal mehr wären, — wir hätten nur zehnmal mehr Freude daran!

So sehen wir denn unsern großen Altmeister auf dem Strome seines jahrereichen Alters in allerlei glatten oder gekräuselten Wellen fahren. Wir hören ihn, — wie er sich für Auster und Fische bedankt und wir hören ihn, wie er betet. Wir sehen ihm ins Herz, wie er die Männerschönheit eines jungen Freundes bewundert, und wir dürfen zuhören, wie der Omniarch der schönen Künste über den Tod der Schönheit denkt. Wir blicken in seine geselligen Schäkereien und Zerstreuungen hinein und wir sehen ihn heiß bei der Arbeit. Wie alle großartigsten Arbeiter spricht er davon am wenigsten und selbstverständlich nie pathetisch. Um so anmuthiger kleidet es ihn, wie er sich als Maler eines Deckengemäldes in einer lächerlichen Märtyrerlage schildert, igelhaft gerollt durch lange Tage auf dem Rücken liegend — den er sehr ungenirt nennt und der ihm sehr weh thut! Bewunderlich schlagen diese Töne ans deutsche Ohr, das so viel hören muß — vom Gott im Busen, vom Kuß des Genius und ähnlichem Bettelstolz!

Am sehenswerthesten ist es aber zuletzt, wie er liebt. Er besingt die Frauen bis in sein achtzigstes Jahr. Die Alltagswelt wittert da greisenhafte Verirrung und fragt peinlich betreten: Was heißt das? Wir aber fragen umgekehrt: Was heißt das, daß die lyrischen Zunftdichter, wie die Finken, nur Jugendliebe besingen? Ist denn die Liebe bloß das Verliebtsein? In Michelangelos Liebessonetten ist sie größer; sie ist ganz so groß, wie sie in der Natur ist, — nämlich in der Menschennatur, nicht in der Finkennatur. Denn kurz, sie ist eben nichts anderes und nichts kleineres, als: die ganze Beziehung des Mannes zum Weibe. Michelangelo liebt und singt, weil es dem Manne gesetzt ist, bis an sein Ende über das Wunder des Weibes zu erstaunen! Das ist seine Liebe. Sie ist ihm ein Licht,

welches in allen Farbenspielen des menschlichen Alters bricht. Und das ist die dichterische Liebe! In einem höheren Sinne als die literarischen Kunstdichter ist dieser Dilettant — Dichter!

In der Jugend begehrt er so leidenschaftlich — wie nur irgend ein Fink in seinem Lenz. In den Decennien des Mannesalters begehrt er — theils ohne die Zuversicht des Jünglings, theils mit der größeren Zuversicht des erfahrenen Mannes und des hocherprobten Künstlers, dem auch Erz und Marmor gehorchen. Oder er begehrt überhaupt — nicht; er verehrt, er huldigt, er sinnt und betrachtet. Alle Töne spielen, die ganze Ernte der „reifen Jahre“ blüht. Aber sie blüht — wie in jenen südlicheren Regionen, wo Alles wild wächst. Denn während unsere Kunstdichter „mit dem Gott im Busen“ ihren wohlgepflegten Kunstgarten recht gut zu verwerthen wissen: die Blumen dem Kranzbinder, das Gras dem Milchmeier! kurz, aus jedem Einfällchen und Gefühlchen „etwas machen“, — wandelt unser Göttermann mit großartiger Sorglosigkeit über seinen Lebenssteppich, zertritt Blumen, welche Andere theuer verkaufen, läßt Sand und Kies knarren, welche lyrische Tänzerischeuhe sorgfältig vermeiden. Köstlichste Gedanken bleiben kurz und dunkel und wollen errathen sein; Unwichtiges sagt er oft zwei und drei Mal und kaum mit Variationen; — es ist ein Genuß von unnennbarem Reiz, den majestätischen Mann in einem tiefsinnigen Zusammenhange herrschen, dabei aber so zerstreut administriren zu sehen, — daß jeder Amtsdienere den Kopf schütteln könnte. Wahrlich, wer da „auswählt“, der hat ein schönes Mysterium verkannt!

Es wird mir schwer, an diesem Orte nicht in eine gewisse Ferne abzuschweifen. Wenn seit dem rohen aber markvollen J. Ch. Günther, der die Dinge mit schauerhafter Ehrlichkeit noch bei ihren Namen nannte, die ganze Cultur,

also auch die Erotik, mehr und mehr sich verfeinert hat, so daß beim heutigen Dichterweibe nur noch vom „Verständniß“ — vom „Herzen“ — vom „reinen Spiegel der Seele“ — von der „Engelsreinheit“ die Rede ist und der weibliche Naturzweck einfach todtgeschwiegen wird, so muß man sich billig verwundern, daß in dieser Culturepoche, wo doch die Sachen dazu reif sind, mit der Jugenderotik nicht längst schon parallel eine Greiseserotik geht. Warum nicht? Hört denn die schöne Seele des Weibes im Alter auf? Oder hört der alternde Mann auf, sie zu empfinden? (Ich will nämlich nicht hoffen, daß es euch mit der schönen Seele überhaupt nicht sehr Ernst ist!!)

Dieser Gedanke stellt sich von selbst ein, indem sich die Greiseserotik der Rime uns darstellt. Wir empfinden unwillkürlich, wie sehr sie im Rechte ist, und da fragen wir denn erstaunt: Wo ist ein zweites Beispiel dazu? Höchstens bei Goethe im „west-östlichen Diwan“ und in der „Trilogie der Leidenschaft.“

Aber auch das paßt nicht genau. Es ist nicht Greiseserotik in ihrem spezifisch-reinen Geist und Charakter, es ist bloß zufällig verspätete Jugenderotik. Der alternde Dichter hat ja eigentlich ganz und in Nichts unterschieden Ton, Ziel und Zweck des jugendlichen Liebhabers. Nur ein so graziöser und im besten Sinne weiblicher Genius durfte diese Rolle so lang spielen. Nur von den Geisterhänden eines Anacreon und Hafis gesteuert, durfte der westöstliche Dichter in köstlicher Heiterkeit wohlervorbenen Selbstvertrauens sein lyrisch-tändelndes Schifflein so fest an die Klippe führen, die da heißt: „Qui n'a pas l'esprit de son âge“. Und doch blieb selbst ihm jenes böse Wörtchen „malheur“ nicht erspart, das in dem bekannten Nachsage nachhinkt. Oder ist es nicht ein ästhetisches Malheur, wie er die fürchterlich-grimmige Dissonanz der

„Trilogie“ mit: „Musik! Musik!“ auflöst? Solche Dissonanzen hat der junge Werther noch anders aufgelöst, — nämlich mit der Pistole, nicht mit einem Klavierstück!

Wir sind wieder bei Michelangelo. L'esprit de son âge hat unser alternder Riese nun wie ein wahrer Ur- und Mustermensch. Es ist geradezu die Naturstimme selbst, wie in seiner Greiseserotik der Mann mit dem Weibe sich bespricht, bevor er auf ewig verstummt. Es ist der einzig richtige, der allein wahre Ton — dieser Gruß des Alters an die Schönheit.

Diesen Ton findet er, — den Aufgeklärten mag's unbequem klingen — als gläubiger Christ. Papst und Kirche hat er zwar oft genug in Sonetten verdonnert; aber wer that das nicht? Das ganze Mittelalter durch die Frömmsten und Gläubigsten! Es ist nicht erst von heute her, daß zwischen Gott und den Priestern unterschieden wird. Michelangelo ist mit einem hochpersönlichen, ja, vor unsern Augen sichtlich sich steigern den Herzensdrang bei seinem Gott. Mit der ganzen Energie einer starken Natur glaubt er an sein Christenthum und seinen katholischen Himmel. Mitten durch die Religion geht die Axt seiner metaphysischen Bedürfnisse, seiner höheren Natur, seines geistigen Menschen. Gott, die Unsterblichkeit, das jüngste Gericht, die Verantwortung, das nahe Jenseits, das ewige Seelenheil beschäftigen stark und lebendig das Denken des alten Mannes.

Mittlerweile aber sind fort und fort junge Mädchen aufgeblüht. Die irdische Schönheit steht als eine Thatsache vor ihm. Kann er sie ablehnen? Nein. Er muß sich mit ihr aus einander setzen. Aber wie? Laß ab von mir, schöne Verführerin! Du siehst, ich bereite mich für die Ewigkeit vor; es ist jetzt von ernstern Dingen die Rede, als von Wangenröthchen und Ringellocken. Und doch! Wenn die irdische Schönheit nur ein Abglanz der ewigen wäre? Wenn sie mir

Gott als eine Offenbarung schickte? Wenn dieser Engel mich vorbereiten sollte auf die Engel des Himmels? Vielleicht ist auch die Schönheit ein Gnadenmittel, ein auserwähltes Werkzeug Gottes, für die Betrachtung des Höheren mich reiner und voller zu stimmen.

So wägt der Greis die Rechte der Sinnlichkeit ab. Schon senkt sich der Himmel herab, aber noch entflieht ihm die Erde nicht und nichts kann holdseliger sein, als der naive Wahrheitsfinn, ich möchte sagen die völlige Kinderunschuld, wie Michelangelo, mitten inne stehend, ein treuer, gerechter Mensch, Jedem sein Theil gibt. Der alte Künstler hat zu lange in der Schönheit gearbeitet, um sie schlechtweg für Teufelspud zu halten; er hat den tiefen Respekt vor ihr, daß sie am Ende doch aus göttlichen Quellen stamme. Aber noch kann er sich das Göttliche nicht verweltlichen durch „das Ideale“, unser heutiges und sehr bequemes Neutrum, wofür es damals weder Wort noch Begriff gab: was göttlich ist, ist ihm noch christlich. Wer sein Bestes empfindet, empfindet es als religiöser Christgläubiger. Und das Christenthum hat doch recht unbrüderliche Beziehungen zur „irdischen Schönheit!“ Michelangelo kaut mit gesunden Zähnen an dieser harten Speise. Sein Schönheitsgefühl wird dem Künstler zu einem religiösen, aber seine Religion nimmt der alte Mann so ernsthaft, daß sie gegen den irdischen Sinnenreiz vielleicht doch wieder reagirt. Das ist die Doppelstimmung seiner spätesten Sonette. Aber wenn der Moderne dabei sofort an einen „Konflikt“ denkt, so erquickt uns bei unserm prächtigen Alten die ungeheure Einheit dieser Empfindung, deren Stimmen so ruhig und unbefangen in seinem Gewissen zusammenklingen — wie Violin- und Bassschlüssel! Als ob es sich von selbst verstünde, spielt hier die Mandoline mit Orgelbegleitung und wird das „dies irae“ — als Ständchen gesungen. Was



könnte merkwürdiger sein? Wahrlich, man lernt immer etwas Neues aus alten Büchern!

Nicht am gleichgiltigsten ist es daher, wie diese interessanten Dinge in unsrer neuesten Verdeutschung uns vorliegen. Das stärkste Lob einer Uebersetzung, daß sie sich wie das Original liest, wäre hier ein schwaches, denn das Original liest sich nicht leicht. Es stammt von einem Dichter, der kein Dichter ist, der die redende Kunst nicht als Kunst, sondern als Zeitvertreib ausübt, der seine Sprachherrschaft nicht schon besitzt, sondern im Augenblicke des Bedürfnisses erst erringen muß und der zum Theile noch die veraltete Sprache des Mittelalters spricht. Das Toskanische des Michelangelo ist fast immer schwierig, nicht selten aber so herb, knapp, dunkel und abrupt, daß das gestammelte oder verschluckte Wort kaum oft den Sinn, geschweige die gestaltete Form bringt. Sein Uebersetzer hat oft Alles zu thun: den Sphinx-Gedanken zu errathen, also fast selbst zu erzeugen, ihn fließend und formenschön auszudrücken und doch wieder den Ausdruck vor Gelehrtheit und flauer Modernisirung zu bewahren. Die Uebersetzung ist, wie Grasberger mit Recht sagt, mehr Nachdichtung und sie nimmt ihren „Dichter“ wahrlich beim Worte!

Leider hat es mir dieser unmöglich gemacht, seine Verdienste unparteiisch zu würdigen. Er machte mich nämlich zur Partei. Er glaubte bei Anwendung seiner letzten Feile meines guten Rathes zu bedürfen und hat die unbedeutend kleinen Gelegenheiten desselben so warmherzig überschätzt, daß er mir die ganzen Nachdichtungen „in dankbarer Verehrung“ zueignete. Natürlich kann ich nun ein Haus, auf dessen Portal mein Name steht, nur mit Zurückhaltung anpreisen.

Das Letztere mag denn durch Proben geschehen, welche ja für sich selbst sprechen, und am besten wieder durch vergleichende Proben. Ich schlage auf gut Glück den großen

Sprachmeister Regis auf, den unübertrefflichen Verdeutscher des Rabelais. Er hat, wie bemerkt, auch eine Auswahl der „Rime“ übersetzt und ich citire daraus die nächstbeste Strophe, die mir in die Augen fällt. Es ist folgende:

Ich weiß kein Bildniß was mir denkbar wäre  
Im baren Schatten oder ird'scher Hülle  
Mit höchstem Geistesflug, so daß mein Wille  
Sich darin gegen Deine Schönheit wehre.

„Ich weiß nicht was mir denkbar wäre“ . . . Wissen und Denken gibt zu wenig Unterschied; es ist mit verworrenster Logik gesagt. Wohin gehört: „mit höchstem Geistesflug“? Vermuthen wir, daß der Sinn sei: mit höchstem Geistesflug denkbar wäre, so ist dieser so innige Zusammenhang durch eine ganze Verszeile zerrissen. „Sich darin“ — worin? Im Bildniß? Dieser Zusammenhang wäre noch zerrissener. Wodurch ist „so daß“ grammatisch bedingt? Sagt man: das mir denkbar wäre, so daß?! Was heißt zuletzt: „Im baren Schatten?“ Es heißt: „o di nud' ombra“. Ganz recht; aber das müßte eben verdeutscht werden und ein harer Schatten gibt just nicht das fließendste Deutsch.

Die ganze Strophe ist schwerfällig bis zur Sinnlosigkeit. Sie heißt aber bei Grassberger so:

Ich finn' umsonst auf eine Huldgestalt,  
Dem Schattenreich, der Erdenwelt entnommen,  
Die höher noch beseelt mir könnte frommen,  
Als Schild gen Deiner Schönheit Allgewalt.

Mich dünkt, das ist jetzt lesbar.

Ich werfe das Buch und lasse eine andere Regis-Strophe sich aufblättern. Mein Auge fällt zufällig auf folgenden Schluß eines Sonetts:

Die Augen trocknet Liebe mir mit ihren  
Händen und stellt mir süß vor jede Müh,  
Denn so viel kosten kann ja nichts Geringes.

Daß die Liebe Augen (besser Thränen) trocknet, ist gangbare Redensart. Aber wie pedantisch klingt der nachhinkende Zusatz: mit ihren Händen! Freilich steht auch im Original: „con le sue man“, aber — folge man dem Original doch noch um einen kleinen Schritt weiter! Wozu „amor“ übersetzen? Ist der romanische Amor uns Deutschen so fremd, daß wir ihn nicht auch im Original kennen? Denn kurz, Grassberger übersetzt schlankweg so:

Wohl trocknet Amors Händchen mir die Thränen;  
Er meint: Ei süß muß sein Dein Müh'n und Sehnen  
Denn solchen Einsatz ist nur Hohes werth.

Eine Person — Amor — statt eines Abstraktums — Liebe; — eine Handlung: er trocknet; — eine Rede: er meint; kurz, ein ganzes Dramolet! Es war keine Hererei und doch ist Alles wie verzaubert. So macht man das Todte lebendig!

Dieses Wenige mag genug sein. Es sind nicht unberufene Hände, welche diese Gedichte übertragen und Gedichte eines Michelangelo sind keine werthlose Curiosität auf unserm lyrischen Büchertisch. Damit überlassen wir nun den Leser seinem eigenen Urtheile und seinem eigenen Genuffe.

---

## Der entfesselte Prometheus.

Lyrisches Drama in vier Acten von P. B. Shelley.

Deutsch von Albrecht Graf Widenburg.

(Wien, 1876. Verlag von L. Rosner.)

Der Name Shelley wurde seit je mit dem Respecte vor einem großen Unnahbaren genannt, welchem zu nahen aber auch nicht sehr geheuer ist. Wenig gelesen, dagegen für ewig mit jenem Namen verbunden, welcher den Weltschmerz

bedeutet, hat Shelley den Ruf, noch pessimistischer und noch formloser als Lord Byron selbst zu sein. Sein literarisches Charakterbild steht kaum als Bild, sondern fast nur als Mythos in der Welt, — und das letztere hat noch immer geheißt: wenig untersucht, aber eigensinnig geglaubt werden.

Pessimistisch und formlos! Also Wahres und Falsches wie in jedem Mythos.

Pessimist ist Shelley nicht. Er ist es so wenig, daß man viel berechtigter das Gegentheil behaupten dürfte, was der Translator auch wirklich thut, der ihn geradezu „Optimist“ nennt. Am besten bleibt ein großes Subject freilich ganz prädicatlos. Theoretisch mögen solche Unterscheidungen ihren Werth haben, praktisch aber heben sie sich fast auf. Im Grunde ist ein Mensch, — als Geist- und Sinnenmensch — Beides zugleich. Der Spiritualismus ist Pessimist, der Sensualismus ist Optimist.

Pessimist sein, heißt wohl: bei der pessimistischen Weltanschauung stehen bleiben. Es hieße aber nicht einmal Mensch sein: durch die pessimistische Weltanschauung auch nicht hindurchgehen.

Auf Strecken des Durchgangs begegnen wir nun allerdings unserm Schmerzensfänger Shelley.

Er ist so stark wie Schopenhauer überzeugt, daß die Weltanlage das Uebel und das Weltbewußtsein der Schmerz. Er spricht diese Ueberzeugung so herzenstief aus, daß keine Menschenzunge ihn überbieten kann. Shelley erreicht das Stärkste, was die Sprache eines Dante, Milton, Schiller, Shakespeare zu erreichen als möglich zeigte, wenn er seinen Prometheus klagend läßt, wie herzlos Zeus, der Proto-Tyran, der Ur- und Allegoist, die Welt regiert. Diese Weltregierung ist Pessimismus, diese Theokratie dreifach gefärbter Menschenblut-Purpur. Gar keine Frage!

Und mit der Metaphysik Schopenhauers, dem Pessimismus, kommt Shelley auch bei Schopenhauers Ethik an, deren Grundprincip bekanntlich das Mitleid ist. Eine Thatsache, bei der sich viel denken läßt, denn der deutsche Philosoph konnte den Studienkreis des englischen Dichters noch gar nicht berührt haben! Dabei unterscheiden sich aber Philosoph und Dichter in ihrem typisch-reinsten Charakter als Kopf der Menschheit und als Herz der Menschheit. Bei Schopenhauer ist das Mitleid ein Gedanke, bei Shelley eine Empfindung. Jener findet seine Ethik als Postulat einer logischen Consequenz. — Dieser hat sie so stark und warm aus der ersten Hand der Natur, daß man fast sagen könnte, an seinem Mitleid selbst findet er erst das Leid und an seinem Erbarmen mit dem Uebel entdeckt er das Uebel. Der übersießende Strom dieses Mitgeföhls ist eigentlich das Motiv und die Triebkraft des ganzen Gedichtes und seine rührendsten Rundgebungen nicht einmal die lyrisch-üppige Wallung, sondern jener kurze und fast epigrammatische Ton, welcher schmucklos wie eine Inschrift, aber auch so lapidarisch, just der Ton der echten Naturwahrheit ist.

Zum Beispiel. Gegen seinen Peiniger Zeus hat Prometheus in einem seiner quallvollsten Augenblicke einen Fluch ausgesprochen, aber in einem seiner erhabeneren reut ihn der Fluch und er sagt:

Zu leiden wünsch' ich keinem Ding, das lebt.

Die Furien verschärfen die Martern seines Leibes mit wüstem Hohngelächter, mit roher, häßlicher Schadenfreude, kurz mit jenem empfindlichsten Stachel, womit den Edlen das Gemeine peinigt. Aber aus einer Höhe unerreichbarer und wahrhaft gottähnlicher Ueberlegenheit antwortet ihnen Prometheus:

Ich will nicht wägen, was ihr Böses thut,  
Nur was ihr leidet, da ihr böse seid.

Diese drei Verse sind drei Perlen, aus welchen man allein schon eine Dichterkrone flechten könnte. Wer in so menschlichen Tönen spricht, der verzweifelt nicht. Er gibt die Welt nicht auf, er bleibt beim Pessimismus nicht stehen. Diese eigene Herzensschönheit muß sich über kurz oder lang in einer geglaubten und erhofften Welterschönheit objectiviren. Schon jetzt dürften wir sagen: Nein, Shelley ist kein Pessimist!

Der große und weithin erkennbare Scheideweg, an welchem Shelley von den vulcanischen Aschen- und Lavahalden des Pessimismus die Wendung nach den optimistischen Blumen- und Fruchtgärten einer poetisch-gesättigten Weltanschauung macht, ist folgender:

Schopenhauer findet das Ding an sich bekanntlich in der Bejahung des Willens zum Leben, und da er zu beweisen unternimmt, daß aus diesem Willensact die schlechteste aller Welten hervorgegangen, so erlangt er das Facit, die Verneinung des Willens zum Leben vorzuziehen. Shelley seines Orts sagt nun: Umgekehrt! Die schlechte Welt ist einem schlechten d. h. schwachen Willensdrang entsprungen. Wollt stark! Wollt ganz! Die ganze Stärke des Willens zum Leben hat noch gar nicht energirt, es bleibt noch eine unangewendete Kraftsumme von Willen zurück. Wendet sie an! Die heutige Welt ist aus dem Halben gezeugt und ihr Fluch der Fluch der Halbheit. Es ist die Zeus-Welt der Menschheit. Sie hat Uebel, weil sie Sklaven hat, welche das Wollende im Menschen nicht erschöpfen. Die Prometheus-Welt der Menschheit ist diejenige, welche endlich gewollt haben wird. Es wird eine Welt der Schönheit und der Freiheit sein, denn just das ist die Willenswelt. Die Welt der Sklaven und des Uebels ist die Welt des Nicht-Wollens.

Man hört: jetzt spricht der Brite! Er athmet mit vollen Lungenflügeln, keine Zelle ist ohne Luft!

Man hört aber auch: jetzt spricht der Dichter! Das soll kein philosophisches System sein, es ist ein dichterisches Pathos. Es ist jenem nur zufällig ähnlich.

Und endlich hört man: es spricht der Zeitdichter.

Denn nur einen Bildwerth hat es ja, der sich eine Weile verwenden läßt, worin fortzufahren aber immer mißlich bleibt, wenn ein Dichter mit einem Systematiker, also Shelley z. B. mit Schopenhauer und mit Schulbegriffen wie Optimist, Pessimist, in allzu enge Verbindung gebracht wird. Der Augenblick ist da, solche Verbindungen zu lösen, auf solche Anspielungen überhaupt zu verzichten.

Welt — Wille — Menschheit — bei Schopenhauer selbstverständlich philosophische Begriffe, sind bei Shelley politische; sind es oder scheinen es wenigstens. Mag sein lyrisches Drama unter was immer für einem Sterne empfangen sein; ausge tragen, Leib-geworden und zum Lichte geboren ist es als eine politische Frucht. Die dichterischen Conceptionen besorgt oft der Zufall; das tägliche Werk der Ausführung, die Leidenschaft des Dichtens folgt zumeist aber Einflüssen, welche, wenn das Concept über den Knochenbau entscheidet, gleichsam das Gesicht des künftigen Wesens, also just den feinsten und eigensten Lebensausdruck modelliren. Und das Gesicht des „entfesselten Prometheus“ ist politische Physiognomie. In der Ausführung ist der Entwurf ein historisches Stimmungsbild geworden. Das Weltalter des Zeus ist ein Porträt, wozu des Dichters Mitwelt Modell saß. Zeus sieht der heiligen Allianz so ähnlich, wie diese sich selbst. Prometheus verkörpert die gefesselte, aber in ihrem Apostaten von St. Helena nichts weniger als überwundene Revolution. Sein Leiden ist durchaus ein thätiges, sein Anirschen nur der Moment, aber sein Athem die Zukunft. So stolz und siegesbewußt gingen spanische Cortes und italienische Carbonari in

die Kerker und auf die Schaffote, wie der gefesselte Prometheus des Triumphes der Freiheit gewiß ist. So bang und zagend, wie Zeus sein Fatum ahnt, schlotterte die Restauration auf ihren Thronen, des heutigen Sieges nicht froh, des morgigen Sturzes gewärtig und durch krampfhafte Tyrannenangst ihn beschleunigend. Es ist die drangvollste Sprache der zeitgenössischen Unmittelbarkeit, in der dieser große Proceß zwischen Gewalt und Freiheit, zwischen Thatsache und Idee geführt wird. Ein Zug aber berechtigt uns vor Allem, einen Geist politischer Allegorie in der mythologischen Hülle unseres Gedichtes nachzuweisen. An die Reproduction des Fluches, welchen Prometheus gegen Zeus ausgesprochen, wendet Shelley eine Kunst der effectvollen Spannung und Steigerung, welche fast verschwendet ist, denn sie thut wenig zur Sache. Um wie viel mehr stünde ihm nun diese Kunst für den großen Mittel- und Wendepunkt des Dramas zu Gebote, für die Enthronung des Zeus und die Entfesselung des hehren Titanen. Aber dieser Umschwung zweier Weltalter vollzieht sich sang- und klanglos. Er täuscht alle Erwartung. Wie ein Hochpunkt, der keine Aussicht hat und den zu besteigen es nicht lohnte, fällt diese Scene ab. Demogorgon (Volkschrecken) tritt bloß auf und Zeus verschwindet auch schon. Keine Evolution bereitet uns das mindeste Schauspiel einer Handlung. Alles ist aus, der Proceß verloren und Zeus im feigen Wehgeheul wie eine Seifenblase zerplatzt, eh wir uns besinnen was nur vorgeht. Der Dichter legt mit Ostentation die Hände in den Schooß, um diese Sinne nicht zu machen. Das wäre ein Kunstfehler, soll auch im Kunstwerke just nicht entschuldigt sein, oder vielmehr einzig damit, daß der Dichter eine Kunstabsicht hatte, welche nicht durch Erfüllung, sondern durch Verletzung einer Regel des Baustyls ihren allein möglichen Ausdruck gewann. Denn kurz, in dieser Behandlung sagt diese Scene: Die



Vollksouveränität braucht nichts, als ihr Dasein zu zeigen, und der Zwingherr, der zu ihrem Träger sich aufwarf, wird von selbst — ein leerer Raum.

Die Scene sagt es, weil es — der Leser sich sagt. Das eben ist ja die landläufige Nothheit der politischen Tendenzdichtung, daß sie nichts übrig läßt und Alles selbst sagt. Deutlich, wie ein Zeitungsnummer, auch kaum etwas anderes als ihr begleitender Trompeter und ihre colorirte Extrabeilage, verwechselt sie den Stoff der Zeit mit dem Geist der Zeit, der doch ihr einziger Stoff wäre. In diesem Sinne ist Shelleys Prometheus das wahre Muster einer politischen Tendenzdichtung. Sein Stoff war ein mythologisch-antiker, eine Fabel, welche schon der Stoff des Aeschylus war; aber seine Behandlung des Stoffes athmet den Geist seiner Zeit. Tief unter ihm liegt der Thatfachen-Kram der Zeit; in seine Höhe dringt nur das Feinste empor, die Stimmung der Zeit. Und diesem Stoffe öffnete er sein Dichterherz und leiht er seine Dichtertzunge. Der Wiener Congreß, der soeben die Gewalten der Erde vertheilt, ist selbst schon gezählt, gewogen und getheilt, aber die einzig wahre Gewalt bei jenen Ideen, welche nicht auf den Thron- und Altar-Aberglauben baut.

Siehe, das kann auch das Alterthum sagen, ja, kann es noch besser als — Follenius und die burschenschaftliche Lyrik!

Darin also hätte die deutsche Rejewelt etwas nachzuholen, wenn sie Shelleys Prometheus — vielleicht schon des Titels wegen — zu jenem abstrusen Kram warf, „der heute nicht mehr paßt.“ Er paßt gar sehr und wird noch lange passen! Es ist seit dem Jahre 1818 noch kein Dezennium vergangen, für welches dieses Freiheits-Manifest nicht gepaßt hätte.

Keinesfalls aber ist ein Freiheitsapostel — Pessimist. Dieser Irrthum hält der wirklichen Bekanntschaft mit unserem

Gedichte nicht Stand. Gegen den Vorwurf des Pessimismus vertritt übrigens schon der Uebersetzer sein Original so gut, daß ich mir meinen Weg hätte abkürzen können, wenn es nicht so verführerisch wäre, auf Wegen sich zu verweilen, welche man gern und als Lieblingswege wandelt.

Weniger belehren läßt sich vielleicht ein zweites Vorurtheil gegen den entfesselten Prometheus, nämlich daß er eine dunkle und formlose Dichtung sei. Er ist es nicht mehr als jede Allegorie, aber jede ist es und verlangt es zu sein. Jede Allegorie kehrt die Gesetze der Erscheinungswelt um: sie erscheint nicht mit einem Körper, der in einer Idee aufgeht; sondern als eine Idee, die in einem Körper aufgehen will. Dabei bleibt immer ein Rest übrig. Dieser Rest darf auch immer incommodiren, was nicht vertuscht werden soll. Ein Weib das eine Wage hält, ohne Krämerin zu sein, das ein Schwert führt, ohne Mörderin zu sein, und das schließlich die Augen verbunden trägt, also in einen Zustand versetzt ist, wodurch sie keines ihrer Werkzeuge überhaupt handhaben könnte, läßt einen Rest übrig zwischen ihrer Erscheinung und dem Vernunftgrund ihrer Erscheinung. Warum erscheint ein Weib so? Und nun liegt die Antwort allerdings außer ihr, nämlich in einem bloßen Uebereinkommen. Sie ist die Idee der Gerechtigkeit. Wie? Erscheint die Gerechtigkeit wirklich nicht anders auf Erden? Ist jener Herr im Talar und in der Perücke nicht ein gerechter englischer Richter? Gewiß. Aber das Erscheinende an ihm ist nichts mehr und nichts weniger als ein altmodisch gekleideter Gentleman; die personifizierte Gerechtigkeit ist es nicht.

Die Themis geht nicht im Körper auf, denn die Körper erscheinen nicht mit Schwert, Wage und Augenbinde; der englische Richter geht nicht in der Idee auf, denn man kann gerecht sein auch ohne Talar und Perücke.

Fast trivial wäre es, aufmerksam zu machen, daß die ganze verwickelte Aesthetik der Allegorie bloß einer der zahllosen Umwege ist, welche von allen Seiten immer dem Einen und nämlichen Endpunkte zumünden, dem Bewußtsein der menschlichen Doppelnatur. Dem Rechte der Allegorie fragt man eigentlich bloß mit der Frage nach: ob der Geist- oder der Sinnenmensch Recht hat. Aber wer fragt so?

Allerdings liegt die Frage subtiler. Es fragt sich, was in der Kunst Rechtens ist. Natürlich der schöne Schein, die schöne Erscheinung, die schöne Sinnlichkeit. Und hier ist die schwache Seite der Allegorie. Sie löst die sinnlichen Formgrenzen auf. Sie gibt vor, so sinnlich zu erscheinen, wie jeder andere Körper, fängt aber gleich damit an, die Gesetze der sinnlichen Erscheinungsform von sich abzuschütteln: die Zeit, den Raum, den Zusammenhang. Sie erscheint zeitlos, raumlos, causalitätslos. Sie bringt ihre eigene ideale Erscheinungsform mit und erscheint gleichsam ohne Schein. Sie setzt sich an unsere Tische, wie andere leibgeformte Menschen — braucht aber keinen Stuhl dazu! Der Gast wird uns unheimlich. Es macht uns nicht wohl, Wesen zu hören, welche sich unbefangen einführen: ich bin die Stunde — ich bin die Zeit — ich bin die Ewigkeit — ich bin der Schatten eines Schicksals; — wir sind da nicht sehr unter uns.

Inzwischen — was wollen diese Wesen? Laßt sie nur den Mund öffnen und sie müssen ja doch Menschen sein! Sie müssen sagen, was wir sagen, denken und empfinden wie wir, und können gar nicht anders als unser sinnliches Form- und Bild-Leben mitleben. „Sonst schlief ich wohl in bläulichgrauen Höhlen des alten Oceans, in dämmernden Gewölben purpurfarbner Moose und unsere Zone schloß ihre weichen und milchweißen Arme um mein dunkles triefendes Haar, indes ich meine Wangen und geschlossenen Augen tief ins wohlige Kissen

ihres Busens drückte, der Leben athmete." Ist es nicht gleichgiltig, ob sich so zwei Schäferinnen gruppiren, oder — zwei verkörperte Ideen? Die Gruppe gibt ein sinnlich schönes Menschenbild. Und von solcher Bildkraft überquillt unsere Dichtung.

Die Allegorie ist von der ganzen mittelalterlichen Kunst in Poesie, Plastik und Malerei Jahrhunderte lang viel zu tief ergründet und durchgearbeitet worden, jede Nuance des Wahren und Falschen hat sich in ganzen Kunstschulen und Kunstrichtungen so anatomisch genau darzustellen und auszuleben Gelegenheit gehabt, daß man sagen darf, es sind vielleicht alle Exempel erschöpft, und die Aesthetik der Allegorie wenigstens praktisch gefunden. Ein gebildeter Culturdichter von heute, wie z. B. Goethe im zweiten Theile des Faust, wandelt auf Wolken wie auf sicherstem Boden und baut buchstäblich das Lustschloß nach der Tektonik und Statik irdischer Schlösser. Gleich jenen Reihen unschätzbbarer und ewig genossener Bilder des 15. Jahrhunderts, welche ihre Heiligengeschichten zur höchsten Fülle der Anschauung zu bringen wissen — ohne Mitwirkung der Raumverhältnisse und umgebenden Ortsbedingungen, (der Kunstfreund weiß, wovon die Rede ist!) hat auch die allegorische Dichtung die Fähigkeit, ihren Ideen ein sinnliches Dasein zu geben, aber dieses sinnliche Dasein zu realisiren — ohne Zeit, Raum und Causalnexuss. Ob Allegorie oder nicht? ist daher längst keine Frage mehr; höchstens ob gute oder schlechte Allegorie, — also überhaupt ob gut oder schlecht, was aber allweg die Frage ist.

Ein Dichter wie Shelley nun, ist über diese Frage wohl längst erhaben. Ob gut oder schlecht, fragt sich bei Shelleys Dichtungen nicht mehr. Er ist kein Lehrling im Zauber, er ist ein Meister. Die Geister, die er ruft, commandirt er auch. Unter seinem Scepter wird das formlose Geisterreich

Dem grünen Hügel gleich, auf den herab  
Der Regen einer leichten Wolke thaut,  
Und der mit tausend sonn'gen Tropfen dann  
Empor zum unbewölkten Himmel lacht.

Die schönste Wechselwirkung zwischen Oben und Unten, Sinnen- und Geisterreich und das kürzeste Programm der Allegorie selbst! Zugleich ein Bild, worin Shelley das lieblichste Motto seines gewaltigen und zarten Gedichtes mit eigener Hand sich geschrieben! —

Von der Uebersetzung zu sprechen hätte ich mir mehr Raum aufsparen sollen, wenn ich meiner Neigung und wohl auch meiner selbstgesetzten kritischen Pflicht folgen dürfte. Aber die Dedication bindet mir die Hände. Auch bin ich in der Publicistik längst nicht mehr der Erste, und andere kritische Stimmen haben die Sprachherrschaft, die Formenschönheit, die Sicherheit und Gewandtheit in Ueberwindung der oft unüberwindlichen Schwierigkeiten des Urtextes dem deutschen Nachdichter in warmen Anerkennungen und in den geachtetsten kritischen Organen bezeugt.

Dabei mag der deutsche Leser nur manchmal gefragt haben: Was ist die Vorschule dieses Meisters? Dann fand er im Buchhandel zwei schwächliche Bändchen: das peruanische Drama *Dlanta*, und eine kleine lyrische Gedichtsammlung: *Eigens und Fremdes*. Aber auch das war nicht Vorschule, nicht Erstlingsarbeit in jenem dilettantischen Sinne, der zum Prometheus etwa die Proportionen eines „Fortschrittes“ gäbe. Es war selbst wieder reife Frucht. Seine wirklichen Erstlingsarbeiten und technischen Studien scheint demnach der Dichter überhaupt nicht publicirt zu haben. In einer Literaturperiode, wo das Publicum so viele Dilettanten ertragen muß, die auf die Meisterschaft warten lassen, dürfte dem poetischen Verdienste nicht am letzten jene literarische Vornehmheit zugerechnet werden, welche die Meisterschaft bringt und den Dilettanten für sich behielt.

## Schiller's und Goethe's Briefwechsel.

1870.

Es war von dem seligen Jakob Grimm, welcher die Lebendigkeit des deutschen Volksthums, wie Keiner, empfand, doch etwas Unlebendiges, Abstractes und Todtes, kurz ein kleines Schulmeisterzöpfchen, das ihn menschlicherweise in den Nacken schlug, als er im Rausch der hundertjährigen Schillerfeier das Wort hinwarf, jede Stadt, jedes Dorf sollte sein Schiller-Denkmal haben, man sollte das Bild unseres Dichters von Ort zu Ort, an Brunnen und unter Dorfslinden erblicken können. Diesem Gedanken sieht man es sogleich an: es schwebt ihm etwas vor, wie von einer Nationalgotttheit; es schwebt ihm etwas vor, wozu das Vorbild in Griechenland, also in Büchern und in der Studierstube, mit nichten aber in Deutschland und in deutscher Geistesart gegeben ist.

In den Vorstellungen der griechischen Phantasie hatte jede freigeborne Person die Anlage, mit Leichtigkeit ein Gott oder ein Halbgott, d. h. Heros zu werden. In deutscher Vorstellungsart geht die Vergöttlichung eines Menschen einzig durch den christlichen Heiligen-Kalender, und wird man ein Heiliger nicht für jedes große Verdienst, sondern nur für ein bestimmtes, dessen Definition ein ausschließliches Monopol der Kirche ist. Bei dieser Sachlage mögen wir denn unsern Bildungsgöttern getrost Denkmäler setzen und Standbilder errichten in unsern glaubenslosen, mehr oder minder verfluchten Großstädten; unter Dorfslinden und an Dorfbrunnen aber denkmälert und standbildert sich nichts, als etwa ein Crucifix, ein Marienbild, ein heiliger Johannes, ein heiliger Florian. Ein heiliger Schiller wäre unter deutschen Bauern und

deutschen Bäuerinnen ein gewaltiger Schnitzer, und den „großen Mann“ verstehen sie vollends nicht.

Ferner war das Genie der Plastik die eigenthümliche Naturgabe der Griechen, die nicht jedes beliebige Volk sich ertragen kann, die sich nicht willkürlich nachahmen und nachäffen läßt. Die griechischen Finger bilderten, man möchte sagen fast schon im Mutterleibe; das war ein unaufhörliches, angebornes Spielen und Bilden in Thon, ungefähr wie bei uns auf den Klaviertasten. Der griechische Mozart war ein Bildhauer und hieß Praxiteles, der griechische Beethoven war auch ein Bildhauer und nannte sich Phidias. Die Orchester-Virtuosin im „Gewandhaus“ oder im „Kärntnerthor“ waren lauter Bildhauer und bedeckten das Haus, die Stadt, das Land mit jenen zahllosen Bildern und Bilderchen, welche, wenn wir sie ausgraben, die Wonne unserer Augen, die Kleinodien unserer Museen sind. Wer einst den Albrechtsbrunnen, die Aspernbrücke, den Burgplatz — den innern wie den äußern\*) — ausgräbt, der wird seine Wonne zu mäßigen wissen, denn er fand höchstens die Schulhefte von Schülern, wozu die Griechen die Meister und die unerreichten Meister sind. Der deutsche Volksgenius ist dichterisch, musikalisch, weniger schon malerisch, zuletzt aber ganz und gar unplastisch. Die Plastik ist unter seinen schwachen Seiten sogar eine der allerschwächsten, und wie man unsern Mangel an politischem Sinn, unsere Unfähigkeit einer Zentralgewalt Jahrhunderte lang mit Aufrichtigkeit zugegeben, so müßte man gleich daneben Mangel und Unfähigkeit unserer Plastik zugeben, wäre in Deutschland die künstlerische Eitelkeit nicht größer als die politische. Inzwischen schreit laut die Thatsache, daß das, was wirklich unter Dorflinden und auf Dorfbrunnen steht, nämlich der heilige Johan-

---

\*) Standorte ungenießbarer Wiener-Plastik.

nes oder der heilige Florian, nie ein schönes, sondern immer ein rohes, gräuliches Bild ist, daß es aber den spiritua-  
listischen, für Plastik vollkommen unempfindlichen deutschen  
Geistescharakter nicht im mindesten stört, einen werthen Ge-  
danken im unwürdigsten Zeichen sich zu versinnlichen. Dem-  
nach spricht Alles und Jedes gegen eine plastische Sündfluth  
von Schillerköpfen, welche im Volke nie vollsthümlich werden  
können und welche der Gebildete für sein Verhältniß zu Schiller  
nicht braucht.

Nicht was sich sehen, sondern was sich denken läßt,  
liegt im Bedürfniß und in der Neigung der Deutschen. Die  
nationalste Schillerstatue ist immer Schiller selbst, und die  
Einthaler-Ausgabe seiner Werke, welche einen Schiller für  
Hunderttausende schafft, ist das vollsthümlichste, einzig wahre  
und wirkliche Schillerdenkmal.

Dabei ist aber noch Folgendes zu sagen.

Bekanntlich fordert man, daß ein Dichter „plastisch“ sein  
soll. Es ist sein höchstes Lob, wenn er plastisch ist; es ist sein  
eifrigstes Streben, plastisch zu sein. Das heißt, der dichterische  
Gedanke will lebendiges Bild werden. Die Worte wollen  
die Wirkung erreichen, als ob sie die Dinge selbst wären.  
Es soll scheinen, als ob die Dinge leibhaftig vor uns stünden,  
als ob wir sie sehen, hören, greifen, ihren Duft einathmen  
könnten. Kurz, die Worte drücken Begriffe des Verstan-  
des aus, aber die dichterischen Worte wollen Eindrücke  
der Sinne nachahmen. Diese Aufgabe ist die Kunst des  
Dichters, und sie erreicht zu haben, ist das Kunstschöne.

Da ist es nun aber seltsam.

Die südlichen Völker begnügen sich unbefangen mit dem  
Genusse des Kunstschönen. Anders die nordischen, die wir  
vorzugsweise die germanischen nennen. Haben wir sagen dür-  
fen, daß der deutsche Geist unplastisch ist, so strengt der deutsche



Dichter doppelt sich an, plastisch zu sein, aber dreifach der deutsche Leser, gegen die Plastik seiner Dichter in einem gewissen Sinne wieder zu reagiren. Steht nämlich das Kunstschöne gemacht und fertig vor ihm, so tritt er sofort mit Fragen an dasselbe heran: Wie ist es gemacht? Warum ist es gemacht? Was wollte der Dichter? Was ist das Kunstschöne? Ist es ein Einfaches oder ein Zusammengesetztes? Aus welchen Bestandtheilen ist es zusammengesetzt? Könnte man sie trennen und von Neuem zusammensetzen? Ueberhaupt, könnte man nicht ins Innere eines Kunstwerkes hineinschauen?

Aus dieser deutschen Eigenthümlichkeit entstand eine der bössartigsten endemischen Volkskrankheiten in Deutschland. Wir meinen die Wuth, die Dichter zu erklären und auszuliegen. Diese Krankheit rafft jährlich hunderte von Papierballen dahin und inficirt die deutschen Jünglinge und Jungfrauen mit einem Giftstoff von Nebel, Dummheit und Phrase, banalem Geschwätz und philisterhafter Geistreichigkeit, daß die schönsten und glatteften Gesichter durch Dünkel und Danzel, Vorlesungen, Literaturbriefe, Frauengestalten, Frauenbilder und Frauencharaktere pockenartig zerstört, oft für ewig erblindet und unheilbar gebildet, dem Grabe der Kunstfreude, dem ästhetischen Theetische, zugelesen und zugeschrieben werden.

Wie es aber in Nicaragua, Costaricca, Guatemala, kurz in allen Ländern des gelben Fiebers die einzige Rettung vor dieser Pest ist, aus den Niederungen in die Höhen zu flüchten, so hat der Deutsche vor allen Nationen der Erde eine günstige Gelegenheit, den Sümpfen, wo über seine Dichter geschmiert wird, in eine Höhe der reinsten und gesundesten Luft zu entzinnen, in jene Höhe, wo die zwei größten deutschen Dichter sich selbst erklärt und ausgelegt haben.

Der **namens Schiller's und Goethe's Briefwechsel**, dessen erste und zweite Ausgabe (Stuttgart, Cotta 1870) uns **Veranlassung** gibt, dieses in keiner Art einzige Weltbuch der Aufmerksamkeit weiterer Leser in Erinnerung zu bringen.

Saren doch Schiller und Goethe in jenem Charakterzug aller Deutschen selbst wieder die **Künsterdeutschen**, nämlich das Kunstbisme nicht bloß anzuschauen und zu genießen, sondern daran zu lernen, darüber zu denken. Andere Nationen haben wohl auch Dichter, wie Cervantes, Shakespeare, Byron; aber Dichter, welche bei der höchsten Fähigkeit zu dichten, in höchster Potenz noch Trieb und Fähigkeit übrig behielten, die Dichtkunst philosophisch zu ergründen, und was sie soeben als Meister ausgeübt, an sich selbst wieder lernen; dieses Dichterpaa'r Schiller und Goethe ist in der ganzen Welt eine einzige Erscheinung, wozu es kein zweites Beispiel mehr gibt; es ist die **deutsche** Erscheinung.

In Schiller's und Goethe's Briefwechsel liegt nun das Beste vor, was man über Kunst denken und sagen kann. Dabei verschlägt es nichts, daß sie die Kunst nur gelegentlich lehren und kein System der Aesthetik geschrieben haben, wie es nichts verschlägt, daß die Evangelisten nur einzelne Lehren, Tröstungen und Parabeln niedergeschrieben, aber kein theologisch ausgearbeitetes Religionssystem hinterlassen haben. Jedermann weiß vielmehr, um wie viel besser und nahrhafter das Erstere als das Letztere ist. Man wird satt von einem Brote, aber nicht von einer Statistik über Ackerbau und Kornhandel.

Wenn irgendwo das Unmögliche möglich ist, nämlich in das Innere des Kunstschaffens hineinzusehen, so ist es in Schiller's und Goethe's Briefwechsel. Wir hören unsere Dichter über das Epos, über das Drama, über den Roman, über die Ballade, über das lyrische Gedicht, über das Epigramm, indem sie in all' diesen Kunstgattungen arbeiten, und von

ihren Arbeiten sich unterhalten, zugleich die Kunstgesetze dieser Dichtarten entwickeln, zugleich die Theorie ihrer Praxis definiren, erläutern, feststellen. Was im banalsten Sinne der Kritik so oft vorgerückt wird, daß sie nur zu kritisiren, aber nicht selbst hervorzubringen verstehe, dieser Unterschied erscheint im höchsten Sinne und im größten Style hier aufgehoben, denn hier hört man diejenigen mustergiltig kritisiren, welche das Mustergiltigste hervorgebracht.

Haben wir Schiller's eigene Werke seine beste Statue genannt, so ist „Schiller's und Goethe's Briefwechsel“ der granitene Sockel dieser Statue; — das Fundament könnten wir den Briefwechsel Schiller's und Körner's nennen.

Diese zwei Briefsammlungen bilden zu den Werken Schiller's das schönste, und, bei der deutschen Geistesart müssen wir sagen, das nothwendigste Supplement. Denn wenn es diese Art ist, daß sie die Kunst nicht wie eine Offenbarung, sondern wie ein aufzulösendes Räthsel ansieht, daß sie sich an ihr nicht bloß erfreuen, sondern auch belehren will, so ist Schiller's Briefwechsel mit Goethe und Körner die goldreichste Fundgrube dessen, was dem Deutschen außer seinem Kunstgenuß zu wünschen noch übrig bleibt, — Kunstlehre und Kunstbildung.

Der Dichter Hebbel hat sich um eine Lehrkanzel für Literatur an der Wiener Universität — vergebens beworben; in seinen Briefwechseln hat Schiller, unser größter Dichter, sich selbst zu unserem größten Professor der Dichtkunst gemacht. Ein unschätzbare Vortheil für seine lernbegierigen Landsleute, und gestehen wir's, ein Vortheil, dessen sich kein Culturvolk der Erde in ähnlicher Vollkommenheit zu erfreuen hat!

## Hermann Kurz in seinen Hauptschriften.

Gesammelte Werke von Hermann Kurz. Mit einer Biographie des Dichters. 10 Bde. Herausgegeben von Paul Heyse. Stuttgart A. Kröner, 1874.

### I.

Alfred Meißner, Moriz Hartmann, Otto Müller, Hermann Kurz u. A. sehen wir rasch nach einander theils mit gesammelten, theils mit ausgewählten Werken in neuer Verjüngung vor's Publicum treten. Und wir sehen, daß es gut ist! Je unabwendbarer der moderne Roman seiner „Mission“ folgt, „den Tagesfragen sich zuzuwenden“ oder wohl gar „die Tagesprobleme zu lösen“, d. h. dem geplagten Geschäftsmann, der sich vom vielen Geldverdienen und vielen Steuerzahlen bei der Poesie erholen will, statt des Brotes den Stein zu reichen und den fortgesetzten Leitartikel oder transscribirten Courzetteln in die Hand zu drücken, desto „zeitgemäßer“ werden jene Erzählungstalente reproducirt, welche mehr oder minder auch ein bißchen unsterblichkeitsgemäß, weil sie bei der Fühlung mit der Zeitstimmung, die sie wahrhaftig nicht ablehnten, den ganzen Werth ihres Dichterberufes noch in der Fühlung mit der Poesie erkannten. Einer der edelsten dieser Gruppe ist Hermann Kurz, dessen Früchte wir jetzt, wie vom kostbaren Feigenbaum, zum zweitenmal pflücken, nachdem die erste Ernte in einer fast unbegreiflichen Blindheit der vorigen Generation nahezu ungenossen geblieben. Ich meines Theils las z. B. seinen culturhistorischen Roman: Schillers Heimathsjahre, bei Gelegenheit dieser neuen Ausgabe — zum drittenmale, denn das theuerwerthe Buch reichte ich längst unter diejenigen, deren Lectüre man im Laufe seines Lebens von Zeit zu Zeit immer wiederholt.

Wahrlich, dieses kleine Württemberg sieht sich mit großem Glück in der deutschen Roman-Literatur vertreten! Welches der deutschen Vaterländer ist belletristisch so gut repräsentirt wie Württemberg in seinen drei vaterländischen Romanen: Lichtenstein — Schillers Heimathsjahre — der Sonnenwirth?! Das prachtvolle kaiserliche Oesterreich, in dessen Hauptstadt ich schreibe, ist arm dagegen. Ungarn mit Cötvös und Zolai ausgenommen, spiegelt sich die größere österreichische Hälfte in keinem ihrer würdigen Roman-Spiegel. Nur wie im Fluge hat Stifters Muse einige Baumwipfel des Böhmerwaldes gestreift, aber die zarte Novelle war wie ein Goldfaden, welcher, einsam in üppiger Lockenwucht flimmernd, blos aufmerksam macht — daß kein Diadem da ist. Wie glorreich dagegen trägt das kleine Württemberg seine beneidenswerthe Roman-Tiara!

Das bekannte „Fatum“, welches die Bücher haben, ist übrigens diesen dreien noch mehr als sonst partiell gewesen und hat Licht und Schatten zwischen denselben äußerst ungleich vertheilt. Alles Licht fiel dem „Lichtenstein“ zu. Hauff's Roman — im Grunde nichts als eine erweiterte Umland'sche Ballade — wurde wie Crème und Gelée vernascht, wurde Puzbuch, Cadeaubuch, Mädchenbuch. Der kufliche Ritter und sein kufliches Fräulein, niedliche Albumsmotive und von Charakter-Mark nicht eben strogend, perleten so melodios und so spielbar — wie man bei Herz und Czerny sagen würde — durch die niedlichen Fingerchen, daß der weibliche Beifall gerecht war, indeß der historische und landschaftliche Untergrund einen Daß dazu gab, der doch auch den Männern imponiren konnte. Kurz, wenn das Wunder der Zeit W. Scott und seine große Entdeckung der historische Roman war, so mochte der Deutsche sich schmeicheln, daß er dem bewunderten englischen Abgott seinen Spindler an die Seite zu setzen habe: von

diesem leider etwas rohen Naturalisten stellte dann aber wieder Hauff und sein Lichtenstein die feinere, filtrirte und kunstgemäße Potenz dar, den Schliff des rohen Edelsteins für den Salon und sein gebildetes Publicum. Was wollte man mehr? Es traf Alles zusammen, das Glück dieses Buches zu machen.

Das Glück war so lange gerecht als es keinem Berechtigteren im Lichte stand. Aber allerdings geschah das und zwar hinauswirkend auf eine lange Zeit. So fest schien der Schwabe überzeugt zu sein, er habe an Lichtenstein seinen historisch-vaterländischen Roman schon und er brauche nun nichts mehr weiter, daß ihm für den schönsten seiner Heimathsromane, „Schillers Heimathsjahre“, ganz außerordentlich spät die Augen aufgingen, welche im ersten Moment völlig blind dafür gewesen. Dieser erste Augenblick war freilich ein hochverfehlt und im Tendenz-Jargon „unzeitgemäßer“. Schillers Heimathsjahre erschienen im Jahre 1845. Also mitten in der deutsch-katholischen Bewegung, mitten in den Vorbereitungen zum vereinigten preussischen Landtag, kurz mitten in einem Wellenschlag — der uns heute so wenig mehr schlägt, wie den Dichter wahrscheinlich schon damals nicht! Aber damit bezeichnet denn auch sein Werk einen jener Fälle, ja ich möchte sagen den wahren Musterfall, woran sich die Beherrschung knüpfen kann, mit wie viel oder wie wenig Recht man die Forderung der Tagestendenz zu einer Kunstforderung machen darf. —

Goethe hat einen der Waffenbrüder des Gög von Berlichingen — Kerse genannt, nach dem Namen eines seiner Straßburger Studienfreunde; Schiller hat einen Waffenbruder des Carl Moor — Koller genannt, nach einem jungen Candidaten der Theologie, welcher an der Carlsschule über Philosophie las und weniger ein Professor als ein älterer

Freund des Dichters war. Dieser Koller nun ist der Held unsres Buches und Hermann Koller nannte es auch ursprünglich Kurz. Der Verleger setzte dafür den interessanteren Titel „Schiller's Heimathsjahre“ und wir können gestehen, daß es nicht der plumpste Eingriff eines Geschäftsmannes in die Poesie ist. Der Titel ist passend und ich möchte ihn nicht anfechten, wie es wohl schon geschehen ist. Spielt auch Schiller selbst nur eine der bedeutenderen Episodenrollen in dem Buche, so muß ja die Betonung nicht eben auf Schillern, sie kann auch auf den Heimathsjahren liegen und der Buchtitel verspricht uns dann ein Bild der württembergischen Heimath in den Jahren, da Schiller zu Hause war. Das hat einen Sinn und das Versprechen wird ungemein treu und vollständig erfüllt.

Wir sehen also den jungen Schiller und den inneren Haushalt der Carlsschule in einem recht lebendigen und oft dramatischen Bilde. Dieses Bild ist nicht bloß eine wohlfeile Aneinanderreihung von Schiller'schen Jugendaneddoten, obwohl dieses Material, das selbst heute noch mit seinen letzten ausgepreßten Citronentropfen Bücher und Feuilletons würzen muß, vor dreißig Jahren, — da es minder verbraucht war und eine größere Tragkraft hatte, — auch als Rohmaterial ein Leseeffect gewesen wäre, der viel besser beurtheilt werden müßte, als seit er ein Gemeinplatz geworden. Ja, es mag wohl mancher der Gemeinplatz-Effectler sein Krüglein bei Hermann Kurz gefüllt haben, den er wohlweislich todtschwieg, während es dieser aus der Quelle seiner Originalstudien füllte. Aber eben das prachtvolle Panorama dieser Originalstudien ist es, was den Kurz'schen Schiller-Anekdoten die historische Würde und den künstlerischen Reiz, jenen Reiz verleiht, welchen etwa ein lauschiger Pavillon von den malerisch angeordneten Massen eines großartigen Parks empfängt.

Und mehr und mehr sehen wir in unserm Roman=Parf. Wir sehen den Dichter Schubart, den großen Vorläufer des größeren Schiller in einer Behandlung, welche Beides am rechten Orte ist: kraftvolle Skizze und liebevolles Detail. In Freud und Leid, im behaglichen reichsfreien Ulm zu Hause und im grausamen Kerkerkäfig auf Hohenasperg, wird uns ~~der~~ gigantische Naturalist zum Besitzer eines Lebensfonds, der ein wahres Latifundium ist, den alle Schicksalswechsel nicht ausschöpfen können, einer Lebensquelle, wie sie nur im riesenreichen, revolutionschwangeren 18. Jahrhundert sprudelte, — armsüßig, mannsüßig und kein ~~ne~~ wös prickelndes, kohlen-saures Quellfäßchen von Strohhalmsdüne. In kunstvoll gezeichneter Verkürzung, die aus wenigen Strichen die ganze Figur ahnen läßt, sehen wir ferner einen anderen Temperaments-Riesen, den bekannten Obersten Nieger, weiland selbst ein Opfer des Hohenasperg, jetzt Commandant desselben, ein ausgebrannter Vulkan, der auf seinem Aschenhaufen die Kapelle der Frömmerei gebaut hat, — trügerisch der Grund und windig das Kartenhaus, Beides so unwahr, daß ein elender Soldatenkrüppel, der zertretenste Wurm aus der Hefe des mißhandelten Volkes, wie ein Jupiter seinen Blitz gegen ihn schleudern, und den Gewaltigen hinrichten kann. Eine furchtbar schöne Tragödie! Jeder Roman, der diese Scene hätte, wäre allein schon unsterblich damit! Endlich sehen wir Jhn, den merkwürdigen Fürsten und räthselreichen Menschen, den schwäbischen Sultan Herzog Karl, der nicht wie Hermann Koller der Held ist, der nicht wie Friedrich Schiller der Held des Buchtitels heißen soll, der aber als der wahre und wirkliche Held empfunden wird, von dem Augenblicke an, wo er in den Roman hineinsprengt, Pferd an Pferd gegen Koller anprallend: Will Er mich überreiten?!



Sein erstes Wort, — der Blicß seines Blauauges — und wir haben den anerkannten Helben des Buches vor uns! —

Und doch hat der Romancier mit den Charakterbildern seiner Menschen noch nicht, wie der Dramatiker, Alles gethan; auch Naturbilder, Landschaftsbilder, Erd- und Luftperspective heischen noch ihre Befehlung von ihm. Diese *Schwab* hat uns der Dichter der Heimathsjahre mit gar viel Liebe und Wärme bezahlt. Wunderbar schön und stimmungsvoll wandelt sich's in seinem Romanlande. Die Solitüde entfaltet uns ihre verhängnißvolle Fürstenpracht; wir lassen uns von Ulm imponiren, das gar edel und fürnehm im patricischen Hermelin seiner aristokratischen Reichsfreiheit einherstolzirt: urgemüthlich aber sitzt uns der warme demokratische Klausrod von Neutlingen am Leib, welches mit einem Gemisch von Ironie und Respect zu Ulm aufblickt, seiner guten alten Gemeinfreiheit nicht weniger froh und im bürgerlich-kleinern Zuschnitt nicht weniger glücklich, wie Figura, der classische Glockengießer, zeigt, eine Heimstätte, wo wir ewig verweilen möchten, eines der lebenswürdigsten Bürgerhäuser im deutschen Roman, ein gut benütztes Modell aus des Dichters eigenen Familien-Traditionen. Und was für ein heroisch-romantisches Bergland ist dieses kleine zopfige Schwabenland! Kommt nur die rechte Hand dazu, welche trumpsfen und stechen kann, so spielt sie mit W. Scott's Hochschottland getrost die Partie und spielt Motive aus wie die Rauhe Alp mit ihren windgefegten Hochflächen und öden Heidegründen, oder den prachtvollen Schwarzwald, wo hinter Tannen verdächtige Habichtsnasen und polizeiwidrige Glutaugen lauern, indeß drunten im schluchtigen Dörfchen der humoristisch verbauernde Pfarrer sein wunderliches Wesen treibt, in seiner barbarisch-redenhaften Gemüthlichkeit ein ländliches Seitenstück zum Bürger-Glockengießer. Berglüfte, Harzdunst, Waldgeruch und Gentianenwürze,

von allen Winden herumgetrieben und in die engen Thalgassen und dumpfen Bürgerstuben erfrischend hineingeweht! Die besten und klingendsten Töne der Lyrik, wie sie nur Uhland und Mörike angeschlagen, poetisch=reimfreie Roman=Atmosphäre, mit jedem Athemzug herzerquickend! „Graf im Bart, ihr seid der Reichste!“ hat der schwäbische Altmeister gesagt, und wahrlich, diesen Reichthum sehen wir hier.

Mit seiner natürlichen Gabe des phantasievollen Sehens und Sinnens lenkt unser Dichter die Realität spielend in die Dichtung hinüber, wohin sie ihm von selbst und freiwillig zu folgen scheint. Den Zauber der Romantik, der Geschichts- und Landschaftsromantik, übt er ungesucht aus und er hätte nicht nöthig ihn auch noch zu suchen. Romanhaft=gesuchte Abenteuer nennen wir nach heutigem Urtheil wohl jenes, wie die erste Heldin entführt wird und dann wie die zweite sich selbst entführt. Diesen Erfindungen glaubt man in unserem Buche, das so schön zeitlos ist, die Zeitnähe Spindlers noch am ehesten anzumerken. Es gehört zu den Unwahrscheinlichkeiten eines gröberen Kornes, daß in beiden Fällen die jungfräuliche Integrität möglich geblieben; in letzterem wäre die Jungfräulichkeit schon compromittirt, weil sie Geister und sehr leibliche Geister gerufen, auf den allernähesten Glauben hin, daß sie sie rechtzeitig wieder los werden könne. Wenigstens der vornehme Roman, und das ist der unserige doch, würde sich heute nicht mehr auf solche Starkgläubigkeit stützen.

Und doch möchten wir auch diese zwei Abenteuer nicht vermessen oder anders haben, denn sie sind immerhin durch eine feine Hand gegangen und das Triviale hat sich fast unwillkürlich veredelt. Es ist wahr, die halsbrecherische Entführungsgeschichte Lottchens könnte so harmlos nicht ausgegangen sein und wir glauben nicht an diesen Ausgang.

Aber sie steht doch wenigstens als Sittenbild sehr bedeutungsvoll da. Sie zeigt uns wie in jenen Tagen der Adel mit dem Bürgerthume noch umspringen durfte und wie er's schon nicht mehr durfte. Zwanzig Jahre früher und zwanzig Jahre später ist diese Entführung entweder besser möglich oder unmöglich. Wenn wir dem Dichter auch Lottchens Romanwunder nicht glauben, so glauben wir ihm doch, — denn diesen Credit hat er sich längst verdient — daß das Wagniß im Geiste der Zeit erfunden ist, deren genauer und gewissenhafter Quellkenner er ist. Wir glauben ihm mit Einem Worte, wenn nicht die romanhafte Unwahrscheinlichkeit der Durchführung, doch die ethnographische Wahrheit der Absicht. Und wie dieser Baron-Kammerjunker das Zeitgemälde erst fertig malt, das einen Herzog Carl zum Mittelpunkt hat, ein Theil von der Basis der Pyramide, wozu dieser die Spitze, ein Cavalier der uns den „Ersten der Cavaliere“ nur um so verständlicher macht, indem er das alte Wort illustriert: *qualis rex talis grex*; — so war es doch ein feiner Zug des Dichters, der uns mit dem Gebrechen des schwäbischen Sultans so leidig bekannt machen muß, daß er auch zu den socialen Wurzeln des ganzen Standes ein wenig hinunterleuchtete. Es ist einer von den Zügen, welche einen flachen Gesichtsausdruck mit einem einzigen Striche vertiefen.

Dasselbe gilt von dem zweiten der bezeichneten Abenteuer, das seinen großen Raum nur noch mit größerem Rechte einnimmt. Wie das Schulfräulein Laura in ihrer zopfigen Etiquettenwelt ein wenig aus der Haut fährt, die Schnürbrust des Modeszwangs von sich wirft und in den Schwarzwald auf Abenteuer läuft, wie sie einen sentimentaln Branfenburg-Zigeuner als wohlherzogenen und enthaltamen guide de voyage dazu findet, wie sie dieser Opern- und Mandolinen-

Zigeuner mitten in die schlammigste Hochfluth der Diebs-  
 gefindel-Prosa reinlich und engelhaft hineinlootset, wie die  
 gefährlichste Brandung durch ein Haargeflecht von Zufällen  
 genau auf die Minute und Secunde überwunden und das  
 rettende Ufer erreicht wird; dieses ganze Spindler'sche Blatt-  
 gerippe möchten wir heute nicht loben: aber das Blatt selbst  
 ist doch schön! Es ist sogar eines der schönsten im Buche  
 und gehört gar sehr in das Buch. Es steht an der  
 richtigsten Stelle, es dürfte nicht fehlen. Ein ungeheurer  
 Gährungsproceß durchbraust das letzte Viertel des 18. Jahr-  
 hunderts und unser Roman ist der Zeitspiegel davon. Ein  
 Schubart rüttelt am Alten, ein Schiller ringt nach dem  
 Neuen; die ganze Welt ist im Aufruhr, jede Form wird zu  
 eng. Mit Recht dürfte die Leserin der „Heimathsjahre“  
 fragen: Und wo blieb in jener Genieperiode, in jenen  
 Tagen des Sturms und Drangs — mein Geschlecht? Unsr  
 Laura ist nun die Antwort darauf! Raum hat ein Carls-  
 schüler die Parole ausgegeben: laßt uns in die böhmischen  
 Wälder ziehen! so findet sich in einer école des demoiselles  
 die gelehrige Schülerin zu diesem Schüler. Und da das Weib  
 immer praktischer ist, so sucht sie die Räuber-Theorie gleich  
 in der Wirklichkeit auf, schweift auch nicht in die Ferne der  
 „böhmischen Wälder“, da das Gute, der Schwarzwald, so  
 nahe liegt! Wahrlich ein sinniges Aperçü, diese Laura-Episode,  
 trotz ihrer verblaßten Preziosa-Romantik! Und wie fein traf  
 der Dichter die Rückzugslinie, die er ihr ins bürgerliche Leben  
 offen halten mußte! Ein Original und ein esprit fort ist  
 sie doch nur auf Zeit — nämlich auf ihre Jugendzeit, nicht  
 Lebenszeit. Wohlweislich hütet er sich, den Bruch soweit zu  
 führen, daß sie zur eigentlich Emancipirten würde; noch  
 bricht sie nicht mit ihrem Geschlechte, nur mit dem Pöppel  
 ihres Decenniums. Noch hat sie kein Programm des Neuen,

nur das Gefühl des abgestandenen Alten. Und da in unserm ganzen Buche das Neue von selbst spricht und der Pops begraben wird — auch ohne Zigeuner und Schwarzwald, so bleibt uns das reinste Gefühl psychologischer Wahrheit, daß die kleine Ausreißerin der bürgerlichen Ordnung wieder angehören kann, in die sie als rettender Deus ex machina Herzog Carl mit der Pistole in der Faust zurückführen muß.

Herzog Carl ein Retter der Mädchenehre! Wie oft hat er diese Blume zertreten! Also wie beurtheilen wir nun diesen Charakter? Ist er ein Wüfling? Ist er ein Ritter? Ist er eine problematische Natur, eine seelische Sphinx, ein Wunder? Mit nichten. Er ist ein Mensch und ein ganzer Mensch. Er ist eine Erscheinung des 18. Jahrhunderts, des extremchwangeren, in welchem Alles Platz hatte: die Lüderlichkeit eines Casanova und der Bildungsdrang eines Pestalozzi. Sein socialer Stand endlich ist der freiste und ausgeweitertste, — er ist ein Fürst! Und wo wir bei unserm Roman ein- oder ausgehen, — er steht immer da, dieser gewaltige Eckstein. Die Hand, die ihn gezeichnet hat, läßt ihn viele Gesichter machen, aber jedes harmonirt mit dem andern. So kommt es, daß unser letzter Scheideblick wieder ihm gilt.

Mit einem Worte, Herzog Carl ist ein Virtuos der Subjectivität, wie sie im 18. Jahrhundert noch kurz vor der schematisirenden Revolution zu ihrem heftigsten Durchbruch kam. In der Literatur hieß sie Sturm und Drang, in der Theologie hieß sie Pietismus, in der Politik hieß sie Absolutismus, Autokratie. Immer aber ist sie jene überquellende starke Persönlichkeit, welche die Zeit wie eine explodirende Gasspannung brauchte, damit sie in der Revolution sich selbst in die Luft sprengte, und das Schema, das Gesetz, den Rechtsstaat für Alle, das Nivellement auf den Trümmern der Willkür zur Herrschaft bringe. Deshalb sind alle diese

Zeitgestalten — König Friedrich, Kaiser Joseph, Kaiserin Katharina, unser Herzog Carl, immer Beides zugleich: Tyrann und Revolutionär. Aufgeklärter Absolutismus hieß der Zwiespalt dieser Janusköpfe mit einem ziemlich gut gewählten Kunstausdruck. Ein ungemein schön und rein ausgearbeiteter Typus desselben ist der unsrige. Mit ihrer Jugend stehen viele dieser Typen noch in der brutalen Genußsucht des — „Hirschparks“; später überschreitet Jeder den großen Wendekreis der Zeit und der Hirschpark wird geistig, tendenziös. Die Wollüstlinge züchten jetzt Menschenwohl. Die nahende Revolution regt sich in ihrem Blute und ohne Ahnung, daß das eine Massenarbeit sein wird, machen sie sie ehrlich mit ihrer persönlichen Fürstenwillkür. Wo sie in der Masse gährt, wittern sie Noth, Frevel, Chaos. Das ist der philosophische Thor Schlüssel zum Hohenasperg. Mit der ausgesprochenen Absicht, den rohen Edelstein zu schleifen, das Gold im Feuer zu läutern, den Durchbruch des Idealismus zu befördern, schickt seinen Schubart, seinen Koller, seinen Schiller (wenn er ihn bekäme) dieser schwäbische Sultan auf seinen verhängnißvollen Geisterberg! Mit jedem hervorragenden Kopf im Lande reibt er sich, weil er — ihm ähnlich ist, weil die Natur aus Zwei nicht Einen gemacht! Er ist Fürst und feilt seine Menschen ganz so, wie Schiller in seiner classischen Periode seine Gedichte feilen wird. Er ist fürstlicher Künstler, mit Einem Worte. Aber der Gyps, der Thon, die gefeilten Gedichte schreien auf und rebelliren. Und der Aufschrei wird sein Verruf als Tyrann. Armer Künstler!

So künstelt er denn auch mit vieler Vorliebe in Stein und Mörtel, welche nicht schreien, und wird Bau- und Garten-Künstler trotz Louis Quatorze. Aber jetzt schreien seine Stände. Und sie schreien nicht blos, sie handeln; sie schnüren ihm den Geldbeutel zu. Da münzt er sich selbst Geld

und verkauft den Franzosen seine Soldatenregimenter als siebenjähriges Kriegsmaterial gegen den König von Preußen. Siehe, da schreien und rebelliren auch die Soldaten: Wir fechten nicht gegen unsre lutherischen Glaubensbrüder! Sie lassen sich hängen, erschießen, in's Eisen werfen, mit Spießruthen zerfleischen, aber sie fechten nicht. Also sanftere Mittel! Der Sultan verkauft jetzt wenigstens seine Civilämter im Lande. Was Wunder, da schreien sogar auch die Bauern! „Euer Schulze ist ein rechter Esel!“ rüffelt er einst eine Dorfschaft auf einem seiner Spazierritte. „Durchlaucht, dafür ist's ein eingekaufter“, antwortet der nächstbeste Bauer. Ach, dieses „geknechtete“ Volk, es ist gar nicht so knechtisch, wie sich das coquette liberale Principchen vor seinem heutigen Handspiegelchen vorstellt. Jener Bauer präsentirte seinem Fürsten eine starke Prise Tabak und verlangte nicht einmal einen Orden dafür! Und dieses Schulmeisterlein? Der Herzog war gewohnt, seine Halsbinde sich eng zu schnüren, um roth und martialisch auszusehen. Im Laufe des Romans, nach zehn Jahren, macht Einer die Bemerkung, daß er diesen Brauch immer mehr übertreibt. Flugs citirt ein tapfrer Schulmeister vor Zeugen, worunter ein Hofmann, seinen furchtbaren Tacitus: *Sævus illi vultus et rubor quo se contra pudorem muniebat!* \*) Kurz, die Stände, die Soldaten, die Bauern, die Schulmeister, das ganze „geknechtete“ Volk ist sehr liberal und zwar ohne Liberalismus und ohne liberale Zeitungspressen. Wie romanhaft es in einem Roman aussieht, — zumal wenn er die Wirklichkeit schildert!

Und da der Herzog Carl selbst liberal ist, so würde sich die arme komische Einspachtlerin, die Zeitungspressen, gar

---

\*) In der Röthe seines barschen Gesichts verdeckte er seine Schamröthe.

nicht zu helfen wissen, wenn uns die großen Lichter des Menschenthums nicht der Roman aufsteckte. Aber in der Dichtung dürfen die Menschen wieder ganz sein, die der Parteigeist der Zeitungspressen zerpflicht, schematisirt, abstempelt und einschachtelt — und vielleicht es muß! Ja man kann ihr die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie vielleicht es muß; Unrecht aber thut sie dann selbst, die Zeitungspressen und ihre Tageskritik, wenn sie auch den Roman zu ihren „zeitgemäßen Tendenzen“, d. h. in ihr Parteitreiben hinüber- und von der idealen Kunsthöhe herabzerren möchte. Ueberliefert die Kunst den Tagesinteressen und ihr arbeitet — für's Ballet und für den Vatikan! Das Fleisch und die Mystik haben noch immer für verhungzte Kunstbedürfnisse einstecken müssen. —

In einem geschlossenen Landsee sind die kurzen Spitzwellen gefährlicher als die breiten Kollwellen im Ocean. Das ist die Gefährlichkeit des Herzogs Carl, wie sie in Schillers Biographie monumental verewigt ist. In der Schillerbiographie aber steht unser großer, leidenschaftlich geliebter Dichter als Hauptfigur im Lichte und sein Herzog ist nur ein kleiner unheimlicher Schattenriß. Der Roman von Hermann Kurz kehrt das Bild nun um. Ein talentvoller Regimentsfeldspeer verliert sich einstweilen noch im großen Haufen, aber im vollsten Kunde der Hauptfigur wird uns Herzog Carl deutlich. Er ist was er ist — Tyrann, er ist es und bleibt es, es wird nicht beschönigt. Wir sehen blos das Warum? wir können begreifen, und mehr brauchen wir nicht zum reinsten, fast veröhnenden Schlusseindruck. Die Spitzwelle kann gar nicht anders als gefährlich sein, selbst dann, wenn sie Perlen heraufspülen möchte. Mit seiner Perle, der Carlsschule, beabsichtigt Herzog Carl, wahrhaft fürstlich, die deutsche Dumpfheit, Pedanterie, Schulfuchserie zu einer cavaliermäßigen,



weltmännischen Bildung zu erheben, — ganz das Programm Goethe's im Wilhelm Meister. Aber seine eigene Carlschule — pfeift ihn zuletzt aus. Wahrlich ein tragischer Moment und wohl werth, auch auf die Bühne gebracht zu werden!

Ein großer Fürst in kleinen Verhältnissen! Er wird lästiger Topfgucker, wo er in größeren über seinen Töpfen stünde. Kurz, ein fürstlicher Märtyrer der Kleinstaaterei! Das ist der Sinn unsers Buches. Wir sehen den Fluch der Kleinstaaterei auch einmal von der anderen Seite, — nicht auf der Volks-, sondern auf der Fürstenseite. Aber sind denn die Fürsten nicht auch Volkskräfte und Posten unsers Nationalcapitals? Das lehrt uns Hermann Kurz empfinden und das ist der unsterbliche Platz seines Romanes in der deutschen Literatur. Die Deutschen haben oft und überflüssig ob ihrer Verkümmernng in der deutschen Kleinstaaterei sich selbst bemitleidet und dabei die Fürsten, die Inhaber der Kleinstaaten, gleichsam als die bösen Schuldigen angeklagt. Wie unser Herzog Carl waltet, — in kleinen Verhältnissen zu groß, aber dann wieder das Große zu kleinlich treibend, weil er auf dem engen Raume überall mit seiner eigenen Gegenwart anstößt; — es läßt sich recht viel dabei denken, man kann recht tief bei sich einkehren! Bei all' seinem Prachten und Prangen ist so einem deutschen Kleinfürsten selbst auch nicht recht wohl geworden, wenn er nicht mit den gemeinsten Freßwerkzeugen genoß, sondern Thatenlust und Schöpferfreude genießen wollte. Seine Kraft war vergeudet, sein Leben zerrann und seine ganze Schuld blieb zuletzt — daß er nicht sein richtiges Maß zu finden wußte, wie Carl August, der es vielleicht auch nur mit Hilfe Goethe's gefunden hat. Denn was ist schwerer als Maßhalten und Harmonie haben? Hat ein Dichter noch nicht Excentricitäten gedichtet? Aber man mache aus dem Dichter einen Fürsten

— und es ist ein Herzog Carl. Verschwunden ist die Carlschule, ein ödes Denkmal schwülstiger Fürstenpracht die Solitüde; aber wie Schiller in seiner „classischen“ Periode auf seine „erste“ zurück sah und über seine „Räuber“ verzweifelte, — was waren die Räuber anders als seine Carlschule und seine Solitüde! Wie viel steckte doch in diesem jungen Schiller von seinem Herzog Carl und wie viel im Herzog Carl vom jungen Schiller! Glücklicher Schiller, daß du ein Dichter warst und nicht der Herzog deines kleinen Vaterlandes! Als Herzog sähest du vielleicht anders aus!! —

II.

Betrachten wir nun das zweite Hauptwerk von Hermann Kurz: den Sonnenwirth. In demselben Augenblicke, als der jugendliche Schiller in dem friedfertigen Thalkessel von Stuttgart seinen Räuberstaat auf's Papier hinwetterte, bivouakirten die rohen Modelle desselben wenige Meilen westwärts unter den Tannen des Schwarzwalds, stand die ganze Dichtung in leibhaftiger Wirklichkeit am Horizont, war der gefürchtete Zigeuner- und Räuberhauptmann Hannickel das neueste Tagesgespräch, aber selbst wieder nur ein Erbe und Fortsetzer des berühmteren Sonnenwirths, welcher der Sensationsstoff der nächstvorigen Generation gewesen. Längst athmete ganz Schwaben Gauner- und Räuberluft, Schiller von seiner Wiege bis zu seinem Doctorhut. Es wäre ein Wunder gewesen, wenn ein schwäbischer Dichter jener Zeit — auch ohne Carlschule, Tyrannei und Schillergenie — etwas Aehnliches wie die „Räuber“ nicht gedichtet hätte.

Diesen ganzen schwäbisch-fränkischen Raubstaat, der sich in dem Triangel Vogesen, Schwarzwald und Speffart aus dem üppigen Bodensatz des dreißigjährigen Krieges althistorisch entwickelt hatte, fand nun H. Kurz in seinen Quellenstudien zu Schillers Heimathsjahren in so episch-plastischer Fülle und

romantischer Poesiefähigkeit vor, daß ihm schon damals der Kopf gebrannt haben mochte, als er den lüfternen Griff that, dieses überquellende Material den Heimathsjahren bloß episodisch einzuverleiben. Die Episode wucherte mit einer für die Handlung des Romans nicht nöthigen Fülle in die Architektur desselben hinein, und doch erschöpfte sie noch lange nicht alle Reize, deren sie fähig war. Der belletristische Werth dieser Räuber-Episode glich einer schön modellirten Säule, welche schön genug an und für sich wäre, aber in ihrer baulichen Verwendung das Gebrechen hat, daß sie nicht sowohl trägt als getragen wird. Sie wird von Schillers Namen getragen und bringt es in den Heimathsjahren zu keiner wahrhaft integrierenden Zweckwesenheit.

Unser obiges Pro und Contra hat wahrlich der feinfühligste Dichter selbst am besten empfunden. Ein Künstler kritisiert sich durch seine Thaten. Der Sonnenwirth ist eine That dieser reiferen Selbstkritik. Dieser Roman realisiert eine Kunstschönheit ohne Kunstfehler. Das Auge, welches in Schillers Heimathsjahren die schwäbische Räuberromantik als ein zauberisches Ornament entdeckt hat, hat den Werth dieses Fundes nicht vergessen, sondern sich wohlweislich vorbehalten ein zweites Mal darauf zurückzukommen, dann aber auch das romantische Ornament zu der ganzen Freiheit eines künstlerischen Selbstzweckes zu erlösen. Und schließlich — wozu überhaupt Romantik? mochte der vertieftere Dichter sich gesagt haben. Der Kobolderie, wie das jungfräuliche Sternlein Laura mitten durch die Kometenbahn eines Hannickel geht, war er entwachsen, — nicht Räuber-Romantik, Räuber-Psychologie reizt ihn jetzt; die Romantik fällt ja solchen Stoffen von selbst zu!

So dichtet denn H. Kurz, fast rund zehn Jahre nach Schillers Heimathsjahren, seinen Sonnenwirth, den bedeu-

tendsten Verbrecher-Roman Deutschlands, ja, wohl den einzig bedeutenden!

Die Erzählung ist einfach, anspruchslos und von jener Schlichtheit, welche Alles aus dem Stoffe heraus und nichts in ihn hineinzutragen scheint. Diesen psychologischen Entwicklungsproceß, meint man, könnte Jeder von uns so erzählt, ja, wäre nicht vom Galgen die Rede, sogar auch erlebt haben. Das Letztere klingt allerdings nur für einen Einzigen schmeichelhaft, für den Dichter selbst, der aus dem nächstbesten gewöhnlichen Menschen einen so ungewöhnlichen Verbrecher herauschält! Betrachten wir sein Thema.

Einem behäbig kleinbürgerlichen Familienwesen in einem schwäbischen Landstädtchen wächst ein Haussohn auf, — mit nichten böseartig, aber ein bißchen süddeutsch-lax und verwahrlost. Kurz, in leichtlebiger Landesart. Die Gesellschaft, mit der er's hält, die Genußmittel, die er verbraucht, die kleinen Un-erlaubtheiten, womit er sie erwirbt, das alles wird mit süddeutschen Augen herzlich nachsichtig, ja es fehlt wenig, sogar wohlgefällig angesehen. Gibt es doch noch heute Publicisten unter uns, welche nicht müde werden, gegen die „norddeutsche Nüchternheit“ und „puritanische Sittenstrenge“ das süddeutsche Temperament und sein lazes Dahinduseln zwischen den schwach empfundenen Grenzen von Sittlich und Unsittlich eigentlich naturvoll, farbig, frisch, sinnlich-warm und gemüthlich, kurz liebenswürdig zu finden. Diese „blühende“ Ethik und ihr schönes Programm: leben und leben lassen, das so schön sich ins eigene oder fremde — Gurgelabschneiden hineinduselt, liegt auch unserm schwäbischen Muttersohnchen im süddeutschen Blute. Der verlorene Sohn ist fertig, eh wir uns nur besinnen, wie's zugeht. Es ist eben Landesart.

Wegen einer Hausdieberei schickt ihn Vater Sonnenwirth ins Correctionshaus — auch wieder als echter Süd-

deutscher, der die sprunghaften Extreme mehr als die „nütz-  
terne Verstandesmethode“ liebt. Wenn ihnen das selbstver-  
schuldete Uebel über den Kopf wächst, dann rufen sie die Po-  
lizei! Hätte er bessere Hauszucht gehalten, so brauchte er  
wahrscheinlich das Zuchthaus nicht. Früher zu lax, ist er jetzt  
zu scharf. Die Politik der beliebten Systemwechsel!

Wie allzuscharf scharftig macht, erblicken wir nun um-  
gehend. Sonnenwirth junior kommt aus dem Polizeihaus zu-  
rück, mit einem schön behauenen Quaderstein in der Brust,  
dem Grundstein zu seiner sonnenwirthlichen Criminalgröße!

Der Pfaff, der Moralist, die theoretische Kanzelsalba-  
derei setzt nämlich den andächtigen christlichen Zuhörern recht  
fleißig den Irrwahn in die verschrobene Köpfe, daß die mensch-  
liche Besserung eingbläut und eingepredigt werden könne,  
als wäre sie das passive Versuchsfeld theoretischer Zungen-  
drescher, da sie doch der starke active Held der Praxis ist,  
praktisch-gesunder und naturgemäßer Menschenverhältnisse. An  
diesen schlaffen Brüsten der Pfarrerweisheit ist auch das alte  
Schaf in der christlichen Heerde, Vater Sonnenwirth, genährt  
oder vergiftet worden. Er will seinem Frieder die Wirth-  
schaft abtreten, wenn ihn der christliche Polizei- und Pfaffen-  
staat erst gebessert haben wird; aber just umgekehrt wäre der  
Frieder augenblicklich gebessert, wenn er tüchtig zu wirthschaf-  
ten bekäme, statt müßig herumzulungern. Wir wenigstens  
sehen das auf den ersten Blick. Seine Medizin ist nicht theo-  
retisches Besserungs-Spüllicht, sondern Haus und Hof, Weib  
und Kind wäre es. Dieser Frieder nämlich ist ein tüchtiger  
Kerl und eine ganz gute Haut, kurz ein blonder deutscher  
Michel, in welchem wenig von der „dämonischen Räuberro-  
mantik“ steckt, womit er ein Jahrhundert lang auf die Phan-  
tasie seines Volks Eindruck gemacht. Dieses Volk hat in ihm

eigentlich sich selbst gesehen und mit Entsetzen gesehen; das ist der Schlüssel seiner criminalistischen Unsterblichkeit.

Der alte Sonnenwirth also macht es, wie es dem bairisch-schwäbischen Gewerbsstand noch bis in unsere Tage hinein Hausbrauch, — er erschwert seinem Frierer eine selbstständige bürgerliche Existenz und verewigt seine Unmündigkeit. Dieser hinwieder, anstatt zum eigenen Herde mit Geduld und Ausdauer sich durchzukämpfen, was freilich verwünscht „nüchtern“ und langweilig wäre, macht die Sache viel kurzweiliger und im süddeutschen Styl wärmer und farbiger ab. Er treibt's etwas „bunt“ in dieser Farbigkeit und wärmt sich, da das Vaterhaus ihn kalt läßt, an seinen „Brüderln“. Unverblümt, er ergibt sich der schlechten Gesellschaft, indem er jetzt die Connexionen verwerthet, welche er im Polizeiarrest gemacht, diesem reizenden Gleichheitstempel, wo das Spröde mit dem Zarten sich paart, der weiche und angehende Spigbube mit dem alten und verhärteten. Denn unsre Staatspolizei verhindert Kinderpest und Klauenseuche durch Isolirung des Viehs, verbreitet aber in ihren Arresten durch Bergesellschaftung der Angesteckten mit den Anzusteckenden alle Sorten moralischer Contagien, Miasmen und Peststoffe!

So wird der Sonnenwirth jetzt Mitglied von Diebs- und Einbruchsbanden. Der Hausdiebstahl hat ihn durch den Polizeiarrest zum öffentlichen erzogen.

Aber noch ist er wählerisch. Er stiehlt nicht blindlings wie das gemeine, hab- und heimatlose Vagantengefindel, er, der ehrbare Bürgersohn. Der gute Kern, der in ihm steckt, überspringt, von Stufe zu Stufe fallend, keine einzige Mittelstufe. Er ist zunächst nur Sportsman, Volontär, Gastrollendieb, und spielt in den Schmieren noch sein eigenes besseres Repertoire. Nur jene Ausraubungen macht er mit, wo es über den Geizhals, Wucherer, Keutschinder, über den verhassten,

verrufenen und hartgesottenen Bösewicht, kurz, über die Landplagen im Lande hergeht. Da erscheint er sich selbst noch als der Bessere, als ein Rächer der Gerechtigkeit, als ein Erlöser, und wird, — das ist ein Hauptpunkt! auch von der Volksmeinung so ziemlich dafür genommen. Sind doch das die angefressensten Volkskörper und sittlich bedenklichsten Landschäden, wo es der öffentliche Räuber auf den nachsichtig verwaschenen Grenzen von Recht und Unrecht fast zu einer populären Erscheinung und einem verlockend nachahmungswürdigen Vorbild auch für die Besseren bringt. Solche Zustände, wie sie noch heute das sicilianische Briganten-, neugriechische Klephthen- und ungarische Bethärenwesen möglich machen, waren bis tief in die Mitte des vorigen Jahrhunderts auch die des schwäbischen Kreises; — den Sonnenwirth hat der Geschichtszufall nur zu einer symbolischen Person derselben gemacht!

Was brauchen wir weiter? jetzt, wo sein Name schon stigmatifirt sein müßte, kann ihm eine Art von Familienglück zu Theil werden! Freilich ist's durch die Schiefheit der Verhältnisse, worin er schon steht, im Grunde die Parodie eines solchen, eine recht traurige und herzbeleckende und erregt uns ein Mitleid, wie es wenige Bücher so menschlich-tief und tragisch-schön je erregt haben. Aber ach, noch wissen die Betheiligten das selbst nicht! Also kurz, der dunkel herandämmernde Räuberroman wird jetzt ein rosiger Liebesroman. Der Sonnenwirth feiert sein goldenes Zeitalter. Ein allerliebstes Nachbarkind, ein blondzöpfiges, weichherziges Schwabenmädchel läßt sich sein Herz gefallen und sieht seinen Thaten durch die Finger. Der arme Frieder hat jetzt, nur ungesegnet vom Pfaffenstaate, ein Weib, bald auch ein Kind, spielt seine Gatten- und Vaterrolle gar nicht schlecht und übt, — ach parodirt die Familientugenden, die der christliche Staat nur wünschen kann. Vollkommen klar wird es uns: in diesem künftigen Räuber-

hauptmann steckt ein ehrlicher deutscher Haushammel, und daß statt der guten seine schlechten Reime aufgehen, dazu brauchte er in Land und Volk auch das Klima der öffentlichen Zustände.

Ist es denn nicht ein reizender Zug, (ob ihn der Dichter wohl selbst geahnt oder unbewußt getroffen hat?) daß er seinen Helden just in diesem Stadium seines Lebens jene beste Frucht pflücken läßt, das Glück der Liebe, welches sonst nur der Preis männlicher Würdigkeit ist und würdig verdient sein will? Repräsentirt dieses Mädchen an diesem Punkte nicht ihr Volk selbst, das laze Volk, welches für einen notorischen Uebelthäter noch eine weitherzige Nachsicht hat, bloß weil er Denen Uebles thut, „welchen man's gönnt?!“ Wie fein beginnt hier die öffentliche Mitschuld des Vaterlandes! Das gute Kind ist als Individuum freilich entschuldbar, fast weiblich-schön; hofft sie doch noch immer Sonnenwirthin und eine ehrbare Bürgersfrau zu werden! Aber wehe dem Volke, welches solche Töchter für Männer auf solchen Wegen hat! Es „läßt Fünfe grad sein,“ es „nimmt's nicht so genau,“ es hat für seine bewunderte Leichtlebigkeit hundert schöne Redensarten und kennt nur die eine nicht: „Wenn man dem Teufel einen Finger reicht, so nimmt er sich die ganze Hand!“

Inzwischen ist bei den leichtlebigen Süddeutschen wie bei den schwerfälligen Norddeutschen der Criminalcodez so ziemlich der nämliche, und als der Sonnenwirth endlich aufgehoben wird, hat er für viele und schwere Einbruchsdiebstähle eine harte und langjährige Kerkerstrafe zu verbüßen. Nach geraumer Zeit entspringt er seinem Kerker, aber nun hat er auch sein Rigorosum bestanden; er ist graduirt. Der schauerliche „Sonnenwirth“ ist fertig.

Denn wie er jetzt vogelfrei in die Wildniß hinausflieht, im Staat auf ewig unmöglich, so hebt sich auf einmal ein Vorhang und hinter seinem vaterländischen Staate Württemberg,



hinter dem officiellen Pfaffen-, Mätressen- und Jud Süß-  
Finanzstaate, liegt fix und fertig noch ein ganz anderer Staat.  
Der nimmt ihn jetzt auf in seine Arme, gibt ihm ein Hei-  
matsrecht, Bürgerrecht, — gibt ihm eine Krone!

Es sind hundert Jahre nach dem dreißigjährigen Kriege.  
Hundert Jahre ist viel für die rasche Reproductionskraft der  
Städte, aber wenig für die der bauerlichen Zustände des flachen  
Landes. Siebenundfünfzig tausend Bauernhöfe hat, nach Spittler,  
„der große Krieg“ nur allein in dem kleinen Württemberg wüßt  
gelegt und nicht Alles ist wieder hergestellt. Der Rest dieser  
Wüsthümer wird eine Brutstätte und gibt Schlupfwinkel —  
für eine undefinirbare Gesellschaft!

Denken wir uns das entsprechende Menschenunkraut ins  
Unkraut der Gärten und Felder, in Schutt und Trümmer  
der verwüsteten Hoffstellen! Der ruinirte Bauer, der abge-  
dankte und verwilderte Landsknecht, der jüdische Hausfrier,  
welcher Kriegsbeute gehandelt und es bald so genau nicht be-  
sehen durfte, ob es Kriegs- oder — Friedensbeute war,  
über die Grenze geflüchtetes Volk aus aller Herren Länder —  
und wie viele Länder und Grenzen gab es! — das Alles ist  
in wilden Ehen, vagabundirend, geseklos, verbrecherisch, ein  
Staat der Heimatlosen geworden, ein Staat im Staate  
mit seiner eigenen Verfassung, Justiz, Beamtenhierarchie, ja  
sogar mit seiner eigenen Sprache, der dem jüdischen Jargon  
entlehnten Gauner Sprache.

Diesen Staat hat der Sonnenwirth im Kerker kennen  
gelernt. Im Correctionshaus die Diebe, im Kerker die Raub-  
mörder. Dieser Staat öffnet ihm jetzt seine blutigen Arme,  
— die letzten, die ihm das Vaterland öffnet! Mit Staunen,  
ja mit Freude sieht er, wie groß dieser Geheimstaat ist und  
welchen Rückhalt der Einzelne an ihm hat. Der active Theil  
ist ja noch der kleinste davon. Aber dem Raubstaate affiliirt

ist ein ungeheures Netz magerer Bauernschaften, verarmter und verhungertes Dorfmarken, von Frohnden, Wildschäden, Jud Süß-Finanzkünsten, Fürstendruck und Gewerbszwang aller Art zu Grunde gerichteter Stadt- und Landgemeinden, welche vom officiellen Staate sterben und nur noch von den Gaunern leben. In solche Breiten und Tiefen dieses öffentlichen Elends können wir Blicke thun, daß wir oft versucht sind, den Herzog von Württemberg selbst nur für ein gemaltes Männchen, aber erst das jeweilige Oberhaupt dieses Gaunerstaates für den thatsächlichen Machthaber zu halten.

Wie sich nun der Sonnenwirth bald genug zu einem solchen Oberhaupte emporschwingt, so ist es seine allemanische Kriegstüchtigkeit, Unerforschtheit, Tapferkeit, Thatkraft, kurz es ist unter dem halbvirten und zweideutigen Zigeunergesindel der mannhafte deutsche Michel, der handfeste Kerl, der Alles ganz thut was er thut. Man fühlt, es kommt frisches Blut unter diese Hungerer und Lauerer. Und so fühlt man denn auch deutlich genug: es steckt — was bei italienischen und ungarischen Räubergrößen noch heute der Fall ist — im Ruhme des Sonnenwirths ein geheimes Stück Nationalstolz! Dem heimatlosen Galgengelichter, das unser Land unsicher macht, haben wir einen Cäsar und Helden aus unserem Stamme gegeben, schien sich der Schwabe zu sagen. Er war nicht unser schlechtestes Landeskind — *caeteris imparibus!*

Und so ist es. Was den Sonnenwirth zu einer Pyramiden spitze macht, das sind fast seine persönlichen Tugenden; aber ohne die ungeheuere Breite der Pyramidenbasis ist eine Erscheinung wie er gar nicht denkbar.

Es war daher auch so gut wie gar nichts geschehen, als am 30. Juli 1760 im 30. Jahre seines Alters Friedrich Schwahn, genannt das Sonnenwirthle, „welcher schon in früher Jugend ungewöhnliche Gaben des Geistes und des Herzens gezeigt“

und welcher zum Tode ging „so ruhig wie ein Bürger, der seinen Geschäften nachgeht“, zu Baihingen in Württemberg auf's Rad gelegt wurde. Der offizielle Staat hatte damit den Gaunerstaat selbst so wenig getroffen, daß dieser nach weniger als einem Menschenalter im Zigeunerhauptmann Hannickel wieder vollkommen intakt dasteht. Ein Volk wird eben nicht durch Rad und Galgen gebessert. Ueberhaupt wird ein Volk nicht einseitig gebessert, so lange seine Fürsten sich nicht bessern. In jenem Jahrhundert, von welchem die Rede war, wo Deutschland jeden Pfennig seiner Sparbüchse verwenden mußte, um die Nachwehen des 30jährigen Krieges zu heilen, sah man an deutschen Höfen und Höfchen just die geilste Fürstenpracht sich entfalten und in Jagden, Mätressen, Luxusbauten und italienische Opern die Verschwendung Ludwigs des „Großen“ nachahmen, ohne zu bedenken, daß Frankreich durch den 30jährigen Krieg eben so gestiegen wie Deutschland gesunken, jenes den Gewinn, dieses den Verlust davon getragen. So mußte denn auch über die fürstlichen Sonnenwirth'e der Tag von Baihingen kommen, — die französische Revolution!

Aber nicht in zehn Zeilen dieses kritischen Prospect's war es mir möglich so tendenzlos zu sprechen, wie es H. Kurz in seinem ganzen Buche thut. Wie entfernt ist dieses Buch von der giftigen Perfidie des französischen Verbrecher-Romans, welcher scheinbar das exakteste Muster des Social-Studiums, doch nur die ausstudirteste Brandfackel ist, die er dem Armen gegen den Reichen, dem Volke gegen den Staat in die Hand spielt, jenes Verbrecher-Romans, welcher eine Werbetrömmel für das Verbrechen ist und seine sentimental vergifteten Tendenzen auf die Pointe zuspitzt — nicht: fange mit der Besserung dieser „blosgelegten Schäden“ bei dir selber an, sondern: stürze die Gesellschaft um, deren Schäden ich dir bloßlegte, um dir deine eigene Nichtsnutzigkeit auf ein frem-

des Conto zu schreiben! Hier ist der Punkt, wo wir die hehre Reinheit, die sittliche Unparteilichkeit, die künstlerische Gewissenhaftigkeit, kurz die Deutschtum unsers Buches nicht genug loben können. Man kann Licht und Schatten nicht mehr gerechter vertheilt sehen. Als hätte die Gerechtigkeit selbst mit verbundenen Augen Schwert und Wage gehalten! In diesem Sinne ist „der Sonnenwirth“ eines der besten, eines der allergefündesten Volksbücher.

Und welch einen großen, wirklichen Fortschritt in der Kenntniß und Naturforschung des Volkes bezeichnet unser Roman gegen siebenzig Jahre früher! Der Sonnenwirth von H. Kurz erschien 1854, aber 1784 erschien in der „Thalia“ von einem großen Dichter eine kleine Novelle, genannt: „Der Verbrecher aus verlorener Ehre“. Der Dichter war unser junger, damals 25jähriger — Friedrich Schiller! Mit welchem Abscheu spricht der Dichter des Carl Moor von seinem Landsmann Friedrich Schwahn! Es ist der ganze Abscheu der vornehmen Bildung gegen das „gemeine Volk“. Keine Ahnung, noch nicht die leiseste Ahnung zuckt dem Dichter der „Räuber“ auf, das Gedicht auch in der Wirklichkeit zu sehen!

Aber weit entfernt, diese Bemerkung im Sinne des Tadelns zu machen, so verdanken wir den Fortschritt, daß H. Kurz den Sonnenwirth um ein Ungeheures besser verstanden hat, als Friedrich Schiller — ja! diesem selbst. Ja! weil unser Nationaldichter die große Aufgabe gethan, der deutschen Nation das Ideal zu erobern, hat er Kräfte entbunden und uns Lust gemacht, die Realität zu erwerben. Es liegt nun einmal in der Construction des deutschen Auges — nicht durch das wahr und schön beobachtete Reale zum Idealen aufzusteigen, sondern durch das Spectrum des Ideals erst die Wahrheit und Schönheit der realen Wirklichkeit zu erschauen. —

In den dreißig Lieferungen der „Gesammelten Werke von Hermann Kurz“ füllen die Heimathsjahre und der Sonnenwirth erst sechzehn, stellen also die Hälfte des Ganzen dar. Von mancher schönen Novelle, von manch klangreichem und vollherzigem Gedichte wäre noch zu sprechen, wenn wir auf eine Vollständigkeit Anspruch machten, die zur Empfehlung der Sammlung gewiß überflüssig ist. Bemerken wir also nur noch, daß Paul Heyse sein Verdienst als Herausgeber durch eine künstlerisch schön geschriebene Biographie des Dichters vermehrt hat und daß die Verlagshandlung A. Kröner die Mäßigkeit des Preises nicht durch jenen Eynismus in Druck und Papier erreichen wollte, welcher so viele „wohlfeile Volksausgaben“ ungenießbar macht. Die Ausstattung ist typographisch gefällig und würdig, und macht die Sammlung zu einer Zierde auch des elegantesten Bücherschranks.

---

## Claude Tillier und sein „Onkel Benjamin“.

Juni 1869.

In Kriegszeiten bleiben nicht nur Soldaten auf dem Schlachtfelde, sondern auch Bücher. Zum Beispiel das Jahr 1848 ist reich an Bücherleichen. Noch lange danach gerieth mir bald hier, bald dort manch schönes und gutes Buch in die Hand, von dem ich mich wunderte, daß es als Novität mir unbekannt geblieben; — sah ich aber nach dem Jahre seines Druckes, so war es dann freilich das Jahr, in welchem das Blei viel lauter in Kugelform als in Letternform redete. Nicht ganz so verheerend, aber doch auch ungesund für die Bücher war das Jahr des Krimkrieges, dann das Jahr 1859 und endlich das Jahr 1866. Von einem Opfer des letzteren spreche ich jetzt.

Habent sua fata libelli! Aber den armen Claude Tillier und seinen Onkel Benjamin verfolgte ein doppelt fatales Fatum. Als Literat der französischen Provinz blieb er unbekannt, denn — sagt sein Entdecker und Uebersetzer Ludwig Pfau leider mit Recht — Paris kannte ihn nicht, und wen Paris nicht kennt, den kennt auch Frankreich nicht. Im deutschen Lese- und Bücherlande aber erschien seine Uebersetzung — Stuttgart, Emil Gebner 1866! Als ich das Büchlein neulich las und Mond und Sonne, Mai und Nachtgallen, Prater und Salzkammergut vergaß und auf dem Sofa liegen blieb, als ob es schneite und Wölfe heulten, und lag und las ohne Aufhören, jauchzend, jubelnd, Nachthränen vergießend, bald dieses, bald jenes Blatt küßend, aber zuletzt ganz erstaunt mich fragend: Wie, und dieses Buch steht im Menschengedenken nicht dort, wo Yorik und Tristram Shandy und andere gute und köstliche Sachen stehen? — da fiel mein Blick auf das Jahr seines Erscheinens und dieses Jahr hieß denn freilich Bismarck, Blut und Eisen, Langenjalza, Aschaffenburg, Sadowa, Pissa, piff, pass, puff, hauet sie, stechet sie! Armer Claude Tillier! Gesteinigt zu werden ist vielleicht nicht so tragisch, als ein König zu sein und Geld auszuwerfen, das Niemand aufhebt! —

In der Mittelregion Frankreichs, in dem fröhlichen Weinlande der Loire, auf dem altclassischen Boden des echt gallischen Esprits und genial-sanguinischen Leichtsinns ist Claude Tillier 1801 zu Clamecy, einem Landstädtchen des Departements der Nièvre, geboren. Gar manchen Schriftsteller von köstlichem Humor, scharfem Verstand und heißendem Spott, sagt Ludwig Pfau, hat dieser fröhliche Erdstrich hervorgebracht, namentlich aber den Geistesverwandten Tilliers, den unvergleichlichen Paul Louis Courier und den Altvater der Satyre, den Meister Montaigne's, Molière's und Voltaire's, den

grandiosen *Rabelais*. Nur ging der Ruhm dieser Schriftsteller von Paris aus, während Claude Tillier es wagte, sein Licht dem Dunkel der Provinz anzuvertrauen. Man weiß, daß die einsichtsvolleren französischen Liberalen nach und nach angefangen haben, die Eitelkeit aller Pariser Freiheitskämpfe und Stadthaus-Revolutionen zu capiren und überzugehen zu dem germanischen Princip der Decentralisation, der communalen Selbstverwaltung und Emancipation von der Hauptstadt. Aber dieses neue Evangelium verkündeten sie wohlweislich — aus der Mitte der Hauptstadt! Nur Claude Tillier machte Ernst mit diesem Princip, setzte sein Leben dafür ein und unterfing sich praktisch des Versuches, in seiner Heimat zu bleiben und von der Provinz aus zu wirken. Er hat ihn mit ewiger Vergessenheit bezahlt!

Claude Tillier war und blieb also sein kurzes Leben lang — welches eine Brustkrankheit schon im 43. Jahre endete — Provinzliterat und Redacteur von Provinzblättern. „L'Independant“ in Clamecy, „L'Association“ in Nevers, das waren die kleinen Organe dieser großen und klangreichen Stimme. In Nevers schrieb er für sein Blatt als Feuilleton-Roman den köstlichen und wahrhaft unsterblichen „Onkel Benjamin“, aus Clamecy und Nevers gingen seine Pamphlete aus, von denen man die besseren gar wohl mit dem fürchterlichen Paul Louis Courier, dieser Furie im Grazienleibe, wechseln könnte. Der Gegenstand seines Pamphletenkampfes war theilweise der alte, theilweise ein neuer. Paul Louis Courier hatte in den Zwanziger-Jahren und unter den beiden Bourbonen die Hyäne der Contre-Revolution und ihr schauerliches Werkzeug, den Clerus, bekämpft, jenen französischen Clerus, von dessen verdummender Macht auf das Landvolk wir selbst in Oesterreich, wenigstens in Deutsch-Oesterreich, glücklicherweise keine Vorstellung haben. Zwanzig Jahre später fand

unser Claude Tillier natürlich noch denselben alten und unverföhnlichen Feind der Freiheit vor, aber ein neuer war hinzugekommen: die Kofetterie mit der Freiheit, der pharisäische Liberalismus des Julithrones. Wir geben im Nachstehenden Proben seiner Kampfsart gegen beide.

. . . Wer von uns beiden verdient sein Brod ehrlicher, ihr Bischöfe oder wir Schulmeister?\*) Wir stecken vom Morgen bis zum Abend in einem Rudel Kinder, welche wie eine Meute klaffen, und quälen uns, um die schwerfällige, verrostete Maschine, die man Schule nennt, in Gang zu halten; wir ermüden uns wie der Holzhacker, der seinen Keil in einen Klotz treibt, um Buchstaben und Silben in die harten Kinderköpfe zu keilen und setzen unsere Lunge daran, langweilige Erklärungen hundertmal wiederzukäuen. Der arme Wegmacher kann seine Haut einen Augenblick ruhen lassen, um einem vorübergehenden guten Freund die Hand zu drücken; der Maurer auf seinem Gerüste dreht den Kopf nach der Gasse und grüßt ein hübsches Mädchen, welches freundlich zurückgrüßt. Der Schlosser, während er den Blasbalg auf- und niederzieht, träumt von seiner Heimat und vom Tage des Wiedersehens; der Schneider, der seinen Rock näht, findet in einer Falte seines Tuchs ein lustiges Lied, das er wieder und wieder erklingen läßt, wie der Bauer ein Geldstück klingen läßt, das er probiren will. Aber wir, wir müssen unsern Kopf bewachen, wie eine Schildwache ihren Platz; wir müssen jeden Traum, jede Erinnerung, jeden Wunsch unerbittlich abweisen; wir müssen sehen und sprechen zugleich, diesen händigen, jenen anspornen, hier die Ordnung wahren, dort den Fleiß erwecken, kurz wir müssen die Arbeit thun von dreien. Manche von uns

---

\*) Das war Claude Tillier, während er am „L'Independant“ mitarbeitete.



haben glänzende Fähigkeiten, aber wenn sich ihr Geist in höhere Regionen versteigen will, müssen sie ihre Flügel an den Katheder nageln; sie haben ein goldenes Werkzeug und müssen Steine damit klopfen. Und ihr, ihr Herren Bischöfe, was thut ihr inzwischen? Ihr predigt auf einer Kanzel, ihr spaziert als kleine Herrgötter unter einem Baldachin, ihr laßt euch von Leviten beräuchern, oder ihr verbannt gar einen alten Pfarrer aus seinem befreundeten Sprengel. Für dieses harte Stück Arbeit zahlt euch die Regierung zehntausend Francs per Jahr;\*) aber ihr seid keine Leute, die sich mit so Wenigem begnügen. Ihr macht jedes Jahr eine Reise, und wenn ihr fünfzig Stunden weit gefahren seid, kehrt ihr ermattet und erschöpft in euren Palast zurück und verlangt zweitausend Francs Reisebiäten. Ach, wie viele von uns wären überglücklich, wenn sie nur die Hälfte von dem und für die saure Arbeit eines ganzen Jahres bekämen, was ihr doppelt bekommt und für acht Tage Frühstück, Mittagessen und durch Triumphpforten-Gehen!

Wollt ihr etwa behaupten, euren Fähigkeiten gebühre die größere Belohnung? Wer sagt euch denn, daß zu einem Bischof mehr Verstand gehört, als zu einem Schulmeister? Ein guter Lehrer muß Alles wissen, sogar ein wenig Theologie; aber ein Bischof — was weiß der außer seiner Theologie, die er oft schlecht weiß? Glaubt ihr, ehrlich gestanden, ich könnte nicht auch heilige Dele weihen; aber die Frage ist, ob ihr mit meinen Logarithmen rechnen könntet? Ich wette, daß die Person des Herrn Dupin Stoff zu zehn Bischöfen enthält, aber ich leugne, daß man einen einzigen Schulmeister aus ihm machen könnte. Oder wolltet ihr gar behaupten,

---

\*) Das scheint in Frankreich noch viel! In Oesterreich, zehnmal geldärmer, haben sie zehn- und zwanzigmal reichere Bezüge.

die Höhe eures Gehaltes richte sich nach der Höhe eurer Nützlichkeit? Das wäre eine arge Selbsttäuschung. Die Diöcese war vier Monate lang ohne Bischof und kein Mensch merkte etwas davon. Die Glocken läuteten, die Messen wurden gelesen, die alten Weiber gingen zur Beichte; es war nur ein Priester weniger in der Stadt: jetzt ist die neue Eminenz endlich da und es ist ein Priester mehr in der Stadt. Das ist Alles. Aber wenn die Diöcese vier Monate lang ohne Schulmeister wäre, glaubt ihr, das wäre gerade so? Werft uns also nicht wieder vor, daß wir Unterricht geben, um Geld zu verdienen; ihr seht, daß wir im Stande sind, euch zu antworten. —

Aus einem andern Pamphlete: (Herr Gaume ist ein Abbé, welcher für seinen Bischof, Herrn Dufètre, den Schenkelknochen der heiligen Flavia von Rom nach Nevers gebracht und so den Spott des Pamphletisten herausgefordert hatte.)

In der Congregation des Herrn Gaume ist meinerwegen ein Schisma ausgebrochen: ein Theil dieser Jungfrauen sagt nämlich, ich sei, von dem strafenden Schenkelknochen der heiligen Flavia getroffen, im Sterben begriffen; ein anderer ungeduldigerer Theil aber behauptet, ich sei schon gestorben, ich sei maustodt und sogar begraben. Ich bin am Sterben; gut, das ist möglich. Ist's doch in der That lange her, daß die Jahre der Jugend, diese schönen Zugvögel, die der Winter verschleicht, mir davon geflogen sind. Ich habe mehr als die Hälfte meines Weges zurückgelegt; ich befinde mich auf dem jenseitigen Abhang des Lebens, wo die Landschaften im Schatten liegen, die Bäume kaum ein paar Blätter behielten und der Himmel von Schneeflocken wimmelt. Ist man einmal auf dieser abschüssigen Bahn angelangt, dann ist der Niedergang eher ein Hinabrollen als ein Hinabsteigen zu nennen. Aber daß ich todt bin, das bestreite ich. Uebrigens ist mein Tod

ein gemachtes Wunder für die heilige Flavia: ich mag heute, ich mag morgen, ich mag in zehn Jahren sterben — nichts hindert die ausgedienten Jungfrauen des Herrn Gaume zu sagen, ihre Heilige habe mich umgebracht.

Diese drohende Verkündigung meines nahen Todes erschreckte mich, ich gestehe es: aber der heilige Claudius, mein verehrungswürdiger Schutzpatron, ist mir die letzte Nacht erschienen und sagte: Der Herr Christus hat deine Pamphlete gelesen und sie haben ihm sehr gefallen; wenn er nicht darauf abomnirt, so unterläßt Er's nur, weil er den Herrn Dufêtre nicht vor den Kopf stoßen möchte. Du bist Derjenige, der Seine Religion vertheidigt, und wer sie angreift, das ist eben jenes Jesuitenvolk, welches die Religion zu seinem eigenen Vortheile herrichtet, als ob sie sein Privatbesitz wäre. Du hustest, ich weiß das, ich hör's oben wie du hier unten hustest, und ohne dir schmeicheln zu wollen, kann ich dir sagen, daß du sehr gut hustest. Aber nimm keinen Gummisyrup, das ist ein elendes Getränk; lege dich früh zu Bette, steh spät auf und genieße die heilsame Landluft. Ich will just nicht sagen, daß diese Diät dich curiren wird; ich bin keiner von jenen wunderthätigen Heiligen, welche die Wunder verrichten, als ob sie davon leben müßten. Aber wenn diese Flavia an deine Brust rührt, dann soll sie erfahren, was ein Claude ist: mit einem einzigen Streiche meines Krummstabs schlag' ich ihr solch ein Schenkelbein in tausend Stücke.

Lieber Patron, antwortete ich, wäre Ihr Krummstab etwa gar mit Blei ausgegossen? Aber jedenfalls können Sie nicht die Absicht haben, ihn gegen ein Weib zu erheben.

Dummes Zeug, rief er. Ist denn die Bosheit unverleßlich, sobald sie mit Schwachheit gepaart ist? Wenn du eine Fliege todtschlägst, welche dich neckt, fragst du zuvor ob es

ein Männchen oder ein Weibchen? Eure französische Galanterie ist eine irdische Faxe, welche im Himmel nicht gilt. —

Der Leser hat im ersten dieser mitgetheilten Bruchstücke bereits einen Ausfall auf Dupin bemerkt. Diesen „politischen Charakter“ betrachtet Claude Tillier, und zwar mit Recht, als einen ganzen Gattungsbegriff, als den eigentlichen Repräsentanten jenes verlogenen und corrupten parlamentarischen Liberalismus, wie er im zweiten Decennium der Juli-Monarchie mehr und mehr verlotterte und verluderte. Da Dupin überdies der Deputirte von Clamecy ist, so widmet ihm der größte Bürger dieses kleinen Ortes, unser herrlicher Claude, ein eigenes und ausführliches Pamphlet. Diese Schrift gehört zu den ersten Meisterstücken der satyrischen Literatur. In dieser Schrift ist Claude Tillier ganz so groß wie Juvenal und Petronius, wie Paul Louis Courier, ja wie der Verfasser der Juniusbriefe! Als er sie schrieb, stand Dupin, dieser handwerksmäßige Renegat, welchen wir auch noch unter Louis Napoleon zwanzig Jahre nach dem Tode unseres Satyrikers seine eitle Rolle weiterspielen gesehen, just auf dem Höhenpunkte seiner usurpirten Reputation und war der Abgott seiner Wählerschaft und seines Departements. Claude Tillier schwamm allein gegen diesen Strom von Schwindel, packte den Stier bei den Hörnern und redete ihn an wie folgt:

Wahrlich, ich sage Ihnen, Herr Dupin, es gibt eine gewisse Spielart des Egoismus, die selbst einen großen Mann lächerlich machen würde: jene unverschämte und schwachhafte nämlich, welche stets und immer von sich selber spricht, welche die Aufmerksamkeit der ganzen Welt in Beschlag nehmen möchte und ihren Namen auf jede Mauer schreibt. Sie, Herr Dupin, sind der vollständigste Typus dieser Sorte von Egoismus. Sie lieben das Geld, Sie lieben es mit einer

unermesslichen Leidenschaft, Sie lieben es so sehr, als es das Gesetz zu lieben erlaubt; und doch gibt es ein Ding, das Sie noch mehr lieben und umsomehr, je mehr es Ihnen versagt ist: die Popularität. Da das Volk Ihnen ausbleibt, haben Sie sich ein Volk aus der Bourgeoisie gemacht. Sie müssen Leute haben, die wohl gekleidet, wohl rasirt, wohl gebürstet, wohl gewischt sind und die unaufhörlich Ihre Treppe auf- und ablaufen. Sie müssen Zeitungen haben, die auf der Lauer liegen und alle Augenblicke ausrufen: O der große Mann! Unbemerkt leben, hieße nicht leben für Sie. Wenn man einen leuchtenden Stoff erfände, der seinen Glanz zwei oder drei Meilen in die Runde wirft, Sie müßten ein Stück davon zu einem breiten Frack haben und wenn jede Elle ein Friedensgericht kostete. (D. h. eine Beamtenstelle, die er durch seinen Einfluß zu vergeben hat und womit er sich Creaturen kauft.)

Sie haben eine wahre Wuth, zu thronen. Ueberall, wo es Complimente einzuheimsen gibt, laufen Sie spornstreichs herzu. Keine Festlichkeit kann in Clamecy stattfinden, ohne daß Sie in Ihrem breiten Frack erscheinen, majestätisch von Pompier's escortirt.

Gewisse einfältige Leute bilden sich ein, Sie hegten gegen mich, der die Gotteslästerung beging, Ihren großen Namen zu verunglimpfen, einen unversöhnlichen Haß, jenen Haß, der nimmer abnimmt, sondern, wie der Dolk des Wilden, ewig sein Gift bewahrt. Diese Leute kennen Sie nicht. Ihr Herzensfeind, Herr Dupin, ist Derjenige, welcher Ihre Wichtigkeit nicht zu bemerken scheint und Sie schönöd um die schuldige Aufmerksamkeit verkürzt. Sie hören viel lieber sagen: Das ist Herr Dupin, der Speichellecker, der Anwalt aller Mißbräuche, der Bertheidiger aller Ungerechtigkeiten, Herr Dupin, der Ueberläufer, der mit Trompeten und Pauken das Lager des Volkes verließ — als etwa sagen, wenn Sie vorübergehen: Wer ist denn dieser alte Herr?

Für den Lohhudel haben Sie jenen gefräßigen Appetit, der ohne lange zu kosten, Alles verschlingt, was man ihm vormirft; die Menge ist Ihnen lieber als die Güte. Das Ständchen, das Sie recht erfreuen sollte, müßte man Ihnen mit den Glocken von Notredame bringen. In Clamecy gibt es einen Schuhmacher, einen lächerlichen Poetaster, den alle Welt verhöhnt. Von zehn Knittelstrophen, welche die hinkende Muse dieses Pech-Apollo zusammenslickt, gehören wenigstens ihrer neun immer dem großen Dupin, „dem Könige der Redner“. In Erwartung Ihrer Ankunft hat er immer ein Gedicht auf dem Leisten und einen Kranz im Kübel. Und Sie, der Akademiker, der zudem an die vergoldeten Schmeicheleien des Hofes gewöhnt ist, Sie brüsten sich unter dieser Krone, als ob sie von Rosen und Lorbeer wäre. Der stinkende Weihrauch, den er Ihnen zufächelt, gilt Ihnen als lieblicher Wohlgeruch; wie das kostbarste Juwel der Popularität tragen Sie das schimpfliche Maal seiner Lobpreisungen auf der Stirne. Und, Tausch um Tausch, schicken Sie dem Schuster Ihre Rede — für sein Pathos! . . .

Was Sie sind, Herr Dupin, das will ich Ihnen sagen, Sie sind vor Allem Dupinianer. Sie gehören keiner Partei an, Sie gleichen jenen Lagunen zwischen zwei Flüssen, die weder Land noch Wasser sind, sondern beweglicher Sand. Sie können jetzt Ihre Biedermanns-Maske abwerfen, Ihre geheuchelte Derbheit täuscht Niemanden mehr. Sie sind nicht der Bauer des Morvan, nein! Sie sind der Fuchsschwänzer der Minister. Sie ziehen Ihre eisenbeschlagenen Bundschuhe aus, um auf dem Spiegelboden des Salons zu tanzen. Sie sind ein Seifensieder-Löwe, nicht einmal ein Menagerie-Löwe.\*)

---

\*) Hier habe ich, für österreichische Leser, ein wenig modificirt. Der Löwe ist, wenigstens in Oesterreich, das Schildzeichen des Seifensieder- und Lichtzieher-Handwerks.

Sie waren freisinnig, als Sie jung waren, falls Sie wirklich ein Jugend hatten. Aber die Freiheit war Ihnen nur eine arme Grisette, die alle Schätze der Liebe an Sie verschwendete, während Sie eine Geldheirat mit einer hochgeborenen Dame machten, mit dem Königthum. Hätte die Restauration länger gedauert, so wären Sie zu ihr gekommen. Halb Bürger, halb Edelmann, halb Prälat, halb Minister, hätte man Sie in einem Versöhnungs-Ministerium figuriren sehen, in einem solchen, wo der Tyrann die Freiheit überwältigt und die Freiheitsredner als Eunuchen das Licht dazu halten. . .

Sie haben dieselben Leute der Reihe nach angegriffen und vertheidigt. Sie haben bald auf dem rechten, bald auf dem linken Fuße getanzt. Sie stellten sich als Gedankenstrich zwischen den Fortschritt und die Reaction. Sie glaubten, man werde diese Wandelbarkeit der Grundsätze für Unabhängigkeit des Charakters nehmen und sagen: Herr Dupin kennt keinen Herrn als sein Gewissen; er lobt das Gute und tadelt das Schlechte ohne Ansehen der Partei. Aber Ihre Verstellungskunst trug allzu große Galloschen, um sich so fein durchzuschleichen, und man sagt einfach: Herr Dupin will die Vortheile der Unterwürfigkeit und die Ehren der Unabhängigkeit zugleich genießen. Von Zeit zu Zeit machten Sie den Ministern Opposition, aber so liebeich, daß dieselben wie ein umgekehrter Pyrrhus sagen konnten: Noch einmal eine solche Niederlage und wir haben gesiegt!

Nein, wenn ich Ihre Wählerschaft wäre, so wollte ich nichts von einem Abgeordneten wissen, der auf zwei Bänken sitzt. Ich würde zu Ihnen sagen: Herr Dupin, sind Sie der Freund, der Feind, oder der Mitschuldige der Regierung? Sie wollen kein Programm aufstellen, um Ihre Unabhängigkeit zu bewahren? Gut, dann bleiben Sie Maire von Gascogne.

Sie haben auf den Bezirk von Clamecy einen bejammernswerthen Einfluß ausgeübt, Herr Dupin. Ihr Schuß hat jede edle Gesinnung in seinem Schatten erstickt. Unsere jungen Leute sind im zwanzigsten Jahre zu berechnenden Greisen geworden. Wir haben uns gewöhnt, keinen politischen Act zu vollziehen, ohne uns vorher zu fragen, was Sie, das öffentliche Gewissen des Bezirks, dazu sagen würden. Die Furcht, Ihren Unwillen und die Hoffnung, Ihr Wohlgefallen zu verdienen, ist seit zehn Jahren unsere einzige Richtschnur. Sie haben den verderblichsten Geist der Selbstsucht und der Känkelust unter uns großgezogen. Aus unseren ehrlichen dicken Nullen haben Sie Staatsschmarozer und Stellenjäger gemacht. Man ließ Dummköpfe studiren, um sie durch Sie versorgen zu lassen; man heiratete die Töchter Ihrer Bedienten, um Ihre Protection als Mitgift zu erhalten. Ihre Empfehlung galt statt erworbener Rechte und ersetzte Tugend und Tüchtigkeit. Die Redlichkeit, welche ohne Ihre Handglossen erschien, war ein Fremdling im Orte, das Talent, das Sie nicht auf den Leuchter pflanzten, erstickte. Sie wurden als die Vorsehung des Bezirks betrachtet. Nächstens hätte man Sie um Regen und Sonnenschein angegangen, und wenn Sie in der Kirche von Clamecy einen Altar gewünscht hätten, der Gemeinderath hätte Ihnen zwei errichtet.

Aber welchen Gebrauch haben Sie von Ihrem Einfluß gemacht, Herr Dupin, wie haben Sie Ihre Gunst unter dem Haufen von Bittstellern vertheilt, welche tagtäglich ein gemachtes Elend vor Ihrer Thüre zur Schau tragen? Es ist gerade, als ob Sie recht mit Fleiß die Allerschlimmsten ausgesucht hätten. Greifen wir ohne Wahl aus Ihren Günstlingen einige heraus. Da ist z. B. — aber nein! Ich will wenigstens Ihre Dueuemacher der Vergessenheit



überliefern, weil Ihnen selbst jede Sorte von Erwähnung so wohl thut.

O Herr Dupin, wird die Landplage Ihres Einflusses noch lange auf uns lasten? Ich denke, nein. Seit Ihrem Adressentwurf sind Sie schrecklich heruntergekommen. Sie sind nur noch ein qualmender Docht. Sie verbreiten bereits einen Pairstchaftsduft. An dem Tage, wo der Ruf durch den Bezirk hallt: Herr Dupin wird Pair, ist's aus mit Ihnen. In zehn Jahren, wenn unsere jungen Leute nach Herrn Dupin fragen, der so viel Lärm im Bezirke machte, wird man einander ansehen, und Einer wird gähmend antworten: Ach ja, das ist ein alter Jurist! —

Das ist die politische Satyre eines politisch und menschlich gebildeten Volkes. Auch andere Länder haben ihre Dupins, aber man verspottet sie entweder — nicht, oder mit jener Gemeinheit, — welche den Spott sich ablaufen läßt!

Lillier's Pamphlete, in Form und Inhalt so reizend und gehaltvoll, kleine kostbare Perlen, welche jeder Literatur zur Zierde gereichen würden, sind doch nur die Scheidemünze seines Geistes; sein ganzes Genie als Schriftsteller, seine ganze Liebenswürdigkeit als Mensch, seine ganze Energie als demokratischer Vorkämpfer finden wir in seinem Hauptwerke, einer einbändigen humoristischen Erzählung: „Mon Oncle Benjamin“. Wie in allen Productionen des echten Humors geht auf den 300 Seiten dieses Büchleins fast nichts vor. Der brutale Feudaladel ist hassenswerth, der weiße Wein süffig über alle Maßen, die Weibsen sind Gänse oder ehrliche Haushennen, die Mannsleute Philister und Kleinstädter guter Art; die Gesellschaft ist die gewöhnlichste, aber ein Himmel von Heiterkeit umblaut sie, eines der schönsten Menschen- und Dichterherzen durchdringt sie mit seiner Wärme, daß uns durchaus wohl und nur einmal weh wird: am Ende!

Onkel Benjamin ist einer jener souveränen Witz- und Herzmenschen, welche in einem Romane nicht zu handeln brauchen, denn ihre schönste That ist ihr Dasein. Schämt man sich doch, ihn den practicirenden Arzt seines Städtchens zu nennen; er muß freilich etwas Praktisches sein, um davon zu leben, oder besser, um davon zu trinken. Seiner eigentlichen Profession nach ist er nämlich Kneipgenie. Ja, nicht einmal das; wäre er nicht Kneipgenie, so wäre er noch immer Genie schlechtweg. Sein esoterisches Verhältniß zum „Weißen“ hat etwas Erhabenes. Er liebt den Wein, wie Aristipp die Lais: Ich habe sie, sie nicht mich. Aus dem Weine wird er nie gemein-trunken, aber immer unwiderstehlich witzig und liebenswürdig. Er spielt den Wein, wie Sebastian Bach die Orgel, wie Napoleon das Schlachtfeld. Der Weiße ist sein großer und mächtiger Verbündeter, aber niemals sein Herr. Sie stehen zu einander wie Macht zu Macht.

Von seinen zahllosen Kneipabenteuern diene nachfolgendes hier zur Probe.

Bei den ersten Häusern des Fleckens begegnete mein Onkel Benjamin Herrn Susurrans, einem Krämer, ganz klein, ganz fahl, aber wie Pulver aus Schwefel und Salpeter gemacht. Herr Susurrans hatte eine Art Maierhof im Rosenthal; er war auf dem Rückwege nach Clamecy begriffen und trug ein Fäßchen unter dem Arme, das er wohl einzuschmuggeln hoffte, und an seinem Stocke ein paar Kapaunen, auf die Frau Susurrans wartete, um sie an den Spieß zu stecken. Herr Susurrans kannte meinen Onkel und achtete ihn, denn Benjamin kaufte bei ihm den Zucker, womit er seine Tränklein versüßte, und den Puder, den er in seinen Zopf that. Herr Susurrans lud ihn also ein, auf den Hof zu kommen und sich zu erfrischen. Mein Onkel, für den der Durst ein Normalzustand war, nahm ohne Um-

stände an. Der Krämer und sein Kunde hatten sich beim Feuer niedergelassen, jeder auf einem Schemel; das Fäßchen hatten sie zwischen sich gestellt; aber sie ließen es nicht sauer werden auf seinem Plage, und wenn es nicht in den Händen des Einen war, so war es an den Lippen des Andern.

Der Appetit kommt ebensowol beim Trinken als beim Essen.

„Wenn wir die Hühner verzehrten?“ sagte Herr Susurrans.

„In der That“, antwortete mein Onkel, „da ersparen Sie sich die Mühe, sie heimzutragen; ich verstehe überhaupt nicht, wie Sie sich mit einer solchen Frohn beladen konnten?“

„Aber auf welche Art sollen wir sie zubereiten?“

„Auf die kürzeste,“ sagte mein Onkel, „und da haben wir ein vortreffliches Feuer, um sie zu braten.“

„Ja,“ sagte Herr Susurrans, „aber es gibt nur gerade so viel Küchengeschirr hier, um eine Zwiebelsuppe zu kochen, wir haben keinen Bratspieß.“

Benjamin, wie alle großen Männer, wurde von den Ereignissen nie rathlos gefunden.

„Es soll nicht gesagt sein“, antwortete er, „daß zwei Männer von Grütze kein gebratenes Geflügel essen konnten aus Mangel an einem Bratspieß. Wenn Sie mir folgen, speißen wir unsere Hähne an meinen Degen und Kaspar dreht sie am Griff.“

(Kaspar, Ministrantenknaube an der Pfarrkirche zu Clamecy, Benjamin's Schwestersohn und nach der Fiction des Romans der künftige Vater des Erzählers.)

Kaspar, der nicht oft Geflügel aß, machte sich vergnügt an das Geschäft und nach einer Stunde waren die Kapaunen eßreif. Man stürzte einen Zuber um, legte Messer und Gabel auf und die Ehgenossen fanden sich bei Tische, ohne

von der Stelle zu rücken. Es fehlte an Gläsern, aber das Fäßchen feierte deshalb nicht; man trank aus dem Spundloche wie zu den Zeiten Homer's. Das war nicht bequem, aber mein Onkel war der Mann, welcher lieber guten Wein aus dem Spundloche, als Kräger aus Krystallgläsern trank. Kurz, die Hühner verschwanden bis auf das nackte Gerippe und die beiden Freunde tranken noch immer tapfer drauf los. Herr Susurrans, der, wie gemeldet, ein ganz kleiner Mann war, bei dem sich Magen und Gehirn schier berührten, war betrunken, so sehr man es sein kann; aber Benjamin, der große Benjamin, hatte den meisten Theil seiner Vernunft bewahrt und bemitleidete seinen schwachen Partner. Was Kaspar betrifft, so war er ein wenig jenseits der Mäßigkeitsgrenzen; die kindliche Achtung verbietet mir mehr zu sagen.

Das war der moralische Zustand der Tischgenossen, als sie sich vom Zuber erhoben. Es war vier Uhr und sie machten sich bereit zur Abfahrt. Herr Susurrans, der sich ganz gut erinnerte, daß er seiner Frau Hühner bringen sollte, suchte dieselben allenthalben, um sie wieder an die Spitze seines Stockes zu hängen; er fragte meinen Onkel, ob er sie nicht gesehen habe.

„Eure Hühner!“ sagte Benjamin; „macht Ihr Spaß? Wir haben sie ja soeben gegessen.“

„Ja, alter Narr“, fügte Kaspar hinzu; „Ihr habt am meisten davon gegessen; sie waren am Degen meines Onkels angespießt und ich habe gedreht.“

„Das ist nicht wahr!“ schrie Susurrans, „denn wenn ich gegessen hätte, so müßte ich satt sein, aber ich fühle einen Hunger wie ein Wolf.“

„Dagegen sage ich nichts“, antwortete mein Onkel, „aber soviel ist sicher, daß Ihr eure Hühner soeben verzehrt

habt. Zum Beweise hier die Gerippe. Ihr könnt sie auf Euren Stoc hängen, wenn es Euch angenehm ist."

„Du lügst, Benjamin, das sind nicht die Gerippe meiner Hühner; sie scheinen mir von Kaninchen zu sein. Du hast mir die Hühner genommen, Du Schalk, ich verlange sie wieder."

„Sei's drum", sagte mein Onkel, „laßt sie morgen bei mir holen und ich gebe sie Euch zurück."

„Auf der Stelle gibst Du sie mir", sagte Herr Susurrans, indem er sich auf die Fußspitzen stellte, um seine Faust — an die Magengrube meines Onkels zu erheben.

„Was soll das, Papa Susurrans?" sagte Benjamin. „Wenn Ihr spaßt, so nehmt Euch in Acht, daß Ihr den Spaß nicht zu weit treibt, sonst —"

„Nein, Unglückseliger, ich spaße nicht", schrie Herr Susurrans, indem er sich vor die Thür stellte; „Ihr werdet diese Schwelle nicht überschreiten, weder Du noch Dein Neffe, Ihr hättet mir denn meine Hühner zurückgegeben."

„Onkel," sagte Kaspar, „soll ich dem alten Esel ein Bein stellen?"

„Das würde sich für einen Mann der Kirche nicht schicken", antwortete mein Onkel; ich expedire den Herrn allein. Aufgepaßt, Herr Susurrans! Eins, zwei, drei! Wollen Sie uns durchlassen?"

„Nein!" schrie Herr Susurrans, indem er dem Onkel seine Stocspitze wie ein Bajonnet entgegenhielt.

Onkel Benjamin entfernte den Stoc mit der Hand, nahm den Zwerg um den Leib und henkte ihn an seinem Hosentriemen hoch an der Wand auf einen eisernen Haken, welcher zum Aufhängen von Küchengeschirr diente. Susurrans zappelte wie ein Kauffäßer, der an der Nadel steckt. Er heulte

und schlug Trommelwirbel mit feinen Beinchen und schrie Feuer und Mordio. —

Jeder Humorist hätte es bei diesem Finale nunmehr bewenden lassen, Claude Tillier aber hat seinen muthwilligsten Zug noch in Vorrath. Er schließt:

Mein Onkel ersah einen Lütticher Kalender, der auf dem Camine lag. „Da, Herr Sufurrans“, sagte er, „lesen Sie zu Ihrer Unterhaltung dieses nützliche Buch, denn Cicero spricht, daß die Studien eine große Annehmlichkeit in allen Lagen des Lebens sind. Ich habe die Ehre, Ihnen einen guten Abend zu wünschen.“

Man denke sich nun das kleine, aufgehenkte Kerlchen mit einem Buche in der Hand, welches ihm die Großmuth Benjamin's, die seinem Herzen alle Ehre macht, zum Zeitvertreibe gibt, um ihm die Freuden der Lectüre zu gönnen und man wird gestehen, daß jetzt erst die Drolligkeit dieser Scene mit einer gewissen Größe abschließt. An solchen Zügen erkennt man den Humoristen der höheren Rangklasse. —

Bedenklicher ist folgende Scene angelegt, die aber nicht minder muthwillig schließt:

Wie wären nicht in Frankreich vor der Revolution, wenn das idyllisch=besonnte Weinland nicht eine dunkle Wolke beschattete, der Feudalismus. Unser Roman erzählt:

Saint-Pierre du Mont ist ein breiter Hügel auf dem Wege von Clamecy nach Barzy. Sein Fuß ist von Wiesen umkleidet und von Quellen durchrieselt, sein Gipfel jedoch ist nackt und kahl. Es sieht aus wie ein großer Erdhaufen, von einem riesigen Maulwurfe mitten in der Ebene emporgewühlt. Auf seinem abgehaarten räumigen Schädel sträubte sich dazumal das Ueberbleibsel eines Feudalschlusses, das heutzutage einem zierlichen Landhause Platz gemacht hat, in welchem ein Viehmäster wohnt.

Der Herr dieses alten Edelhofes war ein gewisser Marquis Rambyes. Herr v. Rambyes war groß, breit, grobknochig und hatte die Stärke eines Riesen. Man hätte sagen können, er trug eine Rüstung von Fleisch. Dabei war er ein gewaltthätiger Charakter, aufbrausend, jähzornig, unfähig irgend einen Widerspruch zu ertragen und von einem Hochmuth, der bis zur Albernheit ging. Natürlich hatte er einen Adelsparren und bildete sich ein, die Rambyse seien das Prachtwerk der Schöpfung. —

Mit diesem Localtyrannen nun bekommt Onkel Benjamin schlimme Händel. Er fällt ihm in die Hände, da er just mit einem Haufen von Jägern und Hunden ausfährt; es entsteht eine scharfe Controverse über Grüßen und Nichtgrüßen, Adel und Bürgerthum; das Ende der Scene ist, daß „der Gefler des Gaues“ den Onkel Benjamin greifen und fassen läßt, ihn auf sein Kasteil schleppt und ihm zwischen den Läufen scharfgeladener Flinten befiehlt — ihn zu küssen. Wir brauchen nicht deutlicher zu sein; Jedermann kennt die Bedeutung des Wortes „baiser“ in einer gewissen französischen Redensart.

Rache! Herr Minxit, Doctor in Corvol, Benjamin's Schwiegervater in spe und gleichfalls ein Pracht-Exemplar eines gediegenen Kneipiers, dabei ein reicher, gutbehauster Mann, bietet mit echt französischer Rage und Courage seinen ganzen Dorfheerbann auf, um die Burg des Rambyes zu stürmen. Aber Onkel Benjamin macht ihn aufmerksam, daß König Ludwig XV., genannt der Vielgeliebte, eher tausende seiner Unterthanen auf die Galeere schicken, als einem einzigen Junker ein Haar krümmen ließe. Die Rache muß anders gesucht werden.

Mit energischer Ausdauer legt sich Benjamin in einem Wirthshause nächst der Burg auf die Lauer und paßt seine Gelegenheit ab. Sie kommt.

Eines Tages hat Kambyzes eine Fischgräte verschluckt, die ihm im Gaumen stecken geblieben; ein Bedienter galopirt nach dem nächsten Arzt. Der Arzt ist zur Hand. Onkel Benjamin erfieht den Augenblick seiner Genugthuung und übergibt sich dem reitenden Boten.

Dieser führte ihn in das Zimmer des Marquis (fährt der Roman fort); Herr v. Kambyzes saß in seinem Lehnstuhl und schien im höchsten Grade beunruhigt. Die Marquise, eine hübsche Brünette von fünfundzwanzig Jahren, stand an seiner Seite und sprach ihm Trost zu.

Benjamin untersuchte den Hals des Kranken und schüttelte den Kopf mit bedenklicher Miene. Der Marquis erblaßte.

„Sie haben von einem Fische gegessen, dessen Gräten giftig sind.“

„Ich habe nie gehört,“ stotterte der Marquis angstschlotternd, „daß Salme giftige Gräten haben.“

„Wenn die Laien Alles gehört hätten, was gut oder schädlich ist in der Natur, wozu brauchte man Aerzte und Studium der Medicin? Die Gräten des Salmen enthalten, wie die Blätter des Manzenillenbaumes, einen so scharfen und ätzenden Stoff, daß sie dort, wo sie im Fleische stecken, eine acute Entzündung, Anschwellung und nach längstens einer halben Stunde den Tod des Erstickens bewirken.“

„Operiren Sie mich augenblicklich!“ schrie der Marquis.

„Augenblicklich! So schnell geht das nicht. Es ist eine kleine Formalität zu erfüllen.“

„So erfüllen Sie! Erfüllen Sie schnell! Beginnen Sie!“

„Diese Formalität geht Sie an: Sie allein können dieselbe erfüllen.“

„Also sag', worin besteht sie, Du Unglückschirurg! Willst Du mich hier aus Mangel an Beistand umkommen lassen?“



„Ich nehme Anstand,“ sagte Benjamin langsam und feierlich, „einen solchen Antrag zu stellen. Einen solchen Antrag dem Markgrafen Rambyzes, einem Edelmann, der vielleicht in gerader Linie von Rambyzes, dem Könige von Egypten, abstammt.“

„Ich glaube, Glender, daß Du meine Lage mißbrauchst, um Dich über mich lustig zu machen,“ rief der Marquis, der die Heftigkeit seines Charakters wieder fand.

„Gut denn, also zur Sache. Ich hoffe, Sie kennen mich noch. Erinnern Sie sich des Mannes, den Sie vor drei Monaten auf Ihr Schloß schleifen ließen, weil er Sie nicht begrüßt hatte, und dem Sie den blutigsten Schimpf zufügten, welchen ein Mann dem andern zufügen kann.“

„Ein Mann, von dem ich mich — küssen ließ. In der That das bist Du. Ich erkenne Dich an Deinen fünf Fuß elf Zoll.“

„Nun wohl! Der Mann von fünf Fuß elf Zoll, der Mann, den Sie für ein Insect ansahen, für ein Stäubchen auf Ihrem Wege, dieser Mann steht jetzt vor Ihnen und verlangt Genugthuung.“

„O mein Gott! ich bin ja gerne bereit. Nenne die Summe, sag, wie hoch Du Deine Ehre anschlägst. . .“

„Kein Geld! kein Geld! Eine Ehrengenugthuung muß ich haben; hörst Du, Marquis von Rambyzes, eine Ehrengenugthuung!“

„Gut, es soll geschehen,“ sagte Herr v. Rambyzes, der mit Schrecken den Zeiger der Uhr die tödtliche halbe Stunde consumiren sah. „Ich will schriftlich erklären, daß Sie ein Ehrenmann sind, und daß ich Unrecht that, Sie zu beleidigen.“

„Der Tausend, Du hast Deine Schulden bald bezahlt! Daß Du morgen über den Wisch lachtest und über den Einfallspinsel, welcher glaubte, ein Unrecht sei gut gemacht, wenn man gesteht, daß man es that! Es bliebe gethan! Nein, nur

Wiedervergeltung kann es ungeschehen machen. Ich habe Dich — geküßt, Du mußt mich — küssen!"

„Unglücklicher, hast Du vergessen, daß ich der Marquis v. Rambyzes bin?"

„Die Beleidigung ist wie Gott; alle Menschen sind gleich vor ihr. Es gibt weder große Beleidiger noch kleine Beleidigte."

„Bediente!" rief der Marquis, den der Zorn die Gefahr vergessen ließ; „führt diesen Menschen in den Hof; man gebe ihm hundert Peitschenhiebe; ich will ihn schreien hören!"

„Gut", sagte mein Onkel, unerschütterlich ernsthaft; „aber dann ist die Operation unmöglich geworden und in fünf Minuten sind Sie todt."

„Mein Gott", klagte die Marquise, „Sie könnten wirklich so grausam sein? Gewährt es nicht ein größeres Vergnügen zu verzeihen, als sich zu rächen?"

„Madame", sagte mein Onkel artig, „wenn Sie mir die bewußte Beleidigung zugefügt hätten, so seien Sie versichert, daß ich keinerlei Rachegeanken hegte."

Frau v. Rambyzes lächelte, und da sie einsah, daß meinem Onkel nichts abzugewinnen sei, redete sie selber ihrem Gemale zu, der Nothwendigkeit sich zu unterwerfen.

Der Marquis — winkte den Bedienten, das Zimmer zu verlassen.

„Durchaus nicht", sagte der unbeugsame Rächer, „Bediente, Ihr ruft im Gegentheil im Namen Eures Herrn alle Bewohner des Schlosses zusammen; Alle, Alle, welche damals zugegen waren; sie müssen es jetzt wieder sein. Bloss die Frau Marquise hat ein Recht, sich zurückzuziehen."

„So geht doch zum Teufel und thut, was dieser Herr Euch sagt", schrie der Marquis seine Lakaien an, mit einem Blicke der Verzweiflung auf den Minutenzeiger. —

Die Scene ist so weit erzählt, daß wir hier abbrechen können. Das Uebrige — erzählt der Roman selbst. —

In diesem Auftritte hebt sich der Humor, wie man gesehen hat, von einer recht bitteren Folie ab, von dem Haß gegen das Junkerthum, welcher das leichtlebige Buch als eine straffe, energisch angespannte Ader durchzieht. Dieses Pathos könnte nach zwei Revolutionen, könnte im Jahre 1843, wo das Buch geschrieben worden, d. h. mitten in der Herrschaft des französischen Bürgerthums, für post festum und für eine veraltete Grille gehalten werden. Aber man bedenke, daß die entscheidenden Jugendeindrücke des Dichters in eine ganz andere Zeit, daß sie in die Restauration fallen, in jene Herrschaft des „weißen“ Schreckens, wo der unselige Stand der Feudalen mit den wenigen Köpfen, welche die Guillotine ihm übrig gelassen, fanatisch gegen die Wand rannte, um Alles, was seit zwanzig Jahren Gutes und Dauerndes geschehen, zu rächen, zu bestrafen, zu verfolgen und rückgängig zu machen.

Eine andere Frage wäre die: ob dieser demokratische Junkerhaß nicht wenigstens ein Kunstfehler ist; ob für eine tiefumfriedete Provinzstadt unter Ludwig XV. der knirschende Geisteraufstand paßt, der erst in den letzten Regierungsjahren Ludwig's XVI. und selbst da, für das Land überraschend, aus der Presse und aus den Salons der Hauptstadt seine Stürme erhob. Mit anderen Worten, ob seinem Stoffe gegenüber die demokratische Tendenz des Autors, anstatt verspätet, nicht als verfrüht sich darstellt.

Aber hier ist das Büchlein geradezu ein Muster und eine Studie für gleichstrebende Künstler. Wenn es im Deutschen der Fluch der Tendenz ist, daß sie aus jeder Illusion gleich auf tausend Meilen hinauswirft und durch schwerfällige Absichtlichkeit das naive Naturleben des Gegenstandes erdrückt, so wandelt hier ein Funke von Marat's Grimm völlig orga-

nisch in zwei jovialischen und lustigen Landärzten herum und tönt sich in die lachendsten Farben einer sonnigen Weinlandschaft ganz harmonisch hinein. Wie das zugeht — man sehe hin und lerne dem Zauberer seine Künste ab, wenn man es kann!

### „Schloß Noncanet.“

Roman aus der Gegenwart von Robert Waldmüller.

Hannover. Carl Kümpler. 1874.

Es ragt ein Schloß in Steiermark, von dem uns Wunderdinge erzählt werden. Lenôtre hat seine Parkanlagen frisiert, Bernini und Boromini haben seine Façaden überzuckert, seine Fensterrahmen, Pfeilerknäufe, Giebel, Gesimse, Reliefs und Pilaster verschnörkelt, seine Kupferdächer mit Figuren, seine Auffahrten, Freitreppen, Portale, Vestibuls und tausend passende und unpassende Stellen mit Seeschildkröten, Muscheln, Cartouchen, Guirlanden, Früchten und allem plastischen Kausch des dreiköpfigen Renaissance-, Barock- und Rococostyles bezopft und behaarbeutelt. Die Prachtsäle und Prunkgemächer seines verödeten Innern, ihre Malereien, Gobelins, Lustres zc. zc. spotten dem weitläufigsten Faltenwurfe aller Beschreibungsschleppen und Relationenschweife. Kurz, eine fürstliche, fast königliche Residenz, eine Art Louvre, Versailles oder St. Germain, wie durch die Rüste von Frankreich nach Steiermark geflogen, wie ein Lorettohäuschen, von unsichtbaren Händen auf den Boden der Jodler und der Schwoagerinnen versetzt.

Die Neckerei ist pikant und doch kein bloßes Schattenspiel, denn man könnte dabei an Brunsee und die Herzogin von Berry denken, oder, da unsere übrigen Spuren nicht ins Hügelland, sondern ins Hochgebirge weisen, an das berühmte Schloß Landsberg am Fuße der Koralpe. Die

Linie Landsberg-Brunsee würde gleichzeitig auch sehr genau dem Umstande entsprechen, daß unser Roman auf der ethnographischen Grenzscheide von Deutsch und Slavisch spielt — also Anhaltspunkte genug, die Dichtung in der Wirklichkeit zu finden, und zwar, was zu den Merkmalen eines guten Dichters gehört und was z. B. der „Braut von Messina“ mit Recht nachgerühmt worden, in einer vom glücklichsten Instincte der Ortswahl ausgedachten Wirklichkeit. Unser Schloß Roncanet ist mitten in der steierischen Realität der romanhafteste Punkt für Romanzwecke, ein Centrum der mannigfaltigsten Contraste, welches Wechsel und Uebergänge zu den entlegensten Bildern mit der natürlichsten Leichtigkeit gewährt.

In der That kann man sich kühnere und doch spielbarere Modulationen kaum denken als — Voltaire und die Bierzeiligen, den Hofton des Oeil-de-boeuf und den steierischen Gefindeton, die slavische Zigeunerei des Herrn v. Polzic und die deutsche Musterwirthschaft des Herrn v. Neuhold. Und als wäre es dem Dichter noch immer zu leicht, diese contrastirenden Tonarten zu feinen Fugen und Suiten zu verarbeiten, muß er sich auch noch sein „benachbartes Mollenbad“ erfinden, d. h. einen Schwarm von überflüssigen und luxuriösen Gurgästen, deren Physiognomien, Charaktere und Typen als weitere Stimmen seinen vielstimmigen Satz durchschlängeln und verzieren.

Aber just dieser Phantasie-Luxus verräth seinen Wirklichkeits-Ursprung. Nichts ist gewisser, als daß der Dichter all' diese Dinge geschaut hat und sie nicht loswerden konnte. Glaubt man es doch zu wissen, wie es „um Kopf und Busen schwirrt“, wenn man in einer brünstigen Reihe von Tagen und Monaten einen vierbändigen Roman schreibt, wie geschäftig die poetische Assimilationskraft, was ihr nur vor den

Schuß kommt, in ihr Fleisch und Blut verwandelt; — der muß mir hinein; — die bring ich auch an; — heiße, welch' lustige Griffe ins volle Menschenleben, je mehr, desto besser!

Und doch ist das Beste das Maßhalten, aber unser Dichter hat hier ein Zuviel verschuldet.

Dagegen schreiben wir ein Zuwenig auf den Conto der Handlung. Schloß Roncanet — um diese kurz zu skizziren — von einem hocharistokratischen Legitimisten, der als Emigrant nach Steiermark kam, auf dem altadeligen Fuß der französischen Seigneurie gegründet und eingerichtet, ist unter so gänzlich veränderten Verhältnissen, wie man leicht denken kann, unhaltbar gewesen und als bescheidener „Neuholdhof“ in bürgerlichen Besitz übergegangen. Ein Neuhold, der es gekauft hatte, vererbt es seinem Sohne, respective seinem Bruder, einem geistlichen Stifftsherrn, wenn der Sohn kinderlos abscheiden sollte. Den Sohn, Pepi Neuhold (die Eltern sind gestorben) finden wir nun als den Helden und seine Heirats- und Successionsfrage als das Thema unseres Romans vor. Die Kirche, die zweitnächste Erbin des Kinderlosen, hat natürlich ein Interesse gegen sein Heiraten; da aber die Erbschaft eines gesunden Dreißigjährigen eine Taube auf dem Dache, so erkennt sie doch wieder ihr näheres Interesse am Sperling in der Hand und würdigt den Gewinn, den es der Kirche jetzt schon und in ihren heutigen Gefahren und Kämpfen brächte, wenn sie die wichtigen politischen Großgrundbesitzer-Rechte des Neuholdhofes, die unser eminent unpolitisch gesinnter Held sonst gar nicht ausüben würde, durch eine clericale Heirat desselben beizeiten in ihren Annex verwandelte und ihn gleichsam moralisch-geistig beerbte. Diese zwei Varianten des Kircheninteresses contreminirt seinerseits wieder das Doppelinteresse der liberalen Partei: entweder Aufstellung einer liberalen Braut-Candidatur oder, ist das nicht möglich, wenig-

stens Verhinderung einer clericalen und dann auf die Ehe-losigkeit hingearbeitet, für sie das fernere Uebel, wie für die Kirche der fernere Gewinn. Ein solch' thätiger Interessenstreit setzt natürlich ein möglichst passives Streit-Object voraus, und vortrefflich fällt denn auch just nach dieser Seite hin die Mannhaftigkeit unseres Helden ab, den eine von Haus aus linkische und durch eine düstere Jugendliebe noch mehr verschlechterte Gemüthsart in weiblichen Dingen zum dankbarsten Spielball macht.

So gut dieses Sujet erfunden ist, so benützt es der Dichter, gegen alle unsere Erwartung, nicht, um eine interessante Handlung daraus zu spinnen, sondern bloß um charakteristische Figuren daran herumzugruppiren. Diese Figuren bewegen sich, aber sie wirken nicht ein. Das gilt nicht nur von den zwei komischen Winkel-Diplomaten Franz Seraphim und seinem Privatsecretär Knöbbel, um deren verschwundene Existenz es schade ist, weil sie mit völliger Zwecklosigkeit überflüssig und demnach fast überlästig dem Romane sich anhängen; auch so ernsthaft, fein und sorgfältig intentionirte Maschinerien wie der Bandweber Zwirntner, der Maler Rotker, der Deutsch-Amerikaner Kollenhagen, Actionsmenschen, denen der Dichter seine wichtigsten Creditive anzuvertrauen scheint, theilen der Romanhandlung keinen Anstoß einer wirklichen und innern Bewegung mit. Das Alles sind Hebel, die nicht heben, und Springfedern, die nicht springen. Die Handlung bleibt innerlich starr und spröde, und all' ihre scheinbaren Motoren sind nichts als — Elfentänze um eine festgewurzelte Eiche, Truppenmärsche an der Außenseite eherner Festungsmauern.

Endlich heiratet der Mauthgraf (so heißt unser Held von seiner ausgedehnten Straßenmauth-Pachtung), aber weder er selbst noch seine drei Bräute erlebten eine Geschichte

des Herzens dabei. Was Geschichte sein soll, bleibt in unserm Romane bloßes Ereigniß. Die Betheiligten machen Wendungen durch — fast wie ein Custos seine Mineralien hin und her wendet und dahin und dorthin legt, nicht mit tiefgehenden Processen des psychologischen Lebens. Die Braut, an die wir keinen Augenblick glauben, wird mit Fleiß und Liebe in Scene gesetzt: diejenige, an die wir zu glauben nicht aufhören, wird uns, wie die Wolke von einem Windstoße, in die paradoxeste Richtung entführt, und ganz gegen ihr eigenes, auf Seite 8 ersten Bandes so charaktervoll betontes Programm, dem sie durch innere Wandlungen und psychisch schwungkräftige Notationen mitnichten entrückt worden. Was sie da vom „Zwanziger“ und vom „hohen Dreißiger“ sagte, paßt schlecht auf den halbverlebten, bekümmerten Witwer, dessen Recht zwar ein besseres aber noch lange kein bewiesenes ist. Die dritte Braut ist bei ihrem gänzlichen Mangel an psychologisch vidimirten Legitimations-Papieren eigentlich die unmöglichste und undefinirbarste Katastrophenheldin des Romans; und wie just diese aus dem Statisten-Chor heraus plötzlich zur Louise und Julie abgerichtet wird, das mag denn der Mauthgraf verantworten, der sich ihr zuschlägt wie ein herrenloses Gut und gleichsam mit einer Art von Auctions-Verschleuderung.

Der König-Leser oder Kritiker muß demnach diesen Roman auf *seiner* Façon selig werden lassen, denn wahrlich, seine Façons sind wunderbar genug. Anders als sonst in Roman-Köpfen malt sich in diesem die Welt. Dinge bleiben aus, die wir dringend erwarten, und andere, die uns entbehrlich sind, kommen sechs-spännig angefahren und belegen auf Wochen die Gastzimmer. Den Colonel Lambert, die zwei Winkel-Diplomaten, das ganze Mollenbad, die sämtliche Triebenburger Sippschaft, all' diese schönen verschwendeten Wasser, welche so unfruchtbare Mühlen treiben, wünschte man



gestaut und gesammelt, um die einzig wirklichen Lebensfragen des Romans in einen besseren Fluß zu bringen, die stockenden Selenzustände des Mauthgrafen und der Stiegenbäuer'schen Jüngsten. Aber die Welt ist rund und dreht sich. Was wir festhalten wollen, entflieht, und was wir nicht brauchen, bleibt da. Man sieht Dächer eindecken, wo kaum Fundamentirt worden, und Fundamente wie für Cäsaren-Paläste bleiben ohne Oberbau. Als das Duell eintritt, ist es das zweckloseste Ding von der Welt; aber dort, wo es hingehört, mit Nothwendigkeit hingehört hätte, wo es der Culminationspunkt eines prachtvollen moralischen Hochgewitters gewesen wäre, zerfließt es im nasskalten Nebelrieseln einer leidigen Verstandes-Reflexion, und die Scene endet in der menschlich-undenkbarsten Weise mit einem Geniestreich, den der Teufel oder Aristophanes selbst erfunden haben könnte, nur daß Alles mehr als zügelloser Humor an diesem Platze war und daß die humoristische Execution an zwei fast gänzlich unschuldigen Nebenpersonen vollstreckt wird, denn sie waren bisher so klein und unbemerkbar, daß wir nicht wüßten, wodurch sie sich eine so empfindliche Strafe der Lächerlichkeit zugezogen hätten. Dafür wirft den eigentlich und hochnothpeinlich Strafbaren dieser Scene der Dichter im nächsten Capitel, ich glaube zwischen zwei Beisstrichen, zu den Todten und läßt ihn verschwinden, bei Gott, wie eine Nachtigall einen Mehlwurm aufspickt! Dieses fortwährende Mißverhältniß zwischen Haupt- und Nebenfiguren gehört aber zu den stehenden Eigenthümlichkeiten des Romans. Unser Dichterauge hat offenbar eine jener optischen Anomalien, welche das perspectivische Sehen beeinträchtigen. Wie ein an seiner Staffelei malender Maler die Fernenwirkung, für welche er malt, durch häufiges Zurücktreten abmißt, so scheint unser Dichter, hingerissen von der innern Gluth der Anschauungen und Inspirationen, aus der all' sein

Detail gezeugt ist, rein vergessen zu haben, durch wiederholtes Zurücklesen seines Manuscriptes aus der Dichter- in die Leser-Perspective sich zu versetzen. So hat Beethoven nicht selten seine Götterharmonien auf einem Instrumente gespielt, dem nur eine erzprosaische technische Kleinigkeit fehlte — der Clavierstimmer! Er unterschied nicht, wie es ihm klang und wie es seinem Zuhörer klang.

Und doch dürfte das Alles nicht unser letztes Wort sein, denn indem wir unserm Romane Gravamina nachsagen, welche jedem andern das Lebenslicht ausblasen könnten, dabei aber fortwährend mit Hochachtung von ihm sprachen, haben wir offenbar mit einem Schlüssel zurückgehalten, der uns sein eigentliches Wesen erst noch aufschließen soll. Es ist Zeit, daß wir den Schlüssel ins Schloß stecken.

Sagen wir also kurz: die Dichterweise unseres Dichters ist eine epische und sein Roman ein Epös. Haben sich verfeinerte Zeitalter daran gewöhnt, die dialektischen Entwicklungsspiele der Subjectiv-Psychologie, wie von Lyrik und Drama, auch vom Romane zu heischen, so muß der Richter, der nach diesem Gewohnheitsrechte richtet, allerdings unsere Kluge-Urtheile aussprechen; er fällt aber just ein entgegengesetztes, wenn er sich erinnert, daß wir vom Romane einen Gebrauch machen, der eben nicht sein Gesetz ist. Sein immanentes Kunstgesetz ist das epische, also nicht das Entwickelte, sondern das Zuständige. Das gibt ein völlig verändertes Tribunal.

Jetzt hört die psychologische Delicateffenküche auf und wir treten in jenes epische Naturleben hinaus — wo der Fisch noch im Wasser schwimmt, der Fasan ungebraten ist und die Goldorange im dunklen Laub, nicht im silbernen Fruchtkörbchen glüht. Hier stürzt eine Mignon eher tod zu Boden, als daß sie sich im pikanten Romanstyl „entwickelt“, und vom

Harfner, der allerdings zurück entwickelt wird, hat Jean Paul das goldene Wort gesagt: „Seine vergangene Geschichte ist eine Leiter, welche in diesen Abgrund glücklicherweise nicht hinunterreicht.“ Glücklicherweise! Und da verlange man noch Geschichte, wenn sie zu Bild und Gestalt „glücklicherweise“ so unnöthig!

Unser Roman nun schildert mehr als er handelt; er gibt Land, Volk und Einzelnen mehr in ihren Zuständen als in ihrer Geschichte. Geschichte entwickelt er allerdings auch und sogar viel, aber mit einer eigenthümlichen Sinnigkeit fast nur an Gebilden zweiter Ordnung — ungefähr wie wir zwar Büsche, nicht aber Eichen wachsen sehen. Ihren kleinen, spannenden Geschichtskreis mit vollkommener Peripetie und Katastrophe durchlebt z. B. die liebliche Dorf-Ophelia Dilly, eine der originellsten und reizvollsten Dichter-Conceptionen. Eine bedeutsame Geschichte fängt mit dem Pfarrer Wögener wenigstens an; aber daß sie nicht ausgehen kann, wissen wir ja! Solche Cölibats-Kohlenmeiler werden angezündet und mögen dann innerlich fortglühen. Das Stubenmädchen Liesel darf in einer Geschichte von nur allzu großem Zuschnitt einhergehen; sie ist nun einmal, theologisch zu reden, die „Gnadenvahl“ unseres Dichters. Der interessante Krypto-Lutheraner, der Stiegenbauer, steckt in einer Geschichte, von der wir leider nur die beiden Endpunkte sehen — eine Contour von zwei Strichen, aber werth der ausgestattetsten Ausführung!

In all' diesen Regionen handelt es ungefähr romanhaft. Aber je näher wir in die Vordergründe und zu den größern Romanpfeilern herankommen, desto stiller und ruhiger wird es, und die Menschen haben nicht mehr Geschichte, sondern sind selbst schon Geschichts-Resultate, fertige Gebilde der Geschichte. Und das eben ist der Spengeist dieser Erzählung.

Steht der letzte Noncanet, der alte, halbverrückte Marquis, der sogenannte Moosdoctor, diese mit feinsten Nadel meisterlich radirte Figur, nicht wie die menschengewordene Geschichte der französischen Noblesse vor uns, ein ganzes Jahrhundert, ein Princip, wie Graf Chambord sagen würde? Könnte der Wandweber Zwirntner überhaupt eine Geschichte haben, seiner würdig? Höchstens in einer Staatskanzlei! Dieser Mann, der seinen engen Gesichtskreis so intelligent und charaktervoll ausfüllt, der seine kleine Welt so gut beherrscht und dabei selbst immer klein bleibt, der arme kleine Mann aus dem Volke, dem keine Nacht seiner belletristischen Haut plagt, immer bescheiden, maßvoll, sich selbst und seine Grenzen immer richtig taxirend, er wäre die Geschichte eines großen Staatsmannes, wenn jedes Samenkorn aufginge, ist aber so wie er ist — Bild und Geschichte des Volkstalentes!

So haben zuletzt auch Charaktere wie der Mauthgraf und Donnerl ihr Bestes gethan, daß sie überhaupt — sind. Dieser Mauthgraf steht mit bewunderungswürdiger Kunst auf einer Linie, wo er zwischen zwei alten Motiven neu wird. Er ist schon dagewesen, der liebescheue, verächtliche Einkhänder, aber immer nur als Schlemihl, als arme, gedrückte, halbkomische Figur, die sich durch Belächelt- und Bemitleidetwerden zuletzt in ein Frauenherz einschmuggelt. Wie anders der Mauthgraf! Wahrhaft homerisch thront er auf seinem Großgrundbesitz, ein Herrscher von Mensch und Vieh, ein Anaxandron, ein Leiter und Lenker, zu dem hundert Augen aufschauen. Ist aber dieser Realisten-Virtuose gleichfalls schon dagewesen, zumal im modernen Romane, der jeden Dampfkessel und jedes Zahlbrett für einen Roman hält, so hat das feine Gewebe unseres Helden doch wieder nichts gemein mit dem groben Zwisch der ordinären, hausbackenen Realisten-

Schablone. Es ist nicht schwer, eine männliche Theresie, ein praktisches Genie, ein Classifier der Arbeit und Thätigkeit zu sein; aber nur ein wirklicher Dichter adelt das Alles mit dem zart-gewagten Zug, wie der gewissenhafte Wirthschafter, einer verlaufenen Kuh wegen, die ritterliche Faze unterläßt, seiner Braut, die denn auch wirklich Schiffbruch leidet, nächtlich auf der Alm Ehrenwache zu halten, weil seine mannhafte Reinheit gar nicht zweifeln kann, daß die Ehre sich selbst bewacht. Das heißt einmal trocken sein — bis zur Poesie, und realistisch — bis zum Idealismus! Die Realistik ist hier eine ethische Schönheit!

Wenn nun befungeachtet der Mauthgraf sowohl als Donnerl, die ihm so sinnverwandt ist, unter einem schwerbeschatteten, ja glücklosen Himmel einhergehen, so ist es zwar menschlich, wie sich die Lesehoffnung nun auf „die Liebessonne“ spigt, die ihnen aufgehen soll, denn wir haben die ganze Roman=Tradition für uns, dergestalt, daß wir den Schatten selbst nur für die Folie des kommenden Sonnen=Effectes halten. Aber wie dieser Effect nun eigentlich ausbleibt, so werden diejenigen Leser, die bei dem Verdrusse darüber nicht stehen bleiben, sondern sich ernstlicher prüfen: waren diese Gemüthsknoten überhaupt aufzulösen? waren das Menschen, um sich programmäßig in Romanliebe hinein-zujubeln? — sie werden mit Nein antworten, haben sie's nur erst zur Frage selbst gebracht. Denn siehe da, der Schatten war nun doch edler, als dem Feuer des Edelsteines blos zur Folie zu dienen; er war selbst schon der Edelstein, eine graue Perle nämlich, bekanntlich die kostbarste Perlengattung! Was denn anderes ist dieser Schatten, als jener Anhauch von Trauer, welcher just die ganzen und vollen Menschen umflort und welcher ihr dunkles Gefühl ist, daß sie nichts Geringeres als menschengewordenes Naturleben, daher von einem Einzelleben nicht zu ergänzen. Er bleibt ihnen und kann

nicht hinweggeglückt werden, jener rührende Zug von Wehmuth, womit just der Reiche — sich arm fühlen muß, nämlich unfähig, reicher zu werden. Im Grunde ist auch die Heidelberger Vorgesichte unseres Mauthgrafen eine von den kurzen Leitern, welche in jeelische Tiefgründe nicht hinabreichen, und wenn Menschen wie er oder Donnerl schließlich doch auch in die Romanheirat hinein müssen, so geschieht es eher zum Glück Anderer als zu ihrem eigenen, denn sie haben der Welt weit mehr zu geben als von ihr zu empfangen. An Thatfachen wie diesen findet die Kritik ihren Schlüssel, welcher von der Herzengeschichte des Romans — in die epische Naturgeschichte weist.

Es gibt Punkte in diesem Romane, die geradezu wie der Gesang eines Epos klingen. Zum Beispiel gleich der Anfang. Jeder Roman wäre verloren, der mit dem Thema anfinge, daß die Tochter wieder einmal einen Mann heiraten soll, den sie nicht mag, und von einem ablassen, der ihr wohl gefällt. Diese alte Geschichte aber wird zu einer unsterblichen Neuigkeit und Vater und Tochter zu einer pathetischen Familien-Symbolik, mit welcher epischem Griff das angefaßt ist. Oder der Gang über Land, wie hierauf die Tochter ihre Heimstätte verläßt und mit Nachbar Zwirntner Dienst suchen geht. Der gute Freund hat seine großartigen politischen Hintergedanken mit ihr und führt sein Kälbchen am Strid einer heimlichen Intelligenz, so daß wir jeden Schritt dieser belanglosen Episodenhandlung mit Spannung begleiten. Man glaubt einen Dorf-Talleyrand auf seinen Schleichwegen zu sehen. Von Hof zu Hof charakterisirt er ihr jede einzelne Dienststelle durchaus naturwahr und durchaus tendenziös, und im Nu erheben seine kleinen scharfen Charakterbilder das ganze Land in eine epische Region, und Haus, Hof, Feld,

Vieh und Mensch, der ganze Volkszustand wird vor unsern leiblichen Augen vergegenwärtigt.

Es ist oft gebadet worden, aber schwerlich hat ein Roman eine Badescene wie Schloß Roncanet. Dem Mädchen, das sich phantastisch verlaufen hat, haben Staub und Schmutz nur allzu prosaisch mitgespielt, und die grünumhegte Bachwelle soll Kleid und Leib wieder rein machen, wäre nur die arge Zigeunerin nicht, welche den letztern allein übrig läßt, aber die Kleider zu mausen weiß. Wir sehen nun die ganze umständliche Dramatik dieser Verlegenheit, aber daß die Verlegenheit, — eine Nudität ist und daß man dabei faunisch grinsen oder noch faunischer prüde sein kann, wird mit so reiner, bewußtloser Grazie ignorirt, wie nur der alte Homer oder der neuere Heinrich v. Kleist mit offenen und nicht einmal niedergeschlagenen Augen blind zu sein weiß, blind in einem echt epischen, unschuldigen Naturgefühl!

Eine Erfindung endlich, die jedem Heldengebichte Ehre machte, die selbst ein Goethe seiner Dorothea gegönnt haben könnte, ist die Schlußscene des ersten Bandes. Der Neuholdhof hält seinen Viehauftrieb auf die Alm — eine epische Volksscene von breitem Schwung und Wurf. Im Hin- und Herwogen des Festes hat nun ein rothes Kleid das Unglück, die Wuth eines naiven Stierleins zu erregen, und der Ausbruch dieser Wuth stürzt Alles in Flucht und Verwirrung. Das Thier wird geknebelt, der Heerdenauftrieb geht weiter, die Ruhe kehrt zurück. Und der Bulle? fragt unser Donnerl, die neue Hofmagd. Soll das arme unschuldige Thier sein ganzes Almrecht verscherzt haben? — „Für den Augenblick, ja; vielleicht schießt man ihn später hinauf.“ — Aber Ihr wißt, so ein Nachzügler ist auf der Alm das unglücklichste Vieh; keins nimmt ihn für voll. — Natürlich haben Knechte und Mägde andere Sorgen. Donnerl aber nähert sich dem

Stierlein, das schäumend und mit blutunterlaufenen Augen in seinen Knebeln zittert und stöhnt, und versucht, sich ihm anzuschmeicheln, wobei sie sich freilich entfärbt! Aber ihre Barmherzigkeit überwindet ihre Furcht. Genug, sie erlöst den Stier, der erst drohend stutzt, dann aber versteht, ihre Hand duldet und, befreit, mit Jubelbrüllen und Sprüngen sich noch rechtzeitig in den Auftrieb mischt, wo er nun kein Nachzügler mehr ist.

Nie hat man wohl eine schönere Blume so rein und unbefangen vom nächstbesten Zweig des Volkslebens gebrochen. Die weibliche Tapferkeit ist beliebte Roman-Mode geworden, da die Doctoren- und Affessoren-Modelle des männlichen Muthes im bureaukratisch-staatschämorrhoidarischen Weltalter nur mit Vorsicht zu brauchen. Aber mit welchem Raffinement verzwicktester Naivetät haben die Dorf- und Stall-Penthesileen, der Heitereithei-Heroismus und sonstiges Tamtam den weiblichen Fuß auf männliche Stelzen geschwungen! Und wie weiblich, wie naheliegend und ungesucht einfach geschah hier das Ergreifendste in diesem Genre! (Eine zweite Auflage oder „gesammelte Werke“ hätten nur die letzte, gar nicht hieher gehörige Seite zu streichen.)

Ob diese und so viele andere Schönheiten nun zu einem befriedigenden Endzwecke wirken oder besser als Selbstzwecke zu genießen, überläßt die Kritik natürlich dem Leser. Sie hat ihres Amtes gewaltet, wenn sie Standpunkte angibt. Sie hat nicht verschwiegen, was auf dem Standpunkte einzuwenden, wenn wir unsern Roman als ein einheitlich durchcomponirtes Gemälde ansprechen. Sie glaubt aber auch einen zweiten Standpunkt berechtigt, nämlich das Gemälde als eine jener Malertafeln zu nehmen, wo eine Reihe von episch selbstständigen Randbildern in einem freien Bezug auf ein Mittelbild um dieses herumläuft. Und wieder



wäre in unserm Falle das Mittelbild ein Doppelbild, die zwei großen Wirthschaftskörper Neuholdhof und Krem: der slavische mit ergöglichestem Humor, der deutsche mit einem wohlklingenden Positivismus behandelt, und beide ohne Spur von Tendenzmacherei, bloß durch die selbstredende Natur allein in einen hochgepigten Contrast gebracht, welcher aber nicht so schematisch trocken arrangirt ist, daß zum Beispiel der Neuholdhof nicht selbst wieder in so lebenslustigen Contrasten sich tummelte wie der realistische Mauthgraf und seine phantastischen Hausgeister, der Moosdoctor mit Lisettchen, zwei Janusköpfe, die ihrerseits noch einmal contrastiren: Jener als Traum der Vergangenheit, Diese als Traum der Zukunft und gleich dem egyptischen Josef erst zu Cisternen-Glend hinab-, dann zu Thronwürden sich hinaufträumend. Wollte Gott, es hätte dem Dichter gefallen, anstatt mit einem Paare, über dessen Verwendbarkeit er sich wiederholt täuscht, mit diesem Paare sein Buch zu pointiren, mit dem Capriccio nämlich, welche Augen der Moosdoctor macht, daß seine eigene Schülerin zum „Uhrmacher Raundorf“ übergeht!

Zulezt aber möchten wir doch nicht schließen, ohne zu constatiren, daß speciell die österreichische Kritik für „Schloß Roncanet“ noch ein apartes Dankwort haben muß. Oesterreich besitzt an seiner ethnographischen Musterkarte ein Roman-Material ohnegleichen in Europa, ein frisches und grünes, ein lebendiges und gegenwärtiges, während W. Scott selbst nur aus Schutt und Staub sein romantisches Hochland ausgraben mußte. Oesterreich besitzt ferner am Feuilleton-Roman der Wiener Journalistik einen Consumenten von ungeheuerster Bedarfskraft, und dieser Consument cultivirt in der Regel — den Pariser Vorstadt-Roman, die übersehten Zustände von Frankreich oder England!!

Ist es da nicht doppelt dankenswerth, daß ein Dichter aus Sachsenland seine Poesie in unsere Steiermark trägt und mit einem Talente, welches bleibende Schönheiten zu zeugen fähig ist, einen österreichisch-österreichischen Roman uns zum Gastgeschenke macht?

## Das Judenschloß.

Roman in drei Bänden von Erwin Schlieben.

Preßburg und Leipzig, bei Heckeraast.

September 1876.

„Wo verschiedene Racen sich berühren, entsteht die ethnologische Rasse. Gegenseitige Abneigung zwischen den Weißen und den Schwarzen besteht und hat immer bestanden, und so häufig sich beide auch trafen, im Krieg oder auf der Wanderschaft, hat der Weiße beständig seine Ueberlegenheit behauptet und zwischen sich und seinem dunkelfarbigen Bruder gewisse sociale Schranken gezogen. Und selbst da, wo keine Verschiedenheit der Farbe besteht, behauptet ein ähnliches Gefühl, das Racengefühl, als ob es in der menschlichen Natur läge, seinen Einfluß. Zwischen dem Juden und dem Heiden, dem Griechen und dem Barbaren, dem Sachsen und dem Celten, dem Engländer und dem Ausländer, besteht etwas, — mögen wir es nun Haß oder Abneigung, Mißtrauen oder bloß Kälte nennen, — das in einem primitiven Zustande der Gesellschaft nothwendig zu einem Rassenystem führen würde, und das selbst in civilisierteren Ländern niemals ganz ausgerottet werden kann.

Max Müller.

An der Literatur ist es, alles Menschliche zum Ausdruck zu bringen. Ganz eigentlich ihr gilt das große und ewig zu wiederholende Wort: Ich bin ein Mensch und nichts Menschliches soll mir fremd bleiben. Ein Gefühl, welches zu allen Zeiten und durch die ganze Menschheit eine der unzerstörbaren Naturquellen ist, das Racengefühl, müßte nun, sollte man denken, in mächtigen Strömen die Literatur durchfluten. Der Roman zumal, welcher so vielfach in ausgefahrenen Geleisen sich bewegt, und um Charaktere und Motive immer dringender in Verlegenheit geräth, hätte Ursache aus diesen reichen und dankbaren Quellen zu schöpfen.

Es gibt zu denken, wie er das wirklich thut und wie er es nicht thut. Er hat es immer gethan — als historischer Roman. Das Walten des Racengefühls weiß er gar wohl zu finden — aber nur in der Geschichte. Da dürfen Celten und Sachsen fast neunzig W. Scott'sche Bände durchrasseln, da dürfen Gothen und Mauren, Franzosen und Kabylen, Scandinavier und Lappländer, Rothhäute und Weiße, da dürfen alle Racen der Welt in Krieg und Frieden, in Liebe und Haß aussprechen und erschöpfen, was sie auf dem Herzen haben.

Das Alles dürfen sie im Geschichtsroman. Je näher der Gegenwart aber, um so schattenhafter spielen diese Dinge im Zeitroman, wo sie fast nur noch als ethnographisches Abenteuer unterhalten und belehren wollen und das seelentiefe Motiv wovon die Rede ist, wie in einem optischen Cosmorama zu rein äußerlichen Zwecken verwenden. Das Racengefühl verstummt und bloß die Racenthatsache redet im modernen Zeitroman.

Wie schmeichelhaft wäre es, wenn man sich einbilden dürfte, daß das die letzten Wirkungen unserer hochentwickelten Civilisation seien! Aber solchen Träumen setzt die Wirklichkeit ihre bestimmtesten Widersprüche entgegen. Desterreich z. B. weiß davon zu sagen, mit welcher Macht das Racengefühl im Culturstaat sich geltend macht! Und sagt man, die Cultur der österreichischen Stämme sei eben noch nicht die vorgerückteste, so haben wir erst vor sechs Jahren im deutsch-französischen Kriege das Racengefühl mit einer Grellheit aufschreien gehört, daß der ganzen Cultur die Ohren gelitten. Aber auch ohne Krieg, Schlachten und Belagerungen verhehlt es z. B. mitten im Frieden kein Engländer, daß er mit dem Worte foreigner Gefühle verbindet, welche von dem idealen Principe der Menschengleichheit sich mehr oder minder entfernen. Und Franzosen und Engländer werden doch wohl der vorgerücktesten

Cultur theilhaftig sein! Was solche Culturvölker von Racengefühl noch lebendig Wirkendes übrig behalten, wird demnach zweifellos zu jenen elementaren Unveränderlichkeiten gehören, welche in allem Culturfortschritte das ruhende Naturbeharren darstellen.

Vom österreichischen Staate abgesehen, den die Racen-Reibungen allzustark incommodiren und von Zeit zu Zeit wie im Fieber schütteln, wohnen übrigens die Europäer in so richtigen nationalen Abgrenzungen, daß sie — den Fremdenverkehr ausgenommen — so gut wie keine Gelegenheit haben, der schlummernden Raceninstincte überhaupt sich bewußt zu werden.

Eine Racen-Situation aber gibt es, welche alle Verhältnisse Europa's theils beherrscht, theils beeinflusst, welche den öffentlichen Verkehr, welche die Ruhe des Privatlebens, welche das Gesamtgebiet der geselligen Ordnung mit einem ununterbrochenen Strom lebendiger Wirkungen durchdringt und welche, von Landesgrenzen nicht eingehegt, unter keiner Länge und Breite unsers Welttheils aufhört, eine wichtige oder mindestens wahrnehmbare Thatsache zu sein. Es ist die Racen-Situation zwischen Juden und Christen, oder — wie man ohne confessionellen Beigeschmack sagen sollte, — zwischen Semiten und Ariern.

Es wird nicht fehlen, daß die innige Wechselbeziehung dieser beiden Racen jeder von ihnen eine Summe von Eindrücken erzeugt, welche ihr Urtheil über einander, oder, da von Massenleben die Rede ist, ihr Gefühl gegen einander feststellt. Diesem Racengefühl, scheint's, dürfen wir demnach als einer wichtigen ethnologischen Thatsache nachfragen.

Was nun die Semiten betrifft, (um ihre Gewohnheit des Vortritts zu ehren), so legen sie ihr Racengefühl gegen

uns mit jener imponirenden Offenherzigkeit dar, womit alle Orientalen der Naturstimme die Ehre zu geben pflegen.

„Gelobt seist Du Gott, Herr der Welt, der da scheidet zwischen Heiligem und Gemeinem, zwischen Licht und Finsterniß, zwischen Israel und den Völkern.“

Mit diesen Worten schließt jeder jüdische Sabbath.

Das ist greifbar!

Auch bequem ist es, denn während es die ganze Gemeinde bekennt, kann es jeder Einzelne desavouiren oder umdeuten.

Es ist eben der Vortheil einer rituellen Formel, welche immer lapidarisch, aber immer veraltet und unverbindlich klingt.

Eines ähnlichen Vortheils genießen die christlichen Arier nicht. Sie haben in all ihren Kirchengebeten keinen Hauch, worin sie sich über die Juden erheben und einer Scheidung von den Juden sich freuen können.

Um zum Worte zu kommen, sind sie von der *via triumphalis* der Sacralsprache auf den gemeinen bürgerlichen Weg, auf die allgemeine literarische Heerstraße gewiesen. Dabei spricht auch Jeder auf eigene Gefahr und hat für sich selbst zu stehen; keine Gemeinde, die er dementiren kann und der er doch angehörig bleibt, deckt ihm den Rücken. Aller Vortheil verwandelt sich in allen Nachtheil.

Aber noch mehr. Wie sollte der Arier zum Worte kommen, da er das Wort überhaupt gar nicht hat?! Er hat höchstens die Worte, „*les mots*“, aber nicht das Wort, „*la parole*“, das Wort an sich, das Wort *par excellence*, das Wort welches „die Parole ausgibt.“ Auch das hat der Semite und es heißt — *Rošāe*. In diesem Worte handhabt jeder semitische Mann ein präcis arbeitendes Werkzeug, womit er seiner anti-arischen Stimmung von grundaus aber ohne Aufsehen Luft machen kann. Es ist ein Wort wie ein Fall-

heil; in jeder Secunde kann jeder mißliebige arische Kopf unter seiner leichten und eleganten Schnellkraft spielend, fast scherzend abgethan werden. Es ist eine ewig fertige Proscriptionsliste, welche nur ausgefüllt zu werden braucht.

Der Arier hat kein Aequivalent dafür. Er hat dem Worte Nojbe nichts Aehnliches an die Seite zu setzen. In allen arischen Sprachen gibt es keinen Ausdruck, welcher vorwurfsvoll Christenfeind bedeutete, wie das Wort Nojbe Judenfeind bedeutet. Worte von excludirender Parteilichkeit oder Feindseligkeit liegen ja überhaupt nicht im arischen Geiste, denn es ist ein Geist, welcher nicht ex- sondern includirt, ein Geist jener allumfassenden Brüderlichkeit, jener weltbefreienden und welterlösenden Humanität, welcher nicht Gott dankt „von den Völkern geschieden zu sein“, sondern dessen eigentlichsste Mission es ist, Völker-Scheidewände aufzuheben, den Volksegoismus zum Weltbürgerthum zu idealisiren, und solche Triumphe von Selbstlosigkeit zu feiern, daß er in unsern Tagen sogar es vermocht hat, die schwarze Race auf Richterstühle über die weiße zu setzen!!

Was diesem Geiste an Racenregung noch immer Menschliches übrig bleibt, fügt sich ihm daher keineswegs so leicht, wie dem semitischen, zu einem entsprechenden Ausdrucke. Er schwimmt gleichsam gegen seinen eigenen Strom, er ist um seine Ausdrucksmittel in einer natürlichen aber allerdings rühmlichen Verlegenheit.

Und doppelt den Juden gegenüber. Diese Race lebte lange bürgerlich rechtlos zwischen der arischen, länger als die letztere selbst es ertrug, daher sie sich's zur Ehrenpflicht machte, das zögernde Befreiungswerk einstweilen durch gesellige Liebenswürdigkeit, Zuborkommenheit, Schonung und Rücksicht zu ersetzen. Diese Krankendiät erlosch mit der Gesundheit, nämlich mit dem endlichen Emancipationswerke. Statt des zarten

Bisquits theilen wir mit den Juden nunmehr das rauhe Schwarzbrot der Wahrheit, das wir selbst essen, und wie wir von deutscher Bedanterie, deutscher Schwerfälligkeit, deutscher Schlafmütze, deutschem Neid gegen Andere, deutscher Selbstwegwerfung in der Fremde, kurz von unseren eigenen Untugenden reden, so meinen wir auch von den semitischen reden zu dürfen, — als Gleiche unter Gleichen. Jene aber scheinen das Gewohnheitsrecht der Verzärtelung vorzuziehen und nicht zu empfinden, daß wir ihnen mit dem Rechte der Wahrheit ein besseres und höheres Recht einräumen — das Recht der Freien. Sie glauben, oder stellen sich zu glauben, daß unsere Pflicht, zärtlich zu sein, nie erlöschen, daß ihre Pflicht, die Wahrheit zu hören, nie anfangen könne. Sofern es nicht schmeichelhafte Wahrheit ist, bleibt es ihnen stets gehässige Wahrheit.

Das gibt denn noch immer ein schiefes Verhältniß und bindet auch dem berechtigtesten Racenausdruck auf arischer Seite die Hände.

All' diese Nachtheile nun scheint sich Erwin Schlieben in tiefster Seele vergegenwärtigt zu haben, als er es unternahm, dem Romane auch einmal den Stoff des Racengefühls zuzuführen. Er faßte den Stoff mit einer Vorsicht und Behutsamkeit an, als wollte er nahezu das Gegentheil seines Gefühls ausdrücken. Der Plan seines Romans verräth fast die Hand — eines Juden-Enthusiasten! Sechs Juden, (um das Beiwerk nicht zu zählen), sind die Haupthelden seines Romans und nicht weniger als viere von ihnen macht er zu Idolen der Anbetung, zu guten, edlen, verehrungswürdigen Charakter- und Sittenmustern. Viere unter Sechsen — damit könnten nicht nur die Juden sondern die ganze Menschheit zufrieden sein. Günstiger wäre es freilich noch, wenn unter sechs Juden sieben edle vorkämen, eine Proportion, gegen

die ich gleichfalls nichts einzuwenden hätte, wenn es die Arithmetik nicht thäte.

Defungeachtet hat E. Schlieben den Zweck seines Planes verfehlt. Seine vier Gerechten in Israel erwirkten ihm nicht einen Augenblick lang Verzeihung für seine zwei Ungerechten in Israel. Baron Isaak, Joseph Sternberger, Emanuel Oswald, Goldine-Thora, die vier edelsten Juden, welche ein Christ je gedichtet, wurden von den Kritikern als Zeugen gar nicht verhört, der Dichter dagegen einstimmig und fast mit Geschrei verurtheilt, ob des bössartigen Judenpaars: Ferdinand Raschauer und Baron Abraham.

Die Parteilichkeit dieser Verurtheilung nahm in den meisten Blättern nicht einmal ein Feigenblatt vor. Dieser Umstand hat die Gelegenheit offen gelassen, daß auch ein Unparteiischer noch mitreden kann.

Unparteiisch, wie ich mich fühle, verurtheile ich nun zwar auch, aber — „wenn Zwei Dasselbe thun, so ist es doch nicht Dasselbe.“ Ich verurtheile, nicht weil ich einem Christen das Recht bestreite, einen schlechten Juden zu zeichnen, sondern weil ich ihm die Pflicht auferlege, es innerhalb der Aesthetik zu thun.

Wie schön hat das der Dichter gethan mit Ferdinand Raschauer, Clara Raschauer und vor allem mit Benjamin Raschauer, der nur ein Hauch ist, aber von seinen Kameraden, den christlich-germanischen Gardelieutenants, unter dem leijesten Anhauch sofort als „Imitation“ sich abhebt! Kaum begreift man, wie ein Dichter, der so feine Tuschcn in seiner Gewalt hat und so kunstkennerisch die Wirkung der einfachsten Mittel abzuschätzen weiß, eine Bösewichts-Schablone wie den Baron Abraham figuriren mochte.

Es ist, als ob sich aus dem schlechtesten Buche von Spindler oder von E. Sue eine Karrikatur und ein Zerrbild in ein Buch von Stifter verirrt hätte!



Dieser Baron Abraham ist freilich der grellste Fehler unseres Romans, aber der einzige ist er nicht. Erfindung und Durchführung geben noch gar manche Blöße. Die verhängnißvollen Schriften und Kästchen z. B. sind nichts weniger als ein originelles Motiv und waren nie ein sehr wahrscheinliches. Das Archiv der Verbrechen des Baron Abraham aber ist eines der unwahrscheinlichsten. Die Handlung, welche mit dem Familientag und Gutsverkauf spannend genug und geradezu dramatisch beginnt, fängt bald darauf zu versanden an und löst sich in Situationen und Portraits auf, welche glücklich, oft brillant sind, aber innerlich doch nicht fördern. Mehr verblüffend als befriedigend tritt endlich die wirkliche Vorwärtsbewegung ein. Wenn Baron Isaac nur einen Finger aufheben durfte, um Himmel aus Hölle zu machen, so erstaunen wir billig, woher dieser *deus ex machina* plötzlich seinen Machteinfluß nimmt und warum er all' diese Gräuelpunkte häufen ließ, ohne ihnen nicht längst schon zu steuern. Ebenso unmotivirt haben wir Goldine-Thora als ein Ideal hinzunehmen, welches behauptet aber nicht bewiesen wird, in jenem angeborenen Adel dagegen, welcher Geschichte und Entwicklung nicht braucht, viel zu mangelhaft durchgearbeitet ist. Erika's Selbstopferung und Selbstmord gehört wieder zu jenen Creditäten, welche den besseren Geist des Buches beleidigen, aber fast noch greller verlegt die zwecklose Art, womit das Unglück ihres Vaters entwürdigt und durch den Koth geschleift wird, gleichsam als wäre es der unentrinnbare Fluch des Romanes, daß im Dunstkreise des Baron Abraham weit und breit Alles sein ästhetisches Maß verlieren muß.

Und doch haben die ästhetischen Seelen, welche von solchen Auswüchsen sich zurückstoßen ließen, wenig oder nicht überlegt, daß selbst unser Vornehmster durch ein so trübes

Medium wie „die Räuber“ hindurch schreiten mußte. Das scheint nun einmal im deutschen Volksgenius zu liegen, daß vornehme Bildung nur aus einem starken, von vielem Rauche begleiteten Läuterungsfeuer zu gewinnen ist.

Aber von wirklich vornehmer Bildung wird unser Roman im Großen und Ganzen sehr achtungsgebietend getragen. Bald leiser, bald voller schlagen überall Töne an, daß man aufmerksam fragt: Wer spricht da? Das hört man nicht alle Tage! Und der Gesamteindruck ist: Wahrlich hier spricht ein gebildeter Geist.

Und nur der Gebildete ist es, welcher noch immer bildungsfähiger wird. Darum befaßt sich, auch wenn er auf Irrwegen ginge, die Kritik weit lieber mit ihm, als mit Wegen, welche scheinbar die rechten, dabei aber kurze und fortschrittslose Wegstückchen sind. Es ist am dankbarsten zu kritisiren, wenn man vertrauen darf: in diesem Augenblicke hat sich dein Autor wohl selbst schon kritisirt, und wird das bestimmteste Ideal haben, wie er es nächstens besser macht. Er wird die Entdeckung gemacht haben, daß dieselbe Wirkung ohne den hundertsten Theil der Verbrechen und Abscheulichkeiten eines Baron Abraham sich eben so gut, ja noch besser erreichen läßt. Er wird mit Hamlet bemerkt haben, daß man nicht nur lächeln und immer lächeln und doch ein Schurke sein, sondern daß man auch „anständig“ und immer anständig und doch ein Zuchthäusler sein kann. Die Modelle dazu sitzen ihm ja auf allen Anklagebänken, wozu brauchte er einen verzeichneten Gypsabguß nach E. Sue? Er wird sich ferner in Acht nehmen — als ob ein so haßvolles Gefäß wie Baron Abraham nicht schon genug wäre — aus allen Fugen seines Romans auch noch mit der Stimme seiner subjectiven Meinung herauszuschmähren und muthwilligerweise in ungedecktester Stellung anzugreifen. Wozu schreien, wenn That-

sachen beweisen? Er wird künftig zurückhaltender, ja persönlich stumm sein und nur die Wucht der Thatsachen sprechen lassen. Endlich aber wird er den Mißgriff nicht wiederholen, zum guten Kontrast des schlechten Judenthums einen „Edlen vom Ried“ zu machen. Er wird sich reiflicher die Wahrheit zu Gemüthe führen, daß seit Gründung der Kreuzzeitung der christlich-germanische Junker unmöglich ist und daß kein „Edler vom Ried“ das Ohr des Publikums besitzt. Er wird sich zum guten Kontrast des schlechten Judenthums einen bessern Vertreter wählen. Aber fragt er mich: wen? so antworte ich: natürlich einen Juden! Warum sollten Semiten nicht arische Gefühle vertreten, da sie ja längst auch unsre Volks- und Communalvertreter sind? E. Schlieben kennt das Judenthum viel zu intim, als daß er nicht wissen sollte, wie mancher jüdischer Ehrenmann auf der Höhe arischer Bildung und Ethik gegen Gründer-Juden und Raftan-Wucherer dieselben Gefühle hegt wie nur der Beste der Arier selbst. Und läßt denn der Autor nicht schon seine vier edlen Juden mit dem christlichen Junker gemeinsame Sache machen gegen die schlechten und schädlichen Juden? Wenn er desungeachtet um den Erfolg dieser vier edlen Juden sich diesmal betrogen sah, so empfängt er ja deutlich die Lehre, das er weiser verfährt, einen einzigen Juden an den Platz des Edlen vom Ried selbst zu stellen, als neben denselben vier mal vier Judenideale in zweiten, wenn gleich wichtigen Rollen. Was sein Edler vom Ried jetzt maßvoll und doch gehäßigt sagt, wird der semitische Remplacant stärker und doch unangefochtener sagen können, denn — seine Race blieb ihm ja doch! Die „Neue Freie Presse“ ist wahrlich kein Judenfeind, aber in ihrem zweiten Leitartikel vom 24. September d. J. schreibt sie bei Gelegenheit der Bankettrede in Aylesbury wörtlich wie folgt:

„Lord Beaconsfield sprach auffallend scharf. Von der heiteren Ruhe Lord Palmerstons ist in Disraeli keine Spur vorhanden. Er bleibt sich immer gleich, immer heftig und zornig und das orientalische Blut in ihm ist mächtiger als die englische Erziehung.“

Das ist ein Wink, den man zu vielem Gebrauche sich merken kann!

Erwin Schlieben wird sich ihn merken. Er ist ein viel zu sinniger Kopf, als daß ihm nicht sofort der unermessliche Vortheil einleuchtete, im Oberhaus seines nächsten Romans den blonden Erich vom Ried mit solch einem Lord Beaconsfield zu ersetzen, der „heftig und zornig“ über die englische Erziehung erhaben ist! Aber wenn ihm dieser Vertreter seine arischen Gefühle dann selbst wieder mit semitischen Accenten vertritt, also mit unerzogener Heftigkeit statt mit „heiterer Ruhe“, so kann ihm dieser Nebenvortheil von schalkhafter Naturwahrheit nur um so willkommener sein, je mehr er ihm von selbst und ungesucht zufällt. Er profitirte eine Satyre — ohne Satyriker!

Es sollte mich freuen, wenn die Kritik, die so oft unfruchtbar heißt, in diesen Rathschlägen fähig gewesen wäre zur Zeitigung edler Früchte beizutragen. Von unserm Romancier darf man dergleichen erwarten. All seine Fehler machen mich nicht irre, denn wenn sich der Pfennig des Bettlers von selbst verwaltet, so ist es das Vorrecht des Reichen, Verwaltungsfehler zu machen. Es verlohnt sich, ertragsfähigen Gütern Credit zu gewähren und das Creditiren soll uns nicht verdrießen, denn es müßte entzückend sein, von der Hand dieses Dichters ein reifes und tadelloses Kunstwerk zu besitzen.

---

## Ein Alter von der Garde.

1871. \*)

Ich möchte das interessante Charakterbild, das August Lewald hieß, in meiner Erinnerung nicht missen. Ich bin dem Zufalle dankbar, der mich vor zehn und sieben Jahren in Stuttgart und München mit ihm bekannt gemacht hat.

Repräsentant jenes Stadiums der Presse, in welchem dieselbe schon mächtig genug war um Einfluß zu haben und noch nicht mächtig genug um als moderner Industrialismus, wie heute, auf ihren eigenen Füßen zu stehen und im demokratischen Troß einen Stand für sich zu bilden, war er ein Abglanz der herrschenden Stände in Cabinet und Salon, ein brillanter Typus des Literaten, der noch mehr zu den Vornehmnen des Volkes als zu dem Volke spricht und jene nicht anders beeinflusst als — durch Unterhaltung. Daß man gelegentlich damit weiter reichen kann als durch Opposition, Drohung, Einschüchterung, Pöken auf die materielle Macht, wozu nur diese selbst, aber nicht eben Geist gehört; ja wie weit man überhaupt damit reichen kann, — wer hätte das drastischer gezeigt als der Häuptling ihrer Aller, der fürchterliche Rosengärtner Heine, der just von den Vornehmsten am leidenschaftlichsten gekauft worden ist! Diese wilde Grazie des Salons, diese blendenden Perlenzähne des Raubthiers, diese aristokratische Demokratie, die von der letzteren selbst durch einen tausendblumigen Odeur artistischer Bildung getrennt ist, — es war mir in Lewalds Umgang ein Bild für alle fünf Sinne! Ich sah ihn im Geiste an allen Tischen der Großen sitzen, sah ihn die guten Manieren der guten Gesellschaft wie seine Fingerringe tragen, und durfte ihn doch nicht

---

\*) Bei Gelegenheit seines Ablebens.

„Salonliterat“ nennen. Die socialen Culturverhältnisse der heutigen Presse, zumal die Ausbildung der Regierungspresse und der Finanzpresse, machen die Tagesliteratur zum ernstesten Geschäft eines Regierenden und Mitregierenden, zum regulären Dienst, zum Maschinen-Mitglied zwischen Dampf und Telegraph und streifen ihr jene wilde Blüthe, jene vogelfreie Leichtblütigkeit aus Literaturtagen ab, wo alle politischen Gewitter noch im Regenbogen des Feuilletons ausgingen und nur dieses herrschte. Der heutige Literat ist nicht der bunte farbige Schmetterling, der um alle Stände der Gesellschaft flattert und sie alle verbindet, sondern er ist, der Hauptsache nach, selbst ständisch gesondert. Dort haben wir Bureau-Literaten, ehrenwerthe fleißige Arbeiter, welche nie den Salon ihres eigenen „Eigenthümers“ gesehen; hier Salon-Literaten, welche Verwaltungsräthe, Hofräthe, Bahn- und Bankdirektoren werden und sind, wohl auch Orden tragen, oder doch mindestens — ihren Champagner bezahlen. In ihren Kreisen hätte nie, — wie mir Bewald köstlich erzählte, — jenes lustige Champagner-Symposion bei Jules Janin spielen können, wo der Bediente in weißen Glacehandschuhen aber mit langem Gesichte dem Hausherrn eine flüsternde Meldung macht und Jules Janin, naïv wie ein Kind, auflacht: „Meine Freunde, was ist da zu thun? der marchand de vin, der Coquin, borgt mir nicht mehr und ich habe Sie doch wahrhaftig auf meinen guten Credit bei ihm eingeladen! finden Sie das nicht lächerlich? Und Alles fand es lächerlich und lachte und eine Schüssel ging herum, worauf jeder sein 10- oder 20-Francstück warf, und die Gäste bezahlten ihren Champagner und der Wirth trank mit, und Raketen von Feuilleton- und Coupletwigen sprühten durcheinander, ein improvisirter Nachekrieg gegen alle Coquins von marchands de vin; — kurz, der ernste alte Contrast von Genie und Philister, der heute zur klassischen Mythe gewor-

den! Das war der Salonliterat von anno Heine, Lewald und Jules Janin, der gebildete Weltmann, der Gesellschafter der vornehmen Stände, aber ein Einklang von Gentleman und Gamin, von weißer Cravatte und Calabrese, dessen Harmonienzauber nun nicht mehr nachklingt!

Wie fremd und unverständlich in Wahrheit dieser Typus den Jüngeren geworden, beweist z. B. Freund Dempwolff, der von Lewalds kürzlichem Ableben Gelegenheit nahm, in der „Neuen freien Presse“ ihn als ein Männchen von bureaukratischen Manieren mit leiser vorsichtiger Rede zu schildern, — ein Bild, das mich durch sein umgekehrtes Verhältniß zur Naturwahrheit in Erstaunen setzte. Also schon bureaukratisch dünkt dem heutigen Literatenstand, was nur nicht demokratisch-burschikos ist; eine leise und vorsichtige Rede, was bloß der gute Vortrag und der gewählte Ausdruck des Weltmannes ist, gewohnt, kein Ohr zu verletzen, gewohnt, seine Worte nicht zu verschleudern und wegzuworfen, kurz, mit der Zunge nicht das zu thun, was man mit der Feder „schmieren“ nennt! Lewald hatte „die guten Manieren“, das ist Alles. Sie mögen veraltet sein; kein Fortschritt ist's, daß sie auch unverständlich sind. Man glaube sie entbehren zu können und — ganz unbewußt ist die Rohheit da! So kam Lewald eines Tages aus der Theaterkanzlei, — er war Regisseur der Oper in Stuttgart — und erzählte mir mit lebhafter Empfindung der Bêtise Folgendes: „Soeben war mein Intendant so gnädig, Spuren von Geist an mir zu bewundern und da sagte mir der Mann ganz unbefangen ins Gesicht: Wie kommts doch, Lewald, daß Sie es mit Ihren vielen Talenten in der Welt zu nichts gebracht haben. Wie gefällt Ihnen das? Ich antwortete: Bin ich nicht Ihr Regisseur, Herr Baron? Ist das nichts? Das dumme Gesicht, das er machte, war mir eine köstliche Satisfaction.“ Eine solche Grobheit zu spüren, mag nicht viel Zartheit erfordern, aber

wirkliche Herzenszartheit war es, womit Kewald, geschäftsmüde und ruhebedürftig, doch von Jahr zu Jahr seine Pensionirung verschob. „Ich bin nun bald siebzig“, sagte er mir eines Tages über diesen Punkt, aber der König ist achtzig. Es ist unhöflich, dem Aeltern zu sagen, daß sich der Jüngere invalid fühlt.“ Ist eine solche Empfindung nicht die beste der „guten Manieren“?

An seinem alten König Wilhelm hing Kewald mit einer rührenden Pietät. Und doch war es ein völlig freies Gefühl, das man sich nicht frei genug von Servilismus denken kann. Z. B. im Königsbau zeigte er mir einst einen Knaben, welcher mit seinem älteren Begleiter an uns vorüber ging. Es war der Sohn des (damaligen) Kronprinzen. „Da sehen Sie den zweitnächsten König von Württemberg“ sagte Kewald, — „aber er kommt nicht mehr dazu“, fügte er mit der sichersten Gelassenheit bei. So dachte Kewald über die Chancen der Kleinstaaterei im Jahre 61. Bekanntlich konnten sich noch im Jahre 64 die kühnsten Demokraten für den Augustenburger begeistern! Und Kewald war nicht Demokrat. Er war überhaupt kein Gesinnungsmensch, kein Theorien-Pedant, hatte nichts aus Stuben, Zeitungen, Büchern, hatte nichts Gemachtes und Vorgefaßtes. Wenn er desungeachtet oft radicale Aeußerungen that, welche das Kühnste überboten, so hatte er sie aus erster Hand, aus seiner Weltkenntniß und Lebenserfahrung selbst. Die zwei radicalsten Revolutionsheerde der Welt, Paris und Rom, kannte er wie seine vier Wände: dort war er in seinem Jugend- und Mannesalter und in den heißen „Juli“-Tagen zu Hause; hier haben die ultramontanen Verbindungen seines Alters ihm den Begriff des Vaticans lebendig gemacht, dessen innerste Seele die Revolution ist, und auf dessen Höhe, wie Tasso's Antonio sagt, die ganze übrige Welt sich klein ausnimmt. Wenn also Kewald dem demokratischen Zeitungstreiben unserer Tage abgewendet war, so war's nicht nur, weil er ultra-



montan und conservativ geworden, sondern, — wie ich das deutlichste Gefühl hatte — weil es ihm einfach zu klein war und weil er Größeres kannte.

Ich habe da Lewald's Ultramontanismus berührt.

Die Gefinnungsclaven der demokratischen Hegira haben mich oft mit einer Art komischem Grauen gefragt: Wie können Sie nur mit einem so Ultramontanen umgehen?

Als ob diese Würze nicht eben ein Späß mehr gewesen wäre!

Man denke.

Wir promeniren unter den dorischen Säulen des Königshauses (in Stuttgart), die Sonntagsglocken accompagniren mehr unser Gespräch als daß sie es stören. Auf einmal bleibt Lewald stehen und fragt mich mit einem wahrhaft väterlichen Ernste: „Lieber Kürnberger, warum gehen Sie nicht in die heilige Messe?“ Der geborene Jude, der den geborenen Katholiken in die „heilige Messe“ einladet! Und für solchen Humor sollte man unempfindlich sein! — Ich antwortete: „Weil es bei mir noch nicht an der Saison ist. In meinem Alter trugen Sie sich auch noch nicht katholisch.“

Unter dem Portal des Hofgartens (in München) standen wir einst, da schritt über den Odeonsplatz ein alter Barfüßermönch. Lewald sah ihm nach, und in seinem Auge, — dem schönen Lewalds-Auge! — war ein wunderschönes inniges Mitgefühl. „Die armen Leute!“ rief er aus, „Ihr Demokraten schimpft auf die Keppigkeit der Klöster; aber ich weiß es besser, ich kenne ihr Inneres. Diese Barfüßer leben so arm, sie haben oft nicht, ihre Wasser-suppe zu schmälzen.“ — „Mit Recht!“ antwortete ich; „wenn ich ein Gelübde gethan hätte, zeitlebens müßig zu gehen, so hätte ich nicht einmal die Wasser-suppe; geschweige das Schmalz dazu.“

„Es ist Eure fixe Idee, daß wir Eure Verächter und Feinde sind“, sagte ich eines Tages zu Lewald. „Kann man

noch rühmlicher von der katholischen Kirche denken als z. B. Macaulay in jener berühmten Stelle: wenn auf den Trümmern von Londonbrigde ein Neuseeländer die Ruinen der Paulskirche zeichnen wird, so möchte der Fels Petri noch unerschütteret stehen! Verstündet Ihr gegen uns so gerecht zu sein, wie wir gegen Euch, so wäre Alles in Ordnung.“ Mit dem Lächeln der Unfehlbarkeit antwortete Lewald: „Macaulay hat leicht gerecht sein. Es ist der Sieg unsrer Wahrheit, daß sie selbst einem Protestanten einleuchtet, der doch im Irrthum ist. Bekennt er sie, so thut er nur seine Schuldigkeit.“ — „Sie formuliren da sehr strift und nett Ihr Todesurtheil“, sagte ich, „ich weiß, daß das Eure innerste Herzensmeinung ist; aber weil es so ist, darum rief Voltaire achtzig Jahre lang sein: écrasez l'infame, und Ihr müßt denn auch wirklich ecrasirt werden. Eine Secte, welche behauptet, wir haben die Wahrheit, ihr Andern den Irrthum, Ihr seid uns die Gerechtigkeit schuldig, wir aber nicht Euch, das ist keine Partei mehr im Staate, mit der sich Wand an Wand leben läßt, sondern ein gemeinschädlicher Feind, für den es nur Scheiterhaufen gibt. Wir werden Euch Eure pyrotechnischen Künste noch ablernen.“

Man würde aber bodenlos irren, dächte man sich solche Gespräche gereizt oder auch nur animirt; es ging Alles in Güte und Freundschaft ab. Im Gegentheile, Lewald machte mir fortwährend den Eindruck, daß jede Antwort, wenn sie witzig, gelungen, scharf oder packend war, eigentlich einen belletristischen Nachhall in seinem Herzen fand; daß die Capelle, die der Teufel neben jeder Kirche hat, ein sehr stattlicher und fester Bau in seinem Charakter war; daß der Schalk, der Meineke Fuchs, das unzählbare Raubthier des souveränen Esprits, kurz, das Feuilleton im Grunde doch der Gott seiner Götter geliebet.

Also war er nur ein Heuchler als convertirter Ultramontaner? wird nun der Zollstab und die Schneiderelle fragen. Keineswegs! Die Religion war ihm wirklich Herzenssache oder, wie es bei poetischen Naturen heißen muß, wenigstens Phantafiesache. Aber freilich liegt die Phantafie auf der verwickelten Grenzlinie von Heuchelei und Herz und wird von den Alltagsaugen gar zu leicht mit der Heuchelei verwechselt. Ein Schema war Kewald nicht. Er war ein lebendiger Mensch und unter dem Goldblättchen seiner einfachen, ich möchte sagen naiven Eleganz, sogar ein recht starklebiger, naturvoller Mensch. Ich verlor in seinem Umgange nie das Gefühl: was da an deiner Seite geht, das ist noch eine Funke aus jenem unbändigen 18. Jahrhundert, das ein- für allemal den Teufel im Leib hatte, ob es Guillotinen aufrichtete, wie Robespierre, oder Bettstühle, wie Görres und Joseph de Maistre!

---

## Moriz Hartmann.

Mai 1872.

Hätten Tyrannen wie Antiochus und Herodes nicht mit stupidester Tyrannen-Brutalität den Hellenismus in Judäa einbürgern wollen, er hätte seinen Weg von selbst gemacht und hat es theilweise wirklich gethan. Haben die Semiten der arabischen Wüste in den Palästen und Gärten ihres paradiesischen Spaniens die Griechen lieben und übersetzen gelernt, wie hätten die nach Griechenland vorgerücktesten Semiten, die Juden, dem griechischen Genius fremd bleiben sollen, sie, welche fast das jonische Meer rauschen hörten und an der Bundeslade und in den Falten ihres Tempelvorhanges die Wüste sich brechen sahen, die von den Inseln herab wehten, wo Apollo geboren wurde, und die Tauben der Venus

schmäbelten! Nicht einmal die Religion, die empfindlichste Seite der Juden, wäre ein dauerndes Hinderniß geblieben; denn hat nicht der Hellene unter ihren Philosophen, Epinoza, ein System, wie den Pantheismus begründen können, jenen unsterblichen Durchgangspunkt gebildeter Mono- und Polytheisten? Ist eine Gestalt wie König Salomo nicht bedeutungsvoll? Wenn der Psalmist David gleichsam noch den Native- und Alt-Juden repräsentirt, hat dann der Sänger des Hohen Liedes, dieser Vorläufer des Alexander, nicht schon ein Doppelgesicht vom orientalischen Schah und vom abendländischen, ästhetisch, also hellenisch angehauchten Lebensphilosophen?

Der fromme David und sein genialer Sohn — es hat mir immer geschienen, Alles was jüdisch ist, bis auf den heutigen Tag herab, theile sich in David- und Salomo-Juden, in jüdische Juden und hellenische Juden. Und Börne und Heine? In allen Wandlungen von dreitausend Jahren wieder Reigenführer der David- und Salomo-Gruppe, wieder Repräsentanten der zwei großen Urtypen, welche nach Morgen und Abend, in die Gottheit und in die Weltsschöne, zum Sinai und zum Olymp schauen.

Wenn man Heine nicht gekannt und Lewald erst in seinem Alter gekannt hat, so konnte man, wie z. B. ich, den hellenischen Styl des Semiten in seltener Reinheit und Vollkommenheit durch Moriz Hartmann vertreten sehen. Die weiche Empfindung des Juden in der Richtung auf das Kunstschöne! Der zarte und reizbare Nerv, gereizt von der Grazie! Die helle südlische Intelligenz, nicht jüdisches Mittel zu Erdzwecken, sondern als Heiterkeit hellenischer Selbstzweck! Wahrlich, es ist eine der schönsten Mischungen — der Jude vom griechischen Geiste berührt! Das Weiche, Schmelzbare, Zärtliche, Feingeistige, Klare und Durchsichtige der südlischen Organisation, nicht semitisch verbohrt im inneren Troß und

Stolz auf die Auserwähltheit eines servitut- und stiftsmäßigen Gottes, sondern pantheistisch aufgelöst zur Fülle und Freiheit einer Weltanschauung, welche nicht theologisch, sondern ästhetisch ist! Sah ich eine Persönlichkeit wie Moriz Hartmann an, so versetzte sich meine Phantasie willig und gleichsam von selbst in jene Jahrhunderte, — wie mir überhaupt die Zeiten nicht vergehen und alles Dasein beständig da ist, — wo die feinen Köpfe des Südens, tolerante Mauren und gelehrte Juden, mit einem Hohenstaufen oder Abenceragen an den lichtumflossenen Höfen zu Palermo oder zu Granada die Symposien einer schönen Menschlichkeit hielten, und aus den Ruinen der griechischen Bildung neue Blüthen lockten, und heiteren Lebensgenuß übten und verfeinernde Künste trieben und die Natur erforschten und Wissen verbreiteten, als noch die halbwilden Völker der nordischen Wald- und Nebellande in papstumnachteter Barbarei die Knochen der Heiligen anbeteten und ihre Metaphysik mit Scheiterhaufen erleuchteten. Die milden Herzen und verständigen Sinne jener hellenischen Semiten waren die wirklichen Kirchenväter der europäischen Humanität, und gerne mocht' ich die Züge der Väter dem Urenkel leihen, oder die seinigen jenen. Als endlich auch dem nordischen Boden und dem spröderen Germanenblute ein Hellene entsproßte, so war es dann freilich ein Goethe und er ragte über Granada und Palermo wieder hinaus. Aber der Germane wandelt nicht ungestraft unter Palmen, wie sie z. B. dem Semiten eine straflosere Wandelbahn. Das eben war mir das reizende, ich möchte sagen ethnographische Schauspiel an Moriz Hartmann's Hellenismus.

Wenn von Goethe oder wohl gar von Platen abwärts der Deutsche hellenisiert, so wird er gleich bis zur fadeften Nichtigkeit Formalist, Faselhans, chinesisches Rad-Boet, völlig mannlos, widerwärtig und empörend. Er ist ein Nachbeter,

ein abgerichteter Papagei, mutterseelenfremd und verwaist in dem Klima seiner erotischen Dichtweise. Den hellenischen Juden unterstützt die natürliche Nachbarschaft von Canaan und Jonien; man fühlt ihm das verwandte Blut, die südliche Wärme und Helle an. Und sage man nur nicht, just das Zerstreute, Zerfahrene, Formlose und Phantastische der semitischen Art sei der denkbar sprödeste Widerspruch zwischen Hellenen- und Judenthum. In Bezug auf die Form ist das wahr. Aber das eben ist ja das Uebel, daß der Deutsche, wenn er in der correctesten Holz- und Strohhornform hellenisirt, wie z. B. Willamow oder Heinrich Stieglitz, gleich ein völliges Nichts wird und aufhört auch deutsch zu sein. Der hellenische Jude mag die classische Form schiefer verfehlen, aber er bleibt wenigstens Etwas in ihr, nämlich Jude. Oder richtiger gesagt, wenn ich bei Juden von Hellenismus spreche, so spreche ich überhaupt gar nicht mehr von der Form. Macht denn sogar den Griechen die Form zum Griechen, oder nicht vielmehr jene Aufrichtigkeit der Naturempfindung, worin alle südlichen Völker so bevorzugt sind? Heine und Anacreon treffen im Genius viel näher zusammen, als Hunderte, welche sich im Zeitalter Gleim's anakreontische Dichter nannten, aber tänzelnde Pedanten und Narren geblieben sind. Die letzteren Jammermänner überbietet erst wieder die Gederei derjenigen Juden, welche sich von den Verführten verführen ließen und, indem sie die südliche Naivetäts-Natur auszogen, die nordische Reflexions-Natur nicht anziehen konnten. Ein Willamow-Pindar oder Weiße-Anacreon ist wenigstens ein Dieb, welcher das Gestohlene ehrlich verbucht; die Juden aber, welche diesen falschen Pathos-Schwindel nachmachen, sind wie Diebe, welche auch ihre Bücher fälschen. Das gilt „den Juden, die ich meine!“ Sie sollen nicht glauben, es sei von ihnen die Rede, wenn von einem Hellenen, wie Moriz Hartmann die Rede ist!

Wenn Moriz Hartmann in die Gruppe Heine gehört, allerdings als ein schwächerer Heine, so ist er das letztere nur darum, weil er einen Fuß näher auch bei der Gruppe Börne hat. Zwar nicht als Raisonneur, aber als Charakter. Er trägt seine Rüstung, die Börne auswendig und Heine gar nicht trug, inwendig. Und wahrlich, es gehörte die ganze Rüstung jener tieferen, jüdischen Energie dazu, um in einem unaufhörlichen, fast dreißigjährigen Wanderleben Bücher zu schreiben, wie sie Heine an einem stationären Schreibtische ausgearbeitet, und keineswegs leichtere Waare! Sturmglöden, wie sie „Der Krieg um den Wald“ läutet, hätte Heine's Hand nicht ziehen, Heine's Ohr nicht aushalten können. Töne, wie sie der „Pfaffe Mauritius“ gelegentlich anschlägt, können an den Bohn Schaddai's und an den Schmerz des Jeremias erinnern! Selten hat ein Biveur, ein Feuilletonist, ein leichtlebiger, liebenswürdiges Naturkind die Klippe der Frivolität, man könnte sagen mit so viel Eleganz umschiff. Zu einem hartköpfigen Streiten, Systemreiten, Theoretisiren, Verranntsein in Principien und Doctrinen war Moriz Hartmann allerdings viel zu viel Poet und Hellene und in der Wollust der Harmonie ging ihm jedes Entêtement unter. Hätte man ihn und Börne politisiren gehört, — alle Welt hätte geglaubt, wie feuerspeierend Börne und wie mild, wie gelassen, wie wellenlinig Moriz Hartmann die Sachen nahm, sie stehen sich gegenüber wie ein Held und ein Epikuräer. Es kam zur Action — und sie standen Seite an Seite. Wie heldenhaft litt dieser Epikuräer für seinen politischen Glauben! Welche Opfer brachte er ihm! Wie trat er allen auch den blutigsten Gefahren des politischen Märtyrerthums dicht und ernsthaft unter die Augen! Derselbe Volksvertreter, der das ganze Pathos der Paulskirche scheinbar im Humor seiner „Reimchronik“ verpuffte, geht mit Robert Blum in die Höhle des Löwen, der aber ein Tiger ist und

nur die Blutzier, nicht die Großmuth des Löwen hat. Derselbe Feuilletonin, der im „Tagebuch aus Languedoc und Provence“ den Schaumwein des Frankreichthums aus seinen süßesten arabisch-griechischen Reben schlürft, ist im deutsch-französischen Kriege ein seltsamer Deutscher, unverföhrt von französischen Freunden und Freundinnen, labenden Reminiscenzen und lodenden Seurenirs! Derselbe schmerzgefollerte Kranke, der nur aus giftigem Morphin gefährliche Rube saugt, wird plötzlich gesund, als seine Gattin krank wird, und pflegt die übermenschlich-beroiische Pflegerin in ihrem Typhus-Delirium selbst!

Wahrlich, in unjerem edlen Todten hat die Natur ein Meisterstück von jüdischer Energie und hellenischer Elasticität geschaffen! Ein Meisterstück, das ihr sobald nicht wieder gelingen möchte. Selten stand ein schönerer jonischer Tempel auf einem stärkeren makkabäischen Unterbau! Möge seine Biographie — und innen und außen bietet er das Material einer solchen — den Hellenen im Juden, den Juden im Hellenen, die ganze Eigenthümlichkeit seines Genius, seiner Liebenswürdigkeit und seiner Tüchtigkeit der eingehendsten Charakteristik werth finden, zu welcher hier nur den Ton angegeben, nicht das Spiel der ganzen Tonart gefügt werden konnte.

Nachschrift bei der Herausgabe. Seit ich Vorstehendes schrieb, d. h. seit vier Jahren, ist eine Biographie Moriz Hartmanns meines Wissens nicht erschienen. Ja, ich höre, nicht einmal seine „gesammelten Schriften“ (Verlag v. Cotta) verkaufen sich so gut, als es ihr gutes Recht wäre. Wahrlich traurig! Den ehrliebenden Verleger, der einem todten Dichter aus seinen eigenen Werken ein Denkmal setzt, läßt man im Stiche, ppropft aber Erzpuppen auf Erzpuppen, wenn der Denkmalspfennig erpreßt wird von reclamesüchtigen Aufsehenmachern, welchen man die Thüre zu weisen zu schwach ist.



## Gottfried Keller's „Sieben Legenden“.

Juli 1872.

„Wer von Gottes Mund spricht, thut etwas sehr  
„Gewöhnliches; wer aber nur die Hälfte von Gottes  
„Nase spräche, oder von seiner Stirn, oder von seinen  
„Beinen, würde Gott danken können, wenn man ihn  
„nicht für eine Art Gotteslästerer hielte. Warum das?“

Hippel.

Ja, warum das? Das ist die Frage! Und gewiß haben schon unzählige Kinder, welche unsere Frage=Scrupeln nicht kennen, in ihrer Natur-Unschuld von Gottes Beinen und von Gottes Nase gesprochen. Aber ich möchte es keinem Erwachsenen rathen, zu thun, wie die Kinder thun.

Nur Ein Erwachsener darf es, **Gottfried Keller**. Wie die „Sieben Legenden“ das Heilige behandeln, — ich möchte recht groß davon denken, ja, man kann gar nicht groß genug davon denken. Es ist förmlich eine neue Entdeckung in der Naturgeschichte der Mythologie. Es ist, als ob ein Musiker eine neue Tonart erfunden hätte.

Wie spricht man im Zeitalter des Unglaubens — ungläubig und zu Ungläubigen — von Glaubenssachen?

O, das ist einfach; wie Voltaire!

Voltaire hat gesprochen wie ein Slave, welcher die Kette bricht; — er hat gehöhnt, verspottet, bespöen! Das behält seinen historischen Werth, aber nicht seinen ewig künstlerischen.

Nun gut, also wie Heine!

Heine hat nicht mehr gesprochen, wie ein Slave, welcher die Kette bricht, aber doch wie ein Freigelassener — Libertinus, Ribertin, — welcher der Kette noch gedenkt. Aber

auch diese Libertinage kann in ihrem künstlerischen Werthe ablassen.

Von Voltaire hundert Jahre zu Heine, — von Heine dreißig Jahre zu Gottfried Keller — wohlan, die fortschreitende Zeit, theils gemacht, theils begleitet von ihren Menschen! Erst Gottfried Keller behandelt das Heilige wie ein Freier, welcher die Kette nie gesehen und getragen hat.

Ei, das hätte sich kürzer sagen lassen! Er ist mit Einem Worte nicht satyrisch wie Voltaire, sondern naiv wie Homer.

Nein! Aber ich wollte das hören.

Denn ihr habt Namen und Schablonen, aber ich dringe darauf, daß man von den Namen auf die Sachen, von den Schablonen auf die Natur zurückgeht.

Satyrisch! naiv! Voltaire! Homer! Glaubt mir, wenn Einer wie Voltaire und Homer ist, so ist er — nicht wie Voltaire und Homer, denn er ist dann vor Allem — wie ein Original!

In den „Sieben Legenden“ ist Gottfried Keller, wenn ihr wollt, satyrisch wie Voltaire, naiv wie Homer, graziös wie Heine, humoristisch wie Jean Paul. Aber da er das Alles zugleich ist, so müßt ihr jetzt ein Neues wollen; denn wenn diese Namen diese Prädicate gleichsam wie einen Stoff besitzen, der sich zählen und wägen läßt, so ist er bei Gottfried Keller ein imponderabile, aufgelöst zu einem feinen und flüchtigen Aethergeist, und das eben ist sein Geist, Gottfried Keller's eigener Geist. An einem einzelnen dieser Prädicate könnt ihr ihn nicht fassen und festhalten, denn, sollen sie ihn nicht erdrücken (Jean Paul wurde es schon von dem seinigen), so kann er sie vereint und gleichzeitig nur besitzen in einer völlig neuen und ihm allein gehörigen Form dieses Besizes; aber

nennt dann die neue Form nicht mit alten, sondern auch mit einem neuen Namen: — Gottfried Keller.

So ist es z. B. Gottfried Keller's eminentestes und ihm ganz eigenthümliches Talent, über Menschen lächeln zu machen, ohne den mindesten Abbruch an ihrem Ansehen und ihrer Würde! Man bemerke aber, was vorgeht, wenn Jean Paul dasselbe thut oder vielmehr zu thun versucht. Will er den belächelten Menschen bei uns wieder rehabilitiren, so taucht er ihn in das Medium einer allgemeinen Menschenliebe, läßt uns eine gefühlvolle Thräne weinen über unser Aller beschränktes und einfältiges Menschenloos, webt vor unseren Augen den Faden, der von einem Herzen zu allen Herzen geht. Das heißt aber — mit allem schulbigen Respect vor einer schönen Dichterseele — sich künstlerisch schülerhaft aufführen. Die Einheit des Kunstwerks und seine Illusion hört vollkommen auf, wenn ich zu jeder Stunde im indischen Bürgerstyl erinnert werde: Auch du bist der Wurm, auch du bist der Wassertropfen, auch du bist das Nichts! Das heißt nicht mehr, den Andern mir näher bringen, wie es ein Dichter thut, sondern mich selbst mir näher bringen, wie es ein Beichtvater thut. Diese überwundene Spielart des Humors und der Sentimentalität, dieses veraltete Zopf-Programm „unter Thränen zu lächeln“, d. h. unter'm Lächeln zu weinen und sich jeden Spaß zu verderben, überragt Gottfried Keller wie ein freier Baum einen Spalierbaum. Er sagt nicht: lächle, aber liebe, was ziemlich leicht ist, sondern er sagt, was sehr schwer ist: lächle, aber achte! Und achte mir den Belächelten, nicht weil er ein Mensch ist, was auch wieder leicht wäre; nein! in seiner ganzen Besonderheit, als Individualität achte und respectire mir ihn. Humor mit Respect! So werden wir erlöst von der Schablone „humoristisch wie Jean Paul,“ denn dieser Humor, Gottfried Keller's Humor,

ist wieder eine neue Spielart, ist sein Eigenthum, ist sich ihr eigenes Original. Bald sollen wir auch erlöst sein von den Schablonen: satyrisch wie Voltaire, grazios wie Heine, naiv wie Homer.

Den Zauberstab dieses seines Talentes hat Meister Gottfried nirgends mit freierer und kederer Anmuth geschwungen, als in dem „Fähnlein der sieben Aufrechten,“ vor denen er uns nöthigt, unseren Hut bis zur Erde zu ziehen, während er uns gleichzeitig erlaubt, über ihre Häupter schelmisch hinweg zu lächeln. Jeder wird in seiner Art ein bischen komisch, Mancher ein bischen stark und viel, und Alle verkörpern eine Volks- und Mannesehre, deren Ehrwürdigkeit uns fast durchschauert. Es ist ein Unicum von Keller'scher Kunst. Lieft man diese Novelle, so glaubt man die Steigerung, die jetzt noch kommen muß, völlig gewiß voraussagen zu können. Aber freilich ist es das Höchste, was man Dichterwerken nachsagen kann, daß sie erscheinen müßten mit der Nothwendigkeit von Naturwerken. Die Steigerung kam — in den „sieben Legenden“.

Lächle, aber achte! Ein Künstler, dem das mit wundergleicher Kunst-Eminenz bei den Menschen gelingt, sieht nur noch Eine nächst höhere Kunstaufgabe vor sich: es auch mit den Göttern und Heiligen zu probiren!

Wohlan, das ist die Kunstzeugung der „Sieben Legenden.“

Daß die Frommen allerdings sagen werden, das Experiment ist mißlungen, kann uns hier nicht weiter berühren, denn gelungen ist ihnen nur: dummgläubige Blindheit. Menschen, welche mit dem Frevel der Selbstverstümmelung ihr Augenlicht geblendet haben, daß ihnen von dem ganzen Sehfeld, auf welchem die Natur sich spiegeln sollte, nur das Millimeter einer Niz-Linie übrig geblieben ist, durch welches ein Kreuzlein einfällt, zählen überhaupt nicht und sprechen nicht mit.

Nicht um eines Haares Breite ist Gottfried Keller von dem Boden des Legendenglaubens hinweggerückt. Er zahlt die Gläubigen in ihrer eigenen echten Münze aus; er fälscht ihren Glauben so wenig, als das Echo einen einzigen Vocal oder Consonanten gefälscht zurückgeben könnte. Aber daß dabei seine Intention und nicht die ihrige herauskommt, das eben war seine Aufgabe.

Es wird mir der Raum für einige Beispiele wohl gegönnt sein.

Ein böser Ritter hat seine schöne Frau dem Teufel verkauft und sie an den Ort der Uebergabe gelockt. Das gute Märchen hat im Vorbeigehen, ohne etwas zu denken, an einer Mariencapelle gebetet, und die Muttergottes, dankbar für dieses Opfer, beschließt sofort ihre Rettung. Sie nimmt selbst die Gestalt der Rittersfrau an und kommt ihr zum Stellbichlein zuvor. Und nun spielt eine Scene von frappirender Originalität, eine Scene, welche mit dämonischer Phantasie erfunden ist, — wie folgt:

„Nicht ohne feine Bewegung führte der seltsame Herr die Frau zu dem Ruhefist und lud sie ein, Platz zu nehmen; dann aber ergriff er gewaltsam zärtlich ihre Hand und sagte mit einer das Mark erschütternden Stimme: Ich bin der ewig Einsame, der aus dem Himmel fiel! Nur die Minne eines guten irdischen Weibes in der Mainacht läßt mich das Paradies vergessen und gibt mir Kraft, den ewigen Untergang zu tragen. Sei mit mir zu Zweit und ich will Dich unsterblich machen und Dir die Macht geben, Gutes zu thun und Böses zu hindern, so viel es Dich freut.“

„Er warf sich leidenschaftlich an die Brust des schönen Weibes, welches seine Arme lächelnd öffnete; aber in demselben Augenblicke nahm die heilige Jungfrau ihre göttliche Gestalt an und schloß den Betrüger, der nun gefangen war, mit

aller Gewalt in ihre leuchtenden Arme. Augenblicklich verschwand der Garten sammt Brunnen und Nachtigall, die kunstreichen Dämonen, so das lebende Bild gemacht, entflohen als üble Geister mit ängstlichem Wimmern, ihren Herrn im Stiche lassend, und dieser rang mit Titanengewalt, sich aus der qualvollen Umarmung loszuwinden, ohne aber einen Laut zu verlieren."

„Die Jungfrau hielt sich aber tapfer und entließ ihn nicht, obgleich sie alle Kraft zusammennehmen mußte; sie hatte nichts Minderes im Sinn, als den überlisteten Teufel vor den Himmel zu tragen und ihn dort in all' seinem Glend zum Gelächter der Seligen an einen Thürpfosten zu binden."

„Allein der Böse änderte seine Kampfweise, hielt sich ein Weilchen still und nahm die Schönheit an, welche er einst als der schönste der Engel besessen, so daß es der himmlischen Schönheit Maria's nahe ging. Sie erhöhte sich so viel als möglich; aber wenn sie glänzte wie Venus, der schöne Abendstern, so leuchtete Jener wie Lucifer, der helle Morgenstern, so daß auf der dunklen Haide ein Leuchten begann, als wären die Himmel selbst herniedergestiegen."

„Als die Jungfrau merkte, daß sie zu viel unternommen und ihre Kräfte schwanden, begnügte sie sich, den Feind gegen Verzicht auf die Grafenfrau zu entlassen und alsbald fuhren die himmlische und die höllische Schönheit auseinander mit großer Gewalt." . . . .

Prachtvoll=entsetzlich! Aber heterodox? Ist es wahr, daß der Teufel Lucifer und Lucifer der Morgenstern ist? Ja! Ist es wahr, daß wir mit Hilfe der Jungfrau Maria das Böse zwar bekämpfen können, daß aber das Böse immer in der Welt, der Teufel immer mächtig, der Kampf immer unentschieden bleibt? Leider ja! Leider, so neu es dem Katholiken im Ohre klingen wird: „Als die Jungfrau merkte, daß

sie zu viel unternommen . . ." Seiner Muttergottes soll etwas zu schwer sein! Das hat ihm noch Niemand gesagt. Aber kann er es läugnen in diesem Conterzte?

Oder folgendes Capriccio von überschäumendstem Dichtermuthwillen:

Bertrade, eine reiche Erbin, soll sich auf den Wunsch des Kaisers verheiraten, und Zendelwald, auf einer muffigen Hungerburg in blödester Thatlosigkeit aufgewachsen, wird von seiner Mutter angetrieben, das Preis-Turnier um diese köstliche Beute mitzumachen. Der arme Junge reitet denn aus, verrichtet unterwegs die ungeheuersten — Reflexionsthaten und Gedanken-Erfüllungen: kurz ein echter deutscher Träumerritt! Glücklicherweise fällt es ihm ein, in einer Mariencapelle zu beten und die Jungfrau Maria läßt sich das nicht zweimal sagen. Sie beschließt, dem braven Schlemihl, dessen Niederlagen gewiß sind, zu helfen und all' seine Ritterwerke für ihn zu verrichten.

„Da stieg die Jungfrau Maria von ihrem Altar herunter, nahm seine Gestalt und Waffenrüstung an, bestieg sein Pferd und ritt geschlossenen Helmes, eine kühne Brunhilde, an Zendelwald's Statt nach der Burg.“

„Als sie eine Weile geritten, lag am Wege ein Haufen grauen Schuttes und verdorrten Reifigs. Das kam der aufmerksamen Jungfrau verdächtig vor, und sie bemerkte auch, daß etwas wie das Schwanzende einer Schlange aus dem Wirrsal hervorguckte. Da sah sie, daß es der Teufel war, welcher in der Nähe der Burg herumgeschlichen, und sich vor der Jungfrau schnell in das Gerölle versteckt hatte. Scheinbar achtlos ritt sie vorüber, ließ aber geschickt das Pferd einen kleinen Seitensprung machen, daß es mit dem Hinterhufe auf jenes verdächtige Schwanzende trat. Pfeifend fuhr der Böse

hervor und davon, und machte sich an diesem Tage nicht mehr bemerklich.“

„Durch dieses kleine Abenteuer erheitert, ritt sie guten Muthes vollends auf die Burg, wo sie eben ankam, als die zwei stärksten Kämpen übrig geblieben, um die Entscheidung unter sich herbeizuführen.“

„Langsam und in nachlässiger Haltung, ganz wie Zendelwald, ritt sie auf den Platz und schien unentschlossen, ob sie sich betheiligen wolle oder nicht.“

„Da kommt noch der träge Zendelwald, hieß es, und die zwei starken Ritter sagten: Was will uns Der? Laßt uns ihn noch schnell abthun, ehe wir's unter uns ausmachen.“

„Der Eine nannte sich Guhl, der Geschwinde. Er pflegte sich mit seinem Koffe wie ein Wirbelwind herumzutummeln und suchte seine Gegner mit hundert Streichen und List zu verwirren und zu besiegen. Mit ihm mußte der vermeintliche Zendelwald zuerst den Kampf bestehen. Er trug einen pechschwarzen Schnurrbart, dessen Spitzen so steif gedreht wagrecht in die Luft ragten, daß zwei silberne Glöckchen, die daran hingen, sie nicht zu biegen vermochten und fortwährend klingelten, wenn er den Kopf bewegte. Dies nannte er das Geläute des Schreckens für seine Feinde, des Wohlgefallens für seine Dame! Sein Schild glänzte, je nachdem er ihn drehte, bald in dieser, bald in jener Farbe und er wußte diesen Wechsel so rasch zu handhaben, daß das Auge davon geblendet wurde. Sein Helmbusch bestand aus einem ungeheuren Hahenschwanz.“

„Der andere starke Ritter nannte sich Maus, der Zahllose, womit er zu verstehen gab, daß er einem ungezählten Heere gleich zu achten sei. Zum Zeichen seiner Stärke hatte er die aus seinen Nasenlöchern hervorstehenden Haare etwa sechs Zoll lang wachsen lassen und in zwei Büscheln geflochten,



welche ihm über den Mund herabgingen und an den Enden mit zierlich rothen Bandschleifen geschmückt waren. Er trug einen großen weiten Mantel über seine Rüstung, der ihn fast sammt dem Pferde einhüllte und aus tausend Mausefellchen künstlich zusammengenäht war. Als Helmzierde überschatteten ihn die mächtig ausgebreiteten Flügeln einer Fledermaus, unter welchen er drohende Blicke aus geschlißten Augen hervor sandte."

„Als nun das Signal zum Kampfe mit Guhl, dem Geschwinder, gegeben wurde, ritt dieser gegen die Jungfrau und umkreiste sie mit immer größerer Schnelligkeit, sie mit seinem Schilde zu blenden suchend und mit der Lanze hundert Stöße nach ihr führend. Inzwischen verharrte die Jungfrau immer auf derselben Stelle des Turnirplatzes und schien nur die Angriffe mit Schild und Speer abzuwehren, wobei sie mit großer Kunst das Pferd auf den Hinterfüßen sich drehen ließ, so daß sie stets dem Feinde das Angesicht zuwendete. Als Guhl das bemerkte, ritt er plötzlich weit weg, kehrte dann um und rannte mit eingelegter Lanze auf sie ein, um sie über den Haufen zu stechen. Unbeweglich erwartete ihn die Jungfrau, aber Mann und Pferd schienen von Erz, so fest standen sie da, und der arme Kerl, der nicht wußte, daß er mit einer höheren Gewalt stritt, flog unversehens, als er auf ihren Speer rannte, während der seinige wie ein Halm an ihrem Schilde zerbrach, aus dem Sattel und lag auf der Erde. Unverweilt sprang die Jungfrau vom Pferde, kniete ihm auf die Brust, daß er unter der gewaltigen Stärke sich nicht rühren konnte und schnitt ihm mit ihrem Dolche die beiden Schnäuze mit den Silberglöcklein ab, welche sie an ihrem Wehrgehänge befestigte, indessen die Fanfaren sie oder vielmehr den Bendelwald als Sieger begrüßten.“

„Nun kam Ritter Maus, der Zahllose an den Tanz. Gewaltig sprengte er einher, daß sein Mantel wie eine unheimliche graue Wolke in der Luft schwebte. Allein die Jungfrau=Zendelwald, welche sich jetzt erst an dem Kampfe zu erwärmen schien, sprengte ihm eben so rüstig entgegen, warf ihn auf den ersten Stoß mit Leichtigkeit aus dem Sattel und sprang, als Maus sich rasch erhob und das Schwert zog, ebenfalls vom Pferde, um zu Fuße mit ihm zu kämpfen. Bald aber war er betäubt von den raschen Schlägen, mit denen ihr Schwert ihm auf Haupt und Schulter fiel und er hielt mit der Linken seinen Mantel vor, um sich dahinter zu verbergen und ihn dem Gegner bei günstiger Gelegenheit über den Kopf zu werfen. Da fing die Jungfrau mit der Spitze ihres Schwertes einen Zipfel des Mantels und wickelte Maus, den Zahllosen selbst mit solcher zierlicher Schnelligkeit vom Kopf bis zum Fuße in den Mantel ein, daß er in kurzer Zeit wie eine von einer Spinne umspinnene ungeheure Wespe aussah und zuendend wie eine solche auf der Erde lag.

„Nun zerdroß ihn die Jungfrau mit der flachen Klinge und mit solcher Behendigkeit, daß der Mantel sich in seine ursprünglichen Bestandtheile auflöste und die umherstäubenden Mäusfellchen unter dem allgemeinen Gelächter der Zuschauer die Luft verfinsterten, während der Ritter allmählig wieder zu Tage kam, und als ein geschlagener Mann davonhinkte, nachdem sein Besieger ihm die Nasenzöpfchen abgeschnitten hatte.“

„So war denn die Jungfrau als Zendelwald der letzte Sieger auf dem Plage.“

„Sie schlug nun das Visir auf, schritt hinauf zur Königin des Festes und legte die Siegestrophäen zu deren Füßen. Dann erhob sie sich und stellte einen Zendelwald

dar, wie dieser gewöhnlich zu blöde war, es zu sein. Ohne indessen seiner Bescheidenheit zu viel zu vergeben, grüßte sie Bertraden mit einem Blicke, von dessen Wirkung auf ein Frauenherz sie sicher war . . . und unterhielt sie so geschickt und zärtlich . . . daß diese einmal um das andere glücklich erröthete" . . . Kurz, der blöde Ritter machte seine Sache so gut, daß er zuletzt Bertraden „zärtlich umfing und einen Kuß auf ihre Lippen drückte, der begreiflicher Weise das holde Weib mit himmlischer Seligkeit erfüllte; denn wenn die Himmlichen einmal Zuckerwerk backen, so geräth es zur Süße“.

In demselben Augenblicke, als hierauf der wirkliche Zendelwald erscheint, räumt ihm die Jungfrau Maria augenblicklich den Platz und versetzt ihn selbst an Bertradens Seite. Hier findet er nun das Nestchen so warm, die Temperatur so angenehm, kurz die schwierigsten Arbeiten des Blöden so gut schon gethan, daß er leicht Muth gewinnt, vollends den Nest zu thun und sein Glück in Besitz zu nehmen. Zu der er gebetet, die Jungfrau Maria hat ihm geholfen.

Aber eine halbsprecherische Hilfe, nicht wahr? Was sagt der Gläubige zu diesen Muttergottes-Abenteuern? Wird ihm dabei wohl, oder angst und bange? Hört er eine fromme Geschichte oder eine Blasphemie? Und warum sollte es eine Blasphemie sein? Mag er doch, anstatt zu fragen, selbst antworten! Ist es wahr, daß die Jungfrau Maria hilft? Aber wäre das noch eine Hilfe, die nur unter gewissen Umständen vom Gläubigen zu erhoffen ist? Natürlich, unter allen erlaubten Umständen! Und ist eine ehrliche Werbung nicht ein erlaubter Umstand? Aber wenn ein frommer Rittersmann zum Courmachen zu blöde ist, warum sollte „Mariahilf“ nicht statt seiner die Cour machen? Dem Reinen ist alles rein! Ist das wahr oder nicht?

Der Katholik kann nicht Nein sagen und will doch nicht Ja sagen. Sein Verstand ist in die Enge getrieben, aber sein unbehagliches Gefühl bleibt. Warum?

Und das führt uns wieder auf das Motto zurück, das wir vorangestellt haben.

Keller's Legendengeist hat den katholischen Glauben innerlich um kein Tüpfelchen einer Nadelspitze verlegt: er hat diesen Glauben nur mit der Miene der Unschuld und mit der Folgerichtigkeit der Consequenz über eine Linie geführt, über welche ein Katholik ihn um keinen Preis führen würde. Sein ganzes Verfahren liegt in den Worten Hippels. Er hört von Gottes Auge und Gottes Mund sprechen, aber wer Auge und Mund hat, der muß auch Bauch und Schenkel haben. So nimmt er denn den Glauben bei seinem eigenen Worte und spricht in der Einfalt seines Herzens — von Gottes Bauch und von Gottes Schenkel. Er thut, als ob er nicht wüßte, daß es ein allgemeines Uebereinkommen ist, davon nicht zu sprechen! Das ist die ganze ausgepichte Grausamkeit seiner Legendenerzählung. Habt ihr einen Gott, der ein Mensch ist, — nun gut, ich bin euer Mann; er sei menschlich.

Enfant terrible nennt man ein Kind, das in der Gesellschaft der Erwachsenen nicht eben unanständige und ungehörige Dinge sagt, sondern bloß sagt, was zu verschweigen unter den Erwachsenen die fable convenue und das allgemeine Uebereinkommen ist.

Als ein solches katholisches enfant terrible hat Gottfried Keller seine Legenden erzählt.

Keiner, wie er, hat die Kindesmiene so zu Gebote; er ist ein für ewige Zeiten unerreichbares Ideal von Naivetät in den „Sieben Legenden“. Wenn ihr daher sagt: „naiv wie Homer,“ so ist es richtig; wir haben nichts dagegen. Aber

jetzt sind wir auch dort, wo wir solche Prädicate begrenzen können. Homer ist naiv wie ein Kind, nur sprach er auch zu Kindern. Gottfried Keller ist naiv wie ein Kind, aber er weiß sehr genau, daß er zu Erwachsenen spricht! Das macht den Unterschied.

Nennt daher getrost seine homerische Naivetät „satyrisch wie Voltaire“; wir haben wieder nichts dagegen. Nur wäre die ganze Satyre Voltaire's nicht, wenn sie nicht mit offen, ja leidenschaftlich eingestandenem Absichten auf ihren Gegenstand losginge; sie nennt und bekennt diesen Gegenstand, er ist die lebendigste Thatsache ihres Bewußtseins. Selbstverständlich weiß auch Gottfried Keller von dem Gegenstande seines Spottes, aber er thut, als ob er nicht davon wüßte. Das macht wieder den Unterschied! Er erreicht seine Satyre, ohne sie zu wollen und just weil er sie nicht zu wollen scheint. Zwischen Homer und Voltaire in der Mitte, steht daher seine Naivetät und seine Satyre auf ganz anderen Punkten als bei jenen.

„Er thut als ob er nicht wüßte,“ haben wir wiederholt sagen müssen. Wer sich das unterfängt, dem müssen alle Grazien lächeln. Nur durch die Gunst der Grazie ist künstlerische Verstellung möglich, besonders dieser verwegenste Grad von künstlerischer Verstellung. Wie eine Rake auf dem Dache, wandelt der Legendenglaube Kellers einher; der Katholik sieht mit Schwindeln und Haarsträuben zu: dafür ist aber auch die Rake das graziöseste aller Geschöpfe.

„Graziös wie Heine“ können wir daher gleichfalls annehmen, soll damit der Superlativ ausgedrückt werden, der von der Grazie der deutschen Prosa bisher erreicht worden ist. Wir können es aber nicht annehmen mit allen übrigen Nebenumständen.

Denn kurz, die Naivetät Homer's, die Satyre Voltaire's, der Humor Jean Paul's, die Grazie Heine's steht im Buche;

es sind in sich fertige Kunsterscheinungen. Bei Gottfried Keller's Sieben Legenden stehen wir selbst im Buche; er hat seinen Edelstein geschliffen mit unvergleichlich weiser Berechnung des Feuers und Farbenspiels, welches erscheint, wenn wir selbst die Folie dazu sind. Wie das Stereoskop runde Bilder aus dem Ebenen macht, dadurch, daß es unser eigenes Auge und seine Gesetze nachahmt, so macht Gottfried Keller seinen schelmischen Legendenglauben mit unserm Unglauben, den er aus dem seinigen freilich zu berechnen weiß, während der seinige aber streng aus dem Spiele bleibt. Man kann Figuren wie die beiden „Hyacinthen“ als Meisterstücke humoristischer Naivetät nicht genug loben; wie aus alten Mignaturen herausgeschnitten, stehen und wandeln sie da vor uns. Und doch hat Gottfried Keller im „grünen Heinrich“ solche Bilder und Bildchen zu tausenden aus dem Ärmel geschüttelt; seht nur genau zu, was ihr an den „Hyacinthen“ lobt und was auf euch wirkt. Nicht der Bildspasß selbst, nicht die Figuren als solche, nicht die Figuren als Staffage, sondern Luft und Landschaft, worin sie stehen Das aber sind wir, die Luft, die wir athmen, die Luft des neunzehnten Jahrhunderts. Das hinweg — und die Bildchen erlöschen wie Leuchtkäfer am Tage. Diese perspectivische Kunstrechnung wie sich die Sachen der Sieben Legenden zu uns stellen, in unsere Luft und Landschaft, das ist das größte und freilich auch das geheimste Meisterstück des Dichters. Vielen Lobenden ist es geheim geblieben.

Grazie und Koketterie sind nicht immer ein Widerspruch; die Grazie verträgt zuweilen einen Stich in's Kokette — siehe die medicaische Venus. Die kleinen Gelegenheiten dieser Verträglichkeit kannte Niemand besser als Heine, dessen Grazie so gerne kokett ist, d. h. Selbstbewußtsein, Selbstgefälligkeit hat, aber just mit dem Wissen von sich, mit dem

Gefallen und Gefallen-wollen wieder lose, neckische Spiele treibt. Eine Grazie aber, deren ganzes Spiel die Verstellung ist, wie bei Gottfried Keller, dürfte um keinen Preis in der Welt dieser Grazie Heine's ähnlich sein, dürfte mit keinem Zucken ihrer Augenwimper verrathen, daß dieses Auge sich selbst beschaut, würde die Schelmereien ihrer Verstellung sofort und tödtlich entzaubern, wenn sie nur eine Miene verzöge. Sie darf so wenig eine Miene verziehen, als es Friedrich der Große gethan hat, da er den graziösesten Witz seines Lebens machte.

Schlesische Jesuiten verklagten einen seiner Soldaten bei ihm, daß er ihrer Muttergottes den Schmuck geraubt habe. Die Geschichte ist bekannt. Der Soldat, vor seinen König gestellt, sagt mit unerschütterlicher Fassung, es falle ihm gar nicht ein, geplündert zu haben, sondern die Mutter Gottes habe ein Wunder gethan und den Schmuck ihm geschenkt. Eigentlich die achte unserer Sieben Legenden! Dieser Soldat muß ein Stück Gottfried Keller gewesen sein.

Aber ein noch besserer Gottfried Keller war sein König.

Wie behandelt Friedrich der Große diesen Fall? Erlaubt er seinem Soldaten, den Schmuck zu behalten? Dann tritt er auf die Seite der Gottlosen und ist partheiisch. Befiehlt er ihm, den Schmuck unverzüglich herauszugeben? Dann tritt er auf die Seite der Jesuiten und ist wieder partheiisch. Aber ein König soll unter allen Umständen unpartheiisch sein. Friedrich der Große ist also unpartheiisch! Als Protestant, des göttlichen Gnadenlichtes über katholische Mysterien leider beraubt, thut er das Loyalste, was er thun kann: er fragt die Jesuiten selbst. Ist es möglich, daß die Muttergottes ein solches Wunder thun kann? Den Jesuiten fährt der Schreck in die Glieder. Sie winden und wenden sich und fangen an, casuistische Maulwurfsbaue zu schaufeln, aber der König kann das Alles nicht brauchen. Er braucht nur ein Ja oder Nein. Ist es möglich

daß die Muttergottes ein solches Wunder thun kann? Ja oder Nein! Natürlich müssen sie Ja sagen.

Der reinste Gottfried Keller! Wir wüßten weit und breit keine Parabel, welche den Kunstcharakter der Sieben Legenden so erschöpfend ausdrückte.

In der reinsten Unparteilichkeit — bekennt er die Partei der Aufklärung. Mit der unschuldigsten Miene, welche auf den Legendenglauben eingeht, — macht er die Mienen Anderer lächeln! Er braucht sich bloß gläubig zu stellen, — um den Glauben zu beschämen. Er richtet ihn durch ihn selbst.

Und noch Eins. Bis zu ihrer Pointe können wir diese Anekdote hieher beziehen.

Denn da jeder Spaß seine ernsthafte Seite hat und ein großer König ein sehr ernsthaftes, über allen Spaß erhabenes Wesen ist, so schwang Friedrich der Große seinen gefürchteten Krückenstoß und herrschte den Soldaten an: „Behalt' er also, was ihm die Muttergottes geschenkt hat; aber das laß' er sich gesagt sein, wenn ihm die Muttergottes noch einmal etwas schenken will, so nimmt er's nicht an, sondern sagt, sein König hat ihm's verboten. Verstanden?“

Und das möchten wir auch der deutschen Belletristik zurufen. Laß dir ein solches Büchlein nicht noch einmal schenken! Nur die graziöseste Dichterhand durfte nach diesem Schmutz greifen. Denn schon haben sich manche Recensenten nicht entblödet, in demselben Athemzuge mit den Sieben Legenden — auch die Parodien von W. Busch zu nennen, gleichsam als geistesverwandte Seitenstücke. Das heißt die Posse mit dem höherem Lustspiel, den „Sommernachtstraum“ mit „Evakathl und Schnudi“ zusammenstellen. So wahr ist es, daß man dem deutschen Publicum nichts Distinguirtes spenden kann, was es nicht sofort seiner lieben gewohnten Trivialität assimilirt.



## Die Quellen der Kunst.

Spätherbst 1872.

Die Kunstgenüsse der diesjährigen Winterfaison fingen rhetorisch an, denn wir hörten in kurzen Zwischenräumen drei Prologe, — verfaßt von Betty Paoli, Jos. Weilen und Anzengruber. Von Neuem führte ich mir bei dieser Gelegenheit den Gedanken zu Gemüthe, daß der Prolog eigentlich noch etwas ganz Anderes und Höheres sein könnte, als ein Leitartikel oder eine Programmrede für kunstgeschäftliche Unternehmungen. Wie es früher eine eigene Gattung der Lyrik gab, die *Heroide*, nämlich der fingirte Liebesbrief in Versen, keine läßle Erfindung, um in der Poesie eine gewisse Mittelstimmung zwischen Gefühl und Reflexion zu cultiviren, welche Spielart sich denn auch wirklich in allen Literaturen Europa's Dichter von Talent zu Freunden gemacht hat und welche man später mit Unrecht einer zopfigen Veraltung anheimfallen ließ: so könnte der Prolog nach Art dieser *Heroide*, welche gleichsam ein Lehrgedicht in psychologischen Fragen der Liebe war, ein Lehrgedicht in ästhetischen Fragen der Kunst sein. Daß der lehrhafte Gedanke, die angeblich nüchterne und prosaische Kopfarbeit, mit dem strahlendsten Enthusiasmus der dichterischen Gefühlshöhe ein inniges Ganzes zu werden vermag, beweist für alle Zeiten Schillers Huldigung der Künste, dieses köstlichste Schmelzwerk von Denken und Fühlen, Kunstphilosophie und Kunstbegeisterung. Laßt den Gedanken nur recht klar, recht reif und ausgetragen sein, daß ihm die Freude über seinen schönen Wuchs aus den Augen strahlen kann, und der angeblich „kalte Gedanke“ springt von selbst in den zündenden Funken der dichterischen Empfindung über. Ein kurzes ästhe-

tisches Lehrgedicht aber, um recht lebendig und gleichsam dramatisch zu sein, würde am besten die Form des Prologes wählen, jenes höheren Prologes, welcher nicht, wie jetzt, ein Leitartikel für die Interessen eines Auftraggebers, sondern welcher eine Thronrede wäre, worin sich das Imperium der Kunst über seine eigenen großen Interessen vernehmen ließe und die Prologs-Gelegenheit nur zum Anlaß nähme, um wichtige Kunstwahrheiten ins Publikum zu bringen.

Einstweilen aber wäre es schon löblich und wohlgethan, wenn sich der Prolog wenigstens hütete, Unwahrheiten und Irrthümer auszusäen. In diesem Falle möchte ich dann nicht leicht so gnädig sein wie z. B. Hanslik, welcher mit einer allzu vornehmen Nachsichtigkeit von einer gewissen Stelle in Weilens Prolog sagt: „Daß die erste Flöte als Nachahmung des Nachtigallenschlags entstand, lassen wir uns noch gefallen“ . . . (nur die Orgel als Nachahmung eines Waldsturmes nicht.)

Wenn der berühmte Kritiker hier nicht den Pluralis majestatis gebraucht hat, so habe ich nichts Eiligeres zu thun, als aus seinem Wir meine Einheit herauszuziehen: ich lasse mir die erste Flöte als Nachahmung des Nachtigallenschlags nicht gefallen! Ich habe vielleicht Zwei und Vier zu verschenken, aber den Satz: daß zweimal zwei vier ist, habe ich nicht zu verschenken. Und ein solcher Satz ist oben verlegt. Wenn ein Hirt, welcher von Sehnsucht und Liebe verzehrt wird, (ein „verzehrter Hirt“, sagt Weilens Prolog), den Lockruf nach der Geliebten erst einer Nachtigall abzulernen brauchte, so würde er's mindestens mit denselben Laut-Organen thun, womit die Nachtigall lockt; er würde singen oder den Mund spizen und pfeifen. Die Sehnsucht der Brust findet unmittelbarer ihren Brustton, als auf dem grübelnden Umweg, aus Holz ein musikalisches Instrument zu machen. Thut denn die Nachtigall das? Zwischen dem Nachtigallschlag und dem Einfall —

Wohllaut aus hohlem Holz zu locken, liegt so viel Zwischenraum und fehlt so sehr der verbindende Faden, daß mit der Nachtigall wieder nichts erklärt ist und der denkende Mensch, der zuerst diesen Einfall gehabt, ihn gewiß ohne die Nachtigall gehabt hätte. Die Nachtigall singt und der Mensch hätte sie jedenfalls mit Singen nachgeahmt. Ein Toninstrument erreicht eben auch nicht mehr als daß „es singt“; ja es ist sein höchster Ruhm und es bedarf langer, erfindungsreicher Prozesse, daß es dem „Singen“ nahe und näher gebracht wird. Wahrlich, die Geliebte hätte sich weiter und weiter entfernt, oder besser, der Lockruf hätte sie in beschleunigte Flucht getrieben, denn der erste Ton des Rohrs, der vermeintlich schon die Successen der flötenden Nachtigall erreichen sollte, war jedenfalls ein Mistton und ganze Generationen starben, bis es ein anständiger Flötenton wurde.

Und doch wäre dieser Einwand chikanös und dürfte gar nicht erhoben werden, wenn der erdichtete Vorgang nur der Phantasie schmeichelte: das zu thun, ist so sehr Recht und Pflicht der Poesie, daß sie manche Wahrheit umstoßen und manche Unwahrheit behaupten darf, um mit gefälligem Zauber der Phantasie zu schmeicheln. In unserm Falle aber geht nicht eine gleichgiltige Wahrheit in einer höheren Schönheit auf, sondern es ist geradezu umgekehrt: der erfundene Vorgang beleidigt und erniedrigt die Phantasie; aber das, was der Phantasie schmeichelt, ist zur Ehre der menschlichen Natur glücklicherweise auch die Wahrheit. Diese Wahrheit heißt: Der Kunsttrieb ist den Menschen angeboren und nicht den Thieren abgeborgt; er ist eine menschliche Original-Anlage.

Wäre nie ein Singvogel auf Erden gewesen, so hätte der Mensch Musik gemacht; wäre ihm nie ein schwimmender Fisch im Wasser erschienen, so hätte er das Schiff sammt

Ruder und Segel erfunden. Die letztere Anführung gehört in die Nautik, also in die Wissenschaft; aber nur um so besser. Hat denn der Mensch die Wissenschaften nach Vorbildern des Thierlebens erfunden? Welches Thier gab den Anstoß, den Kompaß, das Pulver, die Buchdruckerkunst, das Astrolab und den Quadranten zu erfinden, die Sterne zu messen, die Elektrizität im Blyableiter und im Telegraphen gefangen zu nehmen? Nein, auf den Krücken des Thiergeistes geht der Menscheng Geist nicht! Die Pyramiden, der Kölnerdom und die Peterskuppel sind nicht, weil ein Biberbau ist, der Mensch hat sich nicht bekleidet weil der Pfau ein Rad schlägt und das Pardel ein gesprenkeltes Fell hat; nicht daher kommen Schleppekleider und Krönungsornate! Nicht von der Nachtigall kommt die Flöte, nicht von brausenden Waldbäumen die Orgel. Das ist eine arme und flache Phantasie, welche sich die Quellen der Kunst nicht menschwürdiger vorstellt. Sie meint Blicke in die naiven Naturzustände zu thun, und macht nur Blicke auf die staubige Heerstraße der Gemeinplätze, wo die abgetriebenen Gänse der Alltäglichkeit keuchen und dichterisches Naturverständnis schon längst in den Trivialitäten der Flachbildung untergegangen.

Uebrigens — Jeder nach seinem Geschmaeke. Ich will just nicht bis zum letzten Athemzuge streiten, wenn sich ein Mensch zum Schüler des Thieres macht und seiner Kunst keine andere Quelle weiß, als eine thierische. Profit!

---

## Sinnliche Poesie.

Laura. — Der neue Tanhäuser. \*)

Winter 1872.

Ich habe im Vorstehenden eine Zeile von Hanslik kritisiert, der selbst ein Kritiker ist. Sollte man nicht überhaupt lieber die Kritiker kritisiren? fiel mir bei dieser Gelegenheit ein. Und fast halte ich es für profitabler.

Der Richter, welcher Diebe verurtheilt (sans comparaison!), findet an diesen das undankbarste Publikum; aber der Richter, welcher richterliche Urtheile überprüft, wird eine „Quelle“ der Gesetzesauslegung und die Commentatoren nennen ihn schmeichelhaft „einen Nutzen für unsere Wissenschaft.“

„Laura“ und „der neue Tanhäuser“ haben beide mit einander gemein, daß sie lascive Poesien sind. Auch die Kritiker derselben hatten mit einander gemein — daß sie sich selbst nicht verstanden, desto besser freilich vom Dritten verstanden werden. Hört man diese Kritiker der Sinnlichkeit, so äußern sie sich ungefähr so: Ich bin gewiß nicht prüde, aber . . . ich bin doch prüde, (ist dann der Sinn eines weitschweifig verclausulirten Anhängsels). Dieses „Aber“ spaltet sich übrigens in zwei Fractionen: in das blasirte Aber und in das confuse Aber. Beide konnte man an den Kritikern der Laura und des neuen Tanhäuser in schönen Exemplaren studiren.

Das blasirte Aber ist folgender Meinung: Ein gebildeter Mensch genießt die Sinnlichkeit, aber er bekennt und lobt sie

---

\*) Laura. Eine Novelle in Versen von Alfred von Wurzbach. Wien. L. Rosner. Der neue Tanhäuser. (Im Jahre 1876) neunte vielfach verbesserte und neuvermehrte Auflage. Ebendasselbst.

nicht öffentlich. Das Letztere ist naiv und wir sind zu vornehm, um naiv zu sein. Dergleichen Kinderschuhe zu tragen überläßt man 17jährigen Jungen, welche ihre erste Kassa defraudiren, um ihre erste Mätresse zu sätiren. Es paßt für die Lehrlinge des Hauses, aber nicht für den Chef des Hauses. Dieser genießt, aber er spricht nicht davon. Noble Passionen müssen vor allem das Air haben, daß sie Gewohnheit sind. Etwas Pilantes, Aufregendes oder auch nur Nennenswerthes in ihnen zu finden, ist schülerhaft und schlechter Ton. Guter Ton ist es, zu genießen und wo möglich dabei zu gähnen.

Das confuse Aber ist menschlicher und steht der Poesie noch näher. Es hat den besten Willen, das Recht und den Cultus der Sinnlichkeit anzuerkennen, nur weiß es nicht, wie? Es hat keine durchgebildete Vorstellung über den künstlerischen Vortrag der Sinnlichkeit. Es möchte das Entblößte zugleich auch bedeckt haben und das Feuer der Sinne zwar brennen lassen, aber unter einem Scheffel. Weniger als man glaubt, ist das altmodische Programm vom „Verhüllten“ und vom „Errathen“ wirklich veraltet, wenn gleich der große Fahnen-träger desselben, Wieland, veraltet ist. Noch lebt aber und ist ungeheuer verbreitet die liberale Mittelpartei seiner Sinnlichkeit, das lüsterne Lächeln, das schlüpferige Blinzeln, das Tasten und Tippen, das Zupfen an Schleiern und Schleierzipfeln, jene zimperlichen Pfarrer-späße, jenes greisenhafte Rag- und Mausspielen zwischen Decenz und Frivolität, jene kleinen Whistkünste der Erotik, welche sich durch die Quart-major des Genie's, das ihr Widerpart ist, mit Renoncen- und Zimpfästichen seelenvergnügt durchbugsiren. Ja, man darf sagen, die bürgerliche Moral oder der moralische Liberalismus ist in der Hauptsache bei Wieland stehen geblieben und kann seiner ganzen Natur nach über ihn auch gar nicht hinaus;

vielleicht eher noch praktisch als theoretisch. Zu verlockend winkt das Programm vom „Errathenlassen im Halbverhüllten“ als glücklicher Leitstern in der Aesthetik der Sinnlichkeit, diesem so schwierigen Kapitel, worin sich zurechtzufinden dem löblichen Publikum wirklich nicht zuzumuthen. Das Errathenlassen im Halbverhüllten scheint so recht die Centrumsmitte und das juste milieu von Anstand und Licenz, die Fusion zwischen Tugend und Untugend, das Ideal eines Achselträgers der Parteien, das Meisterstück einer Schaukel zwischen Extremen. Wer das Halbverhüllte ganz enthüllt, wer vom schönen Nackten mit einem einzigen begeisterten Wurf auch die letzte Hülle hinwegreißt, — seht, wie schön es ist! — der wird nicht verstanden. Man kann sich nicht denken, was er will, und weil es immer das Sicherste scheint, wo man nichts denkt, wenigstens das Schlechte zu denken, so denkt man getrost: er will die Moral beleidigen.

Die Moral beleidigen! Scheint es doch, als wäre hier der Punkt, um den Pfad durchs kritische Gestrüpp zu lichten. Es liegt ein Körnchen Wahrheit in dem Worte. Daß die Moral von der Sinnlichkeit beleidigt werden kann, müssen wir zugeben, schon darum zugeben, weil umgekehrt auch die Sinnlichkeit von der Moral beleidigt werden kann. Was wäre denn nämlich Brüderie anders, als eine Moral, welche bis zur Beleidigung der Sinnlichkeit geht? Beleidigt man sich aber beiderseits nicht, so kann man beiderseits gelten.

Die giltige Sinnlichkeit nun, die Sinnlichkeit in ihrem ästhetischen Rechte, finden wir demnach, scheint's, unter dreierlei Gesichtspunkten.

Erstens: die Sinnlichkeit, welche ganz gewiß nicht beleidigt, ist die naive Sinnlichkeit und ihre Erscheinung als Unschuld. Siehe die Griechen, — Goethe.

Zweitens: die Sinnlichkeit, welche zwar beleidigt, sogar recht zügellos beleidigt, aber trotzdem sich Geltung erschmeichelt, ist die Sinnlichkeit der Grazie, des Witzes, der Liebenswürdigkeit. So neckt man sich wohl auch in guter Gesellschaft, so hänseln und hecheln sich gute Freunde, aber einzig zu dem Zwecke, an der scheinbaren Beleidigung nur den Genuß des gegenseitigen besten Einvernehmens zu erproben und zu steigern. Siehe Aristophanes, Boccaccio, Rabelais und den jüngsten Repräsentanten des „ungezogenen Lieblings der Grazien“, — Heine.

Drittens: ästhetische Geltung erwirbt sich endlich auch die Sinnlichkeit, welche, indem sie Andere beleidigt, weit mehr sich selbst beleidigt und aus dem Gefühle des schmerzlichen Bruches zwischen Natur und Geist ihre Einkehr zu letzterem findet. Das ist die büßende und reuige Sinnlichkeit, die Sinnlichkeit so vieler Minnesänger, des ganzen romantischen Mittelalters und seines Urbildes, des Tanhäufers.

Sind diese drei Wegweiser richtig, so wird es auch dem ästhetischen Laien möglich, sich zu orientiren, ja es wird ihm unmöglich, die Wege zu verfehlen. Sofern er nur sonst gradfönnig und wahrheitsliebend ist, wird er den Faden zu benützen wissen, im ganzen Labyrinth der Nactpoesie, besser als so viele Kritiker derselben, sich kritisch zurecht zu finden.

Wenn ihm z. B. Einer der Confusions-Kritiker sagt, daß Laura „eine schmutzige Geschichte“ ist, so bleibt ihm das zunächst gleichgiltig, denn er fragt einzig, ob sie schmutzig erzählt ist. Damit fällt ihm der kritische Maßstab des Gedichtes von selbst zu und mit Vergnügen genießt er jetzt, was ihm an Witz, Schalkheit, glücklicher Unterhaltungsgabe, ja selbst an graciösem Maßhalten erfreulich genug geboten wird. Wenn das Gedicht besungeneachtet seinen reinsten Ein-



druck verfehlt, so findet er ganz wo anders den Grund davon.

Die equivoque Geschichte spielt in der vornehmen Welt. Wir wünschten nun sicherer empfinden zu können: wohin zielt die Demonstration? Demonstrirt der Dichter gegen die höheren Stände, deren moralische Niedrigkeit satyrisch gezeigt werden soll, so müßte der satyrische Stachel schärfer und deutlicher einsegen. Demonstrirt er bloß gegen die allgemeine menschliche Schwachheit, welche nicht ausschließen würde, daß die schwachen Menschen doch auch gute und ehrenwerthe seien, so ist es ein peinlicher Mangel, wie es die Menschen dieses Gedichtes ohne Ausnahme nicht sind. In diesem Schwanken, nicht im Stoff, sondern in einem unfertigen Verhältnisse zum Stoffe, liegt der auszusprechende Tadel. Und doch möchte ich diesen Tadel möglichst gelinde aussprechen, denn nicht Ablehnung, sondern Aufmunterung verdient ein Dichter, welcher sich heute dem komischen Epos zuwendet, dessen von Natur aus niedriger Stoff die feinste Urbanität der Behandlung erfordert, also ein Etüdenstyl, der nicht eben im Geschmacke demokratischer Zeitalter liegt. Aber daß sich dann der Stylist nur mit dem schärfsten Gefühle von Selbstachtung seines edlen Amtes unterwinde! Daß er die Frivolität seines Stoffes nicht mit einem ungeläuterten Reste seiner eigenen addire! Solch eine subjective Frivolität ist z. B. die völlig unnöthige und unter Cavalieren ohne blutige Genugthuung rein unmögliche Ohrfeige, womit der innerlich begünstigte Liebhaber den Nebenbuhler, welchen eine Kofette mit günstigen Aeußerlichkeiten foppt, abstoßend brutal aus dem Felde jagt. Vielleicht ist diese Anekdote buchstäblich wahr, — so unwahrscheinlich nimmt sie sich im Gedichte aus!

Wenn „Laura“ aus der obigen Dreizahl unserer apologetischen Sätze den zweiten für sich hat, — wenigstens theilweise; — so findet „der neue Tanhäuser“ seine ästhetischen Stützpunkte in all den drei Sätzen zugleich. Da klingts in allen süßesten und schmerzlichsten Tönen vom hohen Riede der Sinnlichkeit, vom großen Sirenenliede der Menschheit, das uns von Meer zu Meer, von Ufer zu Ufer begleitet, gegen das sich das Ohr mit Wachs und das Herz mit Ascese bald ein Odysseus, halb ein heil. Antonius ganz vergebens verstopft. Griechisch wie Goethe, modern wie Heine, romantisch wie der Tanhäuser; naiv, petulant, ascetisch und vor Allem einig, kein eklektischer Wechsel, der so und auch anders sein kann, sondern das tiefe geschichtliche Menschenherz selbst, das ewig geist-sinnliche und sinnlich-geistige: das ist der Liederpuls dieses von ächtester Lyrik bewegten Tanhäuser-Lyrikers. Leider zollt auch er — ungerne genug sehen wir es — den Tribut des Epigonthums und lehnt sich fast muthwillig, denn er braucht es nicht, zuweilen an Heine'sche Vorbilder an. Dahin gehört XXXIV (der 6. Auflage), das schwerlich ohne Heine's „Waldeinsamkeit“ entstanden oder doch so verwandt modulirt wäre; noch mehr aber das erzfatale XX. Heine liebt es, im liederlichsten Trochäen-Schlendrian oft förmliche Wäschzettel von Prosa hinzuleiern, bis sich dann freilich eines seiner unvergeßlich geflügelten Worte von dem schlau-affectirten Geträtsche nur um so effectvoller abhebt. Auch diese Kopenhagen-Romanze vagabundirt sich zuletzt zu einem allerliebsten erotischen Stimmungsbildchen durch, aber es ist doch eine windige Roketterie, zu einer drei Schuh breiten Dichterlaube eine Meile lang als Weinreisender zu bummeln.

Noch schlimmer, wenn Heine nicht bloß zu formellen sondern auch zu moralischen Salopperien Beispiel und Anlaß gegeben hätte! Wer seine Geliebte kennen lernen muß — als

die Frau eines Andern, der weiß unter allen Umständen von Unglück zu sagen, denn es trübt und verdunkelt das Schönste, was Menschen genießen können. Sich darüber lustig machen und die „liebenswürdigen Hörner“ des Mannes preisen (XXX), oder wohl gar zu der Schäferstunde der Mutter das Töchterchen „erstaunt zusehen lassen“ (XXXI), der Grabescene (XXXII) zu geschweigen; das sind peinliche Charakterfehler. Sogar XI hätte ich nach meinem Geschmacke lieber nicht gemacht. Man muß nicht jeden Einfall für ein Gedicht halten.

Aber ich fange an, den Dichter zu kritisiren und ich wollte die Kritiker kritisiren. Nun, die Kritiker haben gesagt, daß man beim Verleger Kosner Haschisch, Opium und spanische Fliegen zu kaufen bekommt; oder sie haben diesem wirklichen Minnesänger gnädiglichst zugestanden, daß er die Minnesänger „mit Nutzen“ gelesen (daher man durch nützliche Lectüre ein Dichter wird, was ich bisher nicht wußte); kurz, sie haben — kritisirt! Und das Publikum hat's ausgehalten und hat diese Kritiken nicht „mit Schaden“ gelesen. Der neue Tanhäuser fliegt von Auflage zu Auflage. Also eins von den sündigen Maria Stuart-Büchern, die besser sind als ihr Ruf und lebenswürdiger als die strenge Elisabeth, die Tugendheuchlerin, die mit dem Henkerbeile recensirt!

---

## Erwin.

Von Carl Landsteiner.

Wien, 1875. Alfred Hölder.

Der sittenreine Erwin und die frivole Laura treffen darin zusammen, daß sie beide das profaische und nüchterne Treiben eines großstädtischen Stadtpflasters in die Region der epischen Poesie erheben.

Seit Gründung des „Hansjörgel“ und der „Theaterzeitung“ hat sich Wien nur im Feuilleton und im Notizenklatz zu bespiegeln gewagt; auf der Bühne gehörte es der „Localposse.“ Endlich begriff sich die Weltstadt in einer Bauera, welche leicht ihr perikleisches Zeitalter sein könnte, als einen höheren Stoff und mit einem Selbstgefühl, das diesmal am Platze ist, steht sie dem Epos Modell. Das ist eine neue, ja eine neueste Erscheinung in der Entwicklung dieses keimreichen Gemeinwesens.

Und wie fertig das sociale Wiener-Epos gleich aus dem Vaterhaupte emporprang! Kein Schauspiel unbeholfener Neulings-Versuche! Mit gewandtestem Rosenkruz tanzen die Verse Wurzbach's, und Landsteiner's ernsterer Jambus hat die Sicherheit des vollendeten Weltmannes, dessen durchgebildeter Schritt weder über angeschnallte Husarenschritte noch über schlotternde Soutanenfalten strauchelt. Jedes Motiv bewegt sich in seiner eigenthümlichen Gangart mit Meisterschaft.

Ich kann mich nicht enthalten, von der stylgewandten Bildkraft dieses Dichters ein Paar Bignetten zum Besten zu geben.

Rokette Primadonnen-Verscheidenheit.

Und endlich tritt, bestrahlt von hundert Lampen,  
Das holde Mädchen dankend an die Rampen,  
So selig lächelnd, wie ein glücklich Kind,  
Das bei der Prüfung einen Preis gewinnt.  
Sie scheint so überrascht! Zu viel der Ehren!  
Als müsse sie sich ihrer fast erwehren,  
So zuckt sie mit den Achseln, faltet stehend  
Die kleinen Hände, schülchtern um sich sehend.

Wie allerliebste! Wer kennt das Urbild nicht und freut sich nicht, wie hübsch der kostbare Schmetterling hier gespießt ist?

Ausschnitt aus einer Wiener Praterfahrt.

Da zeigt sich gern die Heldin jener Welt,  
Die aus gemalter Leinwand sich erbaut,  
Den Thoren, die von ihrer Kunst entflammt

An ihrem Siegeswagen zieh'n, beweisend,  
Daß sie auch Rosse lenken kann. Hier liegt  
Ein plumptes Weib, phantastisch aufgeputzt,  
Gedankenlos in eines Wagens Ecke —  
Und doch ist sie der Liebling jener Kreise,  
Die frecher Zote leihn ein willig Ohr.  
O edles Wort für so gemeine Sache;  
Sie nennt sich eine Sängerin des Volks!

Wohlbekannte Wienertypen, die sonst nur dem „Floh“ und der „Bombe“ zu gehören schienen, von berufener Hand hier in's Epos versetzt. Landsteiner's Vers hat überall die Würde der Kunst und nie auf Kosten der Fähigkeit, auch das Unwürdige auszudrücken. Die Thräne der ersten Liebe und das cynische Grinsen des Gauners, die keusche Romantik der Gmundner Seewelle und das geile Schmaroger-Paß der Mäcenaten-Soiree, die Hochburg des Börsen-Priamus und die ernste Kassandra in seinem Ilion: er beherrscht mit Leichtigkeit die contrastirendsten Motive und gewinnt ihnen im Flug ihren Schattenriß ab. Wenn wir eine Erstlingsarbeit vor uns haben (und ich wüßte es nicht anders) so ist die Knappheit der Form, die zuchtvolle Präcision der Charakteristik geradezu ein Unicum. Wie gewandt handeln die schwierigen Scenen zwischen Erwin und Diane — die erste sowohl als die zweite! Wie drastisch und schlagfertig führen sich die zwei Charakterspieler Maisfeld und Zips vor! Was für ein prachtvolles Schlangengezischel halbgestotterten und grauenhaft deutlichen Dialogs zwischen dem gefallenem Theaterweib und ihrem fascinirenden Ladies-Killer im Eisenbahn-Coupé neben dem schlafenden Türken! Man meint ein Bühnenmanuscript zu lesen, das der kundigste Theaterdirector zusammengestrichen. Lauter straffgespannte Bogensehnen mit Kernschüssen in's Schwarze. Alles Skizze und Andeutung, nichts dilettantische Ausmalerei. Nur im Finale hat der Dichter

sein volles Herz nicht gewahrt und läßt es breiter, als es sein eigener Kunststyl ist, ausströmen. Wir wünschten den Genügsamkeits-Hymnus auf weniger Tacte reducirt und die Nemesis Kianen's ganz weg, denn der Dichter selbst denkt sonst vornehmer, als es im Geiste dieser moralisirenden Demonstration liegt.

Ich sprach zuvor von einer Theaterhand und komme darauf zurück, weil das Wort nicht einmal so zufällig sich eingestellt hat, als es scheint. Landsteiner erzählt uns eine überaus einfache Geschichte, die ihm zwar Motive der Schilderung und Charakteristik bietet, die aber nicht spannend, nicht wendungsreich und katastrophenträchtig sich abspielt. Sein Kritiker dürfte es daher um so weniger übersehen, wie gut er die sparsamen Gelegenheiten effectvoller Uebergänge fast wie ein Bühnenkünstler zu handhaben weiß.

Dahin zähle ich die Praterfahrt mit dem Ueberfahren des kranken Arbeiters und die Mäcenaten-Soirée mit der Nachricht des Bankrotts. Diese Wendungen setzen völlig dramatisch ein; sie müssen dem Dichter als vollbewusste Kunstabsicht und nicht als blindes Glück zugerechnet werden. Es sind im Epos Bühneneffekte. Schade, daß sein sicherer Blick an einer dritten Gelegenheit achtlos vorüberging. Der Entschluß, freiwillig zu sterben, soll nie revocirt werden durch ein unsichtbares Motiv. Wir glauben sonst an Todesfurcht, Feigheit und die Versicherung „o nein“ reicht nicht zu. Das Andenken der Mutter, also ein Gedachtes, war in unserem Falle leicht genug in ein dramatisches, sei's auch melodramatisches Motiv zu verwandeln, denn ganz anders ergriff uns ihr Geist, wenn z. B. aus einem fernen Hause ein Clavierstück erscholl, das einst ihr Lieblingsstück gewesen. Faust, der beim Tone der Osterglocken die Pfiöle vom Munde setzt, gibt ja die Lehre, wie solche Prozesse sinnlich zu machen sind.

Dagegen möchte ich den Leser warnen, Motive zu übersehen, wo sie thatsächlich da sind. Vielleicht enttäuscht ihn die ganze Peripetie unserer Handlung, wenn ihn die moderne Brillanz des Anfangs etwas Pikantes erwarten ließ, als die sentimentale „Strohütte“ und das Liebesglück mit der „Tochter des Volks.“ Und da auch die Genügsamkeit eine Poesie hat, die er nicht leugnen kann, so liegt es ihm nur allzu nahe, wenigstens in der Ausflucht sich Luft zu machen: Wenn man nur daran glauben könnte! Das ist alles recht schön, aber wer bürgt mir, daß die Leute es aushalten?

Mit einer feinen Charakteristik hat der Dichter diese Blügschaften motivirt.

Was Erwin betrifft, so ist er der Sohn seiner Mutter: seine Bedürfnisse sind nicht luxuriös, aber von Haus aus die reinsten des menschlichen Herzens. Der Dichter hat den ganzen Charakter so sichtlich für den Glückswechsel vorbereitet, daß wir an Erwin nicht wohl zu zweifeln berechtigt sind. Daß er auf Dianens Irrwegen gegangen, ist nur um so besser: Erziehung, Umgebung, Beispiel, auch das verlangte sein Recht. Die Welt des Parvenü's muß erst zusammenbrechen, damit Erwin sich selbst finden kann; aber er hat zu finden und findet's!

Wie steht's nun um seinen Halt an der „Tochter des Volks?“ Was that diese, um für sich zu bürgen? Wenig. In einem Augenblicke, wo Dankbarkeit eine unmittelbare That heißt, findet sie im kahlsten, entblößtesten Haushalt noch immer das Dankeszeichen: eine Rose am Rosenstock. Sie bricht sie und gibt sie. Es ist wenig, aber mehr wäre Ostentation gewesen. Es ist just genug. Das ist das Weib für das Loos des verarmenden Mannes! Sie wird aus dem Nichts immer noch etwas zu zaubern wissen; sie wird der Genius der Strohütte sein! Diese Rose ist fein, vielleicht zu

fein für flüchtige Augen, aber es ist der ganze Charakter unseres Dichters, mit den bescheidensten Mitteln zu wirken.

Und wer seinen Prolog nicht überschlagen hat, weiß wohl, warum. Es ist nicht eben die Bescheidenheit jener vor-geschichtlichen Einfachheit, welche die primitivsten Naturgaben opfert, weil Höheres noch nicht entwickelt ist; das Gegentheil. Es ist die Bescheidenheit der Umkehr von jener höchsten Entwicklung, welche Ausartung ist. In seinem gebiegenen und mannesfesten Prolog steht unser Dichter auf der ganzen Höhe des Zeitbewußtseins und sagt sich mit reifster Fülle einer durchgebildeten Besonnenheit von allen Schwindelgeistern des Zeitalters los. Sehr deutlich deutet er auf diese Schwindelgeister und setzt sich in bewußtesten Gegensatz zu ihnen. „Das Scheusal ist das Ideal der Zeit,“ blickt es irgendwo wie ein Bannstrahl aus seinem Büchlein und er nimmt Stellung zu diesem Scheusal mit seinem widerspruchsvollen Genügsamkeits-Idyll. Er schänkt die Ruhmilch, die er schänkt, nichts weniger als wie ein Armer, dem nur eine Kuh im Stalle steht; er schänkt sie wie ein Arzt, der Gift genug in seinem Giftkasten hätte, aber es beliebt ihm, Ruhmilch zu verabfolgen. Ehe sein Erwin beim Theokrit ankommt, hat es auf manchem Blatte des Gedichtes wie von der Satyre Juvenals und Petrons geblitzt und gedonnert! Dieses Talent verräth er gleichsam nur im Vorbeigehen, denn noch gefällt es ihm, den frommen Dichterglauben zu realisiren, „daß vom Eigennutz, dem Tyrannen der Zeit, nur die Liebe befreien kann.“ Hätte er sich aber einst müde geglaubt an diesem Glauben, so möchte er wohl der Mann sein, dem Zeittyrannen noch ein ganz anderes Gorgonenschild entgegenzuhalten, als das Bild der Strohütte!

In diesem Sinne hat „Erwin“ meine Aufmerksamkeit erregt, was er im großen Publikum nicht that, welches, wie



es scheint, die Strohütte übersehen und die Kuhmilch verschüttet hat. Das Talent der Strafope, welches gelegentlich dieser unschuldigen Dinge ziemlich gewitterisch aufdämmerte, ist am fernen Horizonte einstweilen unbemerkt geblieben, denn — „den Teufel spürt das Böcklein nie.“

Möglich, daß es bei der Anlage bleibt, die sich weiter und zielbewußt weder entwickeln kann, noch will, und daß dem Dichter der Friede des eigenen Herzens, wie Grillparzer'n, welcher das Talent, aber nicht den Muth der Tragödie hatte, theurer ist, als das gymnastische Aufgebot seiner letzten und höchsten Kräfte. Um ihrer selbst und Anderer willen unterläßt es aber die Kritik wenigstens nicht, auf das Schauspiel solcher Talente aufmerksam zu machen und mit Hoffnungen und Ermunterungen es theilnahmsvoll zu begleiten.

---

### Friedrich Schögl's „Wiener Blut“.

Wien, L. Rosner.\*)

März 1873.

Die Lage Wiens am Wechsel zwischen den norischen Alpen und dem pannonischen Tieflande, an der Kreuzung der Diagonalen, die man von Polen und Rußland nach Italien und vom deutschen zum Byzantinischen Reiche zieht, an demjenigen Punkte der Donau, welcher den Quellen der Oder und der Elbe zunächst liegt, fast in der gleichen Entfernung von Deutschen, Italienern und den Slaven der Nord- und Südgruppe, — die Lage Wiens ist ein Knotenpunkt des großen Verkehrs und prädestinirt zu einer Hauptstadt.

---

\*) Vierte Auflage 1875.

Eine Hauptstadt aber, die ihre Bedeutung aus einem Straßenkreuz schöpft, hat ihre Bedeutung in den Vorstädten. Der todtmüde Fuhrmann, am Ende seiner länderdurchschneidenden Straße, lagert ab und kramt aus, wie er nur das Weichbild seiner langersehnten Karawanserei in Sicht bekommt. Die Räume der inneren Stadt sind ihm zu eng und zu theuer; vor den Thoren gibt's weitere und wohlfeilere Räume. Kommt zu mir heraus, der ich so weit zu euch herangefahren. Und die Vorstädte entwickeln sich.

Die Kraft Wiens ruht auf seinen 35 Vorstädten. Viele derselben sind selbst große Städte von 80.000 bis 100.000 Einwohnern und einem Kirchspielbudget, das sich der Million nähert.

Und was für markirte Individualitäten sind sie! Jeder Straßenstrom führt ein anderes Alluvium, setzt andere Stoffe und Mischungen ab. Wie getreu drückt sich im Charakter der wiener Vorstädte ihre Genesis aus! Den ersten und ältesten Rang unter ihnen behauptet die südlich gelegene Wieden, die Repräsentantin der italienischen Straße und ihrer uralten Kulturhegemonie. Mariahilf im Westen, der Endpunkt der deutschen Reichsstraße, entwickelt sich als Rivale der Wieden, neuerer Zeit als ihr siegreicher Rivale. Ein unerbittlicher Stillstand aber hält die östliche Vorstadt Landstraße nieder, die ungarische Straßenherberge, die Etappe jener Rumänen, Jazzen, Hajduken, Uskokon, Kuruzzen, welche hinter ihren Schweineheerden mit nichts als dem selbstgewebten Zwilchhemd bekleidet und dem entnervenden Luxus des Schnupftuches fremd, noch heute Metternichs Bonmot rechtfertigen: Asien fängt auf der Landstraße an. Die nördliche Leopoldstadt, das Emporium der dreizinkigen Slawenstraße aus Böhmen, Mähren und Schlesien mit Polen, hat mitnichten die Slawen angefegt, deren wanderlustig-prickelndes Blut vielmehr die ganze Hauptstadt infiltrirte, wohl aber jenen Stoff, welchen

die Nordflawen so vorzugsweise reichlich mit sich führen, die Juden, und ihr familienhaft conglomerirendes, enggedrängtes Exklusivleben. Und welche Spielarten endlich von diesen vier Grundlinien der Himmelsgegenden in die zweiunddreißig Radian der Windrose! Welch feine physiognomische Uebergänge von einer Vorstadt zur andern und innerhalb der nämlichen von ihrer rechten und linken Seite, von ihrer äußeren und inneren Tangente, regelmäßig und unregelmäßig durchconjugirt alle fünfunddreißig durch!

Da liegen sie nun diese Riesentessel, dampfen Tag und Nacht und was sie kochen und brauen, steigt in seinem letzten und feinsten Stoffe als Crème zur City empor, wird politische und finanzielle Regierungssintelligenz, wird das „oberste Zehntausend“. Und von Wien sprechend, meint man zuletzt doch immer und wieder nur „die innere Stadt“, nämlich eben die City.

So eine City aber ist überall ein sonderbares Ding. Jede City schaut zur City; der inneren Stadt Wien ist Paris, London, Berlin, Petersburg, Constantinopel geläufiger als seine Nasenspitze, nämlich seine Vorstädte. Welthorizont — ja! Vorstadthorizont — shocking! Inzwischen sind diese Vorstädte da, sind die Wurzel des Baums, sind die Gewichte der Uhr, schicken sogar ein Duzend Vertreter in's Reichsparlament. Es geht nicht wohl an, daß ihre Vertreter aus der Literatur abwesend sein dürften.

Da kommen denn die literarischen City-Herren und geben sich das Mandat, ihre Vorstädte feuilletonistisch zu vertreten. Aus dem triftigen Grunde, sie nicht zu kennen, leiten sie das Recht ab, über sie zu schreiben. Eine possirliche Papageien-Volière! Betrachten wir uns die verschiedenen Federn.

Den Vortritt nimmt der Eugen Sue- und Börne'sche Stuben-Volksmann, welchem das Volk der Faubourgs unbe-

sehen ein Gott ist, welcher nur die ungewaschensten Hände drückt, nur die fuselduftigsten Lippen küßt und „das Herz im Zwischmittel“ so überstürzt embrassirt, daß es oft nur der Zwischmittel allein und gar kein Herz ist, was er umarmt.

Mit vornehmer Gönnermiene naht sich der Edward Bulwer'sche Lese-Gentleman. Er sieht dem Volksleben etwa zu — wie die Menschen den Spielen der Thiere zusehen. In seinem Lob, in seinem Wohlgefallen, in seiner allergnädigsten Schuld, in seinem herablassenden Schmunzeln, in jeder Geste liegt eine penetrante Impertinenz, welche regelmäßig in der Phrase cumulirt, daß „nicht der geringste Exceß vorgefallen“, wenn er von größeren Volksbelustigungen referirt. „Mein Freund, du merkst wohl nicht, wie grob du bist?“

Der Bücherwurm Wagner hält sich in vorsichtiger Schußweite vom hiertrinkenden und kegelnden Vorstädtler — „weil ich ein Feind von allem Hohen bin“. Desungeachtet schreibt er für „unser Blatt,“ wenn es ihn gut honorirt und dann verräth er, daß er es zwar für den verächtlichsten aber auch leichtesten Theil der Literatur hält, über's Volk zu schreiben.

Schlechtweg „Gefindel“ und Bagage sans phrase ist das vorstädtische Publicum dem Menschenfeind und zwar dem feigen Menschenfeind, welcher im journalistischen Lohn die „Crème“ schonen, wohl gar lobhudeln muß und nun seine Galle an der „Hefe“ ausläßt.

Aber das wirkliche Volksleben, seine Urwüchsigkeit, seine Porträtwahrheit und Naturtreue trifft endlich der „Realist“ wie kein anderer. Er packt den Stier bei den Hörnern und die Sau beim Ohr, er „greift hinein in's volle Menschenleben“, nämlich in den Straßentoth und modellirt seine Vorstadttypen aus diesem bildsamen Materiale. Je derber, je greller, je schreiender, desto besser. Das ist das Volk, wie es

leibt und lebt, bildet er sich ein und nennt sich Realist; — wir Anderen nennen ihn Hausknecht!

Wird man dieser Specification Unrecht geben? Wer hat es nicht schauernd selbst erlebt, wie in der bebrillten und geistreichen Touristen-Literatur oder im Feuilleton des welt-erleuchtenden City-Blattes das Volksleben der Vorstädte aus einer dieser fünf Tonarten skizzirt, porträtirt, stereoskopirt und skalpirt wird? Der obigen Verbrecher-Galerie dürfte zu ihrer Vollständigkeit eine landeskundige Varietät schwerlich mehr fehlen.

Die Verbrechen aber fallen von selbst in die Augen, wo das Verdienst austritt. Ist doch dieses so einfach, so natürlich, so selbstverständlich, daß es kaum seinen eigenen Maßstab mitbringt, denn man meint, das könnte Jeder geleistet haben. Da wird man denn aufmerksam, daß es Keiner geleistet hat, und erst jetzt entsteht der Eindruck: Verdienst, und wächst und wird groß. Es ist eine Affirmation durch die Negation, ein argumentum e contrario, wie die Gesundheit durch's Kranksein zu einem Begriff wird. Holzweg auf Holzweg und eine falsche Fährte um die andere mußte sich darstellen, bis wir es schätzen lernen — vierspännig auf der Kaiserstraße zu fahren! Wahrlich, einen ungeheuren Unterbau hat das simple Wort: hier hat der rechte Mann das rechte Buch geschrieben.

Und warum ist es der rechte Mann? Wie muß er aussehen, den wir in unserm Falle den Rechten nennen?

Die Mischung der Eigenschaften ist viel feiner, viel seltener als wir es denken; ja, ich möchte sie historisch nennen! Wird doch — um Kleines mit Großem zu vergleichen — der Volkschriftsteller nichts anders als wie der Volksheld wird.

Wer einem armen und unwissenden Volke als sein Held und Befreier aufersteht, repräsentirt nicht etwa als der ärmste

und unwissendste, sondern als der wohlhabendste und wissendste den Superlativ seines Volksthums. Wenn ein Serbe oder Bulgare den heiligen Nationalkrieg gegen die Osmanen proclamirt, so hat er sicherlich osmanische Culturform in sich aufgenommen. Wenn ein Häuptling der Kaffern, Indianer, Maoris sein Volk von den Engländern befreien will, so können wir darauf schwören, daß er englisch spricht und englische Zeitungen liest. Just diese eigene innere Erlösung will er ja den anderen bringen, just das ist sein Pathos, daß er den vorhandenen Zustand nicht dumpf isolirt, wie das übrige Volk, sondern größer und allgemeiner als alle empfindet und überschaut, wozu ihn eben ein höherer Culturgrad befähigte. Nicht so hoch dürfte aber dieser Grad sein, daß er darüber seinen eigenen volksthümlichen Boden verloren hätte, seines armen und unwissenden Volkes sich schämte, sich von ihm ablöste und Würden und Ehrenstellen bei dem vorgerückteren annähme.

Und das ist nun die zarte Linie, von der ich spreche: dieses Hoch und nicht zu hoch! Dieses Hoch in einem Grad, wo es von dem Unten nicht trennt; nein, mit dem Unten noch fester verbindet und alles, was es erwirbt, für dieses erwirbt.

Ich möchte sie mit der Linie des Schwimmenden vergleichen. Der Kopf trägt sich hoch und ragt über das Wasser empor, aber von Brust und Herz angefangen steckt er ganz in seinem Elemente.

Auf dieser Linie wird der Vorstadt=Classiker, der es ist, es auch für die City=Literatur, ja für die Weltliteratur. Nie kann sich die letztere zur Vorstadt „herablassen“; der Proceß gelingt nur, wenn diese in ihren Führern und Sprechern emporsteigt.

Ein literarischer Vorstadt-Häuptling solch vollkommenster Form ist nun offenbar Friedrich Schögl. Nicht daß sein „Wiener Blut“ in die Grenzen der Vorstädte just strictissime

gebannt bliebe; aber sie sind sein Lieblingsthema, sein Mutterboden, seine Specialität.

Von dieser Specialität war es denn auch unmöglich, in Generalien zu sprechen. Ich mußte, auf alle Gefahren der Weitschweifigkeit hin, tiefer greifen und eben das Specifiche, das Charakteristische zu präcisiren suchen. Nie wäre weniger als hier mit der Recensir-Schablone etwas ausgerichtet gewesen. Geist — Wiß — sprudelnder Wiß — Humor — humoristische Ader — feine Beobachtung — gemüthvolle Auffassung — glückliches Darstellungstalent, — wer hätte denn diese schönen und guten Dinge nicht schon längst und überflüssiger besessen? Will ich denn einen Phönix aus unserm Autor machen? Nichts weniger. Nicht das Talent entscheidet den Rang seines Buches, sondern die glückliche Eigenthümlichkeit wie es zu liegen kommt, wie es zwischen dem Künstler und seinen Stoff, zwischen dem Subject und Object just auf der richtigsten Linie liegt.

Diese Linie anders gedacht und wie unwirksam können alle Talente sich abspielen! Zum Beispiel, der Humor, diese edelste Gottesgabe erdgeborener Sterblicher! Es gibt eine Sorte von Humor, welcher souverän zu spielen liebt und gleichsam zu sagen scheint: seht, was ich aus diesem Stoffe mache! Er erquickt nicht. Es gibt einen andern Humor, welcher sich den Schmachtriemen der Objectivität anschnallt und sein Ich so geschickt zu verbergen weiß — das man nichts als das Verbergen sieht. Coquetterie dort und hier! Jener coquettirt mit dem was er kann, dieser, wie er „hinter seinen Stoff zurücktreten kann“. Aber mitten unter seine Bambocciaden setzt sich dann unbefangen und treuherzig der echte Jan Steen, Ostade, Teniers hin, hat seine Subjectivität und Objectivität wie er seine zwei — Schenkel zum Sigen hat, rundet sich ab, lebt sich aus, ungenirt,

zwanglos, lachend und sicher, in der vierschrötigen Bornehmheit seines natürlichen Tactes! Das trifft nicht Jeder.

Also kurzweg, Schlägl hat das Talent seines Stoffes. Nicht abstracte Literaten-Talente, nicht Emma Niendorf- und Gustav-Rasch-Talente für aller Herren Länder und Völker, für alle erschaffenen und noch möglichen Schöpfungen: sondern für sein Land und sein Volk; das ist das Element, das von ihm beherrscht wird, von dem er aber auch getragen wird. Diese lebendige Wechselwirkung zwischen Künstler und Stoff, dieses, ich möchte sagen, menschliche Verhältniß zwischen Autor und Buch, das ist die eigenthümliche Liebenswürdigkeit — des letzteren? nein, beider! Denn im Buche gewinnt man den Menschen lieb und dem Menschen ist ein liebes Buch geglückt. Sie hängen zusammen wie an einem geheimnißvollen Bande von Vater- und Kindestreue. Das gibt den Kleinigkeiten, die wir hier lesen, einen Zauber, welchen größere Genieprinzen oft weit minder erreichen.

Umschriebe ich noch länger dieses Verhältniß, so käme ich folgerichtig bei der Definition des Classischen an, wie wir sic z. B. von dem Vorbilde der Griechen abstrahiren. Auch sie waren ja nicht abstracte Talent- und Imagination-Literaten, sondern Realschriftsteller, Erleber und Besitzer ihrer Stoffe, Herren, die ihren Grund bebauten und von ihm ernährt wurden. Auf dieser Basis zunächst wird wenigstens das Wahre und Echte; auf der gleitenden Unterschiedscala zwischen — Wienern und Griechen kann es dann zum Schönen und Schönsten werden.

So werden es allerwegs, und ich möchte drauf schwören, nur die fremden Touristen gewesen sein, unmöglich aber die Erleber und Besitzer des Stoffes, welche den abgeschmackten Ruf der Gemüthlichkeit über Wien ausgegossen. Wie dieses seltene und wahrlich selten gesehene Phänomen in der



Wirklichkeit aussieht, nicht aber eingebildet, nachgebetet, vorge-  
spiegelt, erlogen und weißgemacht, kann man nur bei unserm  
Native-Wiener und Vorstadt-Autochthonen sehen! Und bei  
Gott, es ist sehenswerth genug!

Unser Schauplatz im „Wiener Blut“ ist die Zone süd-  
deutscher Laxheit, multiplicirt mit slawischer Lieberlichkeit und  
zum Quadrat erhoben durch geistliche und weltliche Miß-  
regierung hundertjähriger Dalai Lama-Absolutie. Da muß  
es denn nothwendig im „Wiener Blut“ auch viel verdorbenes  
Blut geben, und wer diese Thatsache nicht beschönigt, ist  
Friedrich Schögl. Er zeigt uns die Indolenz, die Frivolität,  
die Gemeinheit, die sittliche Verkommenheit, die mannlöse  
Bubenhaftigkeit, den Lustfrevler, die Botengier, den Schmutz-  
fanatismus, den Bildungshaf, die verstockte, verluderte, sich  
selbst bejahende absolute Lumpenhaftigkeit, mit jener festen  
Germanenhand eines echten Niederländers, welcher nichts  
verwählt und verbübelt, welcher derb die Wahrheit sagt und  
herzhaft ausspucken kann, wo kein Spucknapf steht. Der  
kundige Landsmann und Mitwiffer dieses intimen Stoffes  
aber sagt sich erstaunt: also das alles kennst du auch, hast  
es gesehen und durchconjugirt wie Unsereriner, ja noch  
autoptischer, und doch konnte deine Liebe zu Volk und Land  
an so vielen und verzweifelten Klippen nicht Schiffbruch  
leiden? Oder umgekehrt: so viele Liebe hat dich nicht blind  
gemacht, daß dein Auge klar und offen, hat dich nicht schwach  
gemacht, daß dein Zorn straff und dein Ekel gesund blieb,  
wo eine mannhafte Abstoßungskraft an ihrem richtigen Plage  
war? Und jetzt ahnen wir etwas von dem echten Begriff  
der Gemüthlichkeit. Wir sehen die Goldprobe ihres feinst-  
körnigen Goldes.

Diese Ausgeglichenheit von Liebe und Satyre,  
dieses schöne sittliche Ebenmaß, welches die Liebe nicht zur

Sentimentalität, den satyrischen Strafgeist nicht zur Erbitterung werden läßt, ist wohl die geheimste und innerste Quelle von der wohlthuernden Wirkung unsers Buches, ist ein Zauber-  
gürtel woraus Anmuth und Adel auf die derbsten und niedrigsten Stoffe ausstrahlt. Wir glauben von dem Talente des Autors, von der glücklichen Wahl seiner Gegenstände unterhalten zu sein und fühlen zuletzt mit feineren Organen, daß das Beste dabei seine schön gestimmte Menschlichkeit thut.

„Schlögls „Wiener Blut“ ist am 10. Januar im Buchhandel ausgegeben worden und gegen Ende des Februar bereitete der Verleger — die 2. Auflage vor. Die österreichische Presse hat es augenblicklich und einstimmig ihrem ungeheueren Leserkreis mit wärmstem Beifall empfohlen. Wäre dabei Kirchthurms-Aesthetik, Gau-Patriotismus und Kameraden-Verknotigung im Spiele, so würde ich mit angeborenem und auf Methusalems Alter ausreichendem Etel vor literarischem Schwindel mein Weniges beigetragen haben, sothanen Luftballon an allen erreichbaren Punkten zu durchlöchern. Aber es ist glücklicherweise umgekehrt. Diese Wiener Skizzen verdienen noch weit über Wien und Oesterreich hinaus die liebevolle Aufmerksamkeit der Literaturfreunde. Denn das wird doch wahr bleiben müssen und das Eine trotz allen Widersprüchen und Einreden, auf die sich jede auch die berechtigteste individuelle Meinung gefaßt machen muß: mindestens auf die nächsten zwanzig Jahre hinaus ist unserm Buche zu prognosticiren, daß es die Anerkennung der besten Studie, welche die belletristische Ethnographie über Wien und die Wiener zu Tage gefördert hat, behalten, und gleichsam die originaltreue und kritische Textausgabe dieses Themas repräsentiren wird.

## Oesterreich's Grillparzer.

14. Januar 1871.

Eines Morgens fuhr ein fünfzehnjähriges, schönes Mädchen zu den Thoren von Wien hinaus, ihrem fernen Bräutigam entgegen. Die ganze Stadt drängte sich um ihren Wagen, anfangs in stiller Betrübniß. Das junge Mädchen saß im Wagen zurückgelehnt, ihr Angesicht mit Thränen benetzt, ihre Augen bald mit ihrem Schnupftuch, bald mit ihren Händen bedeckend, und zu wiederholten Malen aus dem Wagen sich vorstreckend, um noch einmal nach der Burg ihrer Väter zu sehen, wohin sie nie in ihrem Leben zurückkehren sollte. Sie winkte dem guten Volke, das sich herandrängte, um ihr Lebewohl zu sagen, ihr Bedauern, ihre Dankbarkeit zu. Auf einmal aber brach die Menge von allen Seiten nicht bloß in Thränen, sondern in ein Geschrei aus. Männer, Frauen und Kinder überließen sich der Gewalt ihres Schmerzes. Auf allen Straßen von Wien hörte man Töne des Jammers. Endlich verschwand der letzte Courier, der ihr folgte, und die Menge zerfloß. — So berichtet ein Augenzeuge (Weber I, 6).

Dreiundzwanzig Jahre später fuhr in Paris eine acht- unddreißigjährige, früh ergraute Matrone auf einem Karren und mit gebundenen Händen zum Schaffot. Es war die junge, fünfzehnjährige Braut, welche Wien mit Heulen und Jammer scheiden gesehen. Es war die österreichische Kaiser-tochter Maria Antoinette. Am Mittwoch den 16. October 1793 fiel ihr schönes Haupt in den Saß der Guillotine.

Damals fing in ihrer Vaterstadt Wien ein Kind zu gehen und zu lallen an, welches am 15. Januar 1791 geboren war und Franz Grillparzer hieß.

Und gleichzeitig fing auch die Regierung seines Vaterlandes zu gehen und zu lallen an. Sie fing an, rückwärts zu gehen, sie fing an, das Wort, welches Kaiser Josef mit männlich-starker Stimme gesprochen, wieder schwach und stammelnd zu lallen. Und bald verstummte es ganz.

Denn Oesterreich knirschte vor Zorn. Das österreichische Volkshertz erstarrte in Schauer und Schrecken über den Henkertod der kaiserlichen Mitbürgerin, über den Mord der schönsten Wienerin. Es hat sich von diesem Eindrucke eigentlich niemals erholt. Schreiber dieses hat noch die Generation, welche seine Kindheit leitete, das Wort Jakobiner mit Empfindungen aussprechen gehört, welche von Haß und Grimm, wie vom frischesten Eindrucke glühten. In der Hinrichtung der Marie Antoinette lernte Oesterreich die Revolution von ihrer scheußlichsten Seite kennen, ja, was für österreichische Gefühlsweise so entscheidend ist, durch das Medium der Persönlichkeit. Und welcher Persönlichkeit! Ein junges, schönes und unschuldiges Mädchen rührt alle menschlichen Herzen; eine ihren Kindern entrissene Mutter hat die Sympathien der ganzen Welt. Und dieses Mädchen und diese Mutter war Maria Theresia's Tochter und Josef's Schwester! Man überlege die Zeit. Oesterreich hatte sich unter Maria Theresia und Josef fünfzig Jahre lang gut regiert gesehen, — eine Dauer, welche heute der kühnsten Phantasie spottet. Das dynastische Gefühl, das patriarchalische Verhältniß stand auf der Höhe seiner classischen Blüthe. Das Band zwischen Fürst und Volk war das innigste, theilnehmendste; das Ideal, daß Fürst und Volk eine Familie bilden sollen, der Wirklichkeit so nahe, als Ideal und Wirklichkeit sein können. Und in diese Gemüthswelt zischte das Fallbeil der Guillotine. Als das Haupt der Maria Antoinette fiel, verlor jedes Haus, jede Familie in Oester-

reich eine Tochter, eine Schwester. Das österreichische Volks-herz — das fröhliche, gutartige Herz — war an seiner empfindlichsten Stelle verwundet. Die Wunde war tödtlich, unheilbar. Theilnahmslos sah der weiche Wiener den unschuldigen Hebenstreit hinrichten; der Name Jakobiner genügte um ihn zum verlorenen Manne zu machen. Finster und grollend sah Wien in seine Mauern Napoleon einziehen; dem gekrönten Jakobiner imponirte — in seinem Herzen sagte er vielleicht, erschreckte — die Haltung der Wiener Bevölkerung. Und warum er erschreckte, sollte er bald darauf in Schönbrunn erfahren, in dem heiteren Garten, wo die kleine schöne Antoinette den Traum ihrer Kindheit geträumt und wo Staps den gekrönten Jakobiner ermorden wollte.

Nur in dieser Volksstimmung war die Reaction gegen die Reformen des theueren und unvergeßlichen Josef möglich. Die Rückwärtstrebenden zeigten jetzt auf das Blutgerüst, welches die Tochter Oesterreichs bestiegen und sagten sophistisch: Seht, das sind die Wege der Aufklärung! Aufklärung heißt es am Anfang, Guillotine heißt es am Ende! Und das Volk, welches nur mit dem Herzen denkt, fand diese Logik leider logisch. Die Denkenden aber, welche es besser wußten, verloren den Boden, geriethen in die Minorität. Die Denkenden Deutschlands wußten aus der Ernte, welche in die scheußliche Blutlache der Revolution gesäet war, noch immer einiges Gute, der Zeit und ihren Fortschritten Dienende sich anzueignen. Die Oesterreicher dagegen empfanden einen unüberwindlichen Schauer vor dem Blutgeruch, welchem das Blut ihrer edlen Tochter beigemischt war. Es war möglich, das josefinische Oesterreich auf die Wege der Reaction zu führen. Es war möglich, Oesterreich aus dem Culturgarten Deutschlands heraus und in die Steppen „Kleinrußlands“ zu führen. Das Henkerbeil, welches den Nacken der

ersten Wienerin zerschnitten, hat auch eines von den Bändern zwischen Oesterreich und Deutschland durchschnitten. Deutschland war ja auch von der Revolution angesteckt, wie Metternich vierzig Jahre lang sagen durfte; aber sein Staat, der nicht alt bleiben und nicht modern werden kann, spürt es in allen Gliedern, wie sehr er leider — nicht angesteckt worden!

So recht zum Wahrzeichen dessen steht unser Dichter da. Grillparzer war in jedem Sinne berufen, ein großer deutscher Dichter zu werden. Er wurde nur Oesterreich's Grillparzer.

In der literarischen Culturgeschichte bedeutet er die Scheidung Oesterreich's von Deutschland. Betrachten wir sein großes dichterisches Vermögen und das Datum seiner Geburt, so ist er josefinisches Reis, bestimmt josefinische Früchte zu tragen. Aber das Reis wuchs in umgekehrter Richtung. Es wurde nicht der Ausläufer Josef's, es wurde der Anfang Metternich's. Die Kraft trug nicht Kraft, sondern Selbstbeschränkung, Selbstverleugnung, Entsagung. Was seiner Dichtweise den räthselhaften Charakter ausprägt, das ist die merkwürdige, vielleicht einzige Erscheinung, daß seine Helden starke Leidenschaften, aber schwachen Willen haben. Medea, Ottokar, seine bedeutendsten Typen, fangen an wie leidenschaftliche Jakobiner und enden wie willensschwache Girondisten. Es ist in seiner Poesie etwas, wie eine reuige Revolution, wie eine Revolution auf der Umkehr. Seine Poesie fängt an mit deutschem Verständnisse der Zeit und endet mit österreichischer Abwendung von der Zeit.

Laube's Kritik, in der Anschauung fast immer brillant, aber in der Reflexion schwach, oft hilflos-schwach, holte ihre Kriterien allzu genügsam von der Oberfläche, wenn sie mit

Gemeinplätzen wie „österreichische Milde“ oder „süddeutsche Sinnlichkeit“ Grillparzer's Charakteristik versuchte. Dieser Dichter kann nicht geudeutet werden, wenn man nicht den Gang der Natur aus dem Gang der Geschichte deudet.

Was nun Grillparzer's Vaterland, was die Geschichte Oesterreich's betrifft, so nahm sie unaufhaltsam den Gang des Scheins. Man schämte sich, russisch zu sein; man haßte es, deutsch zu sein. Einzige Auskunft — überhaupt nicht zu sein, sondern zu scheinen. Die Theoretiker fabuliren noch immer von unserer Mission, Cultur nach Osten zu tragen; wir, die „praktischen Staatsmänner“ aber, fühlen die Mission, Cultur vom Westen abzdämmen. Natürlich dürfen wir diese Mission nicht eingestehen; natürlich dürfen wir jene Mission nicht ableugnen. Also Schein her! Schein und wieder Schein!

Dieser Schein erzeugte die bekannte komische Figur, den „österreichischen Hofrath“, jenes typische Räthsel der Naturgeschichte, das in Deutschland Kosak schien, aber in Petersburg deutscher Professor schien. Ach, könnten wir diesen kostbaren Hofrath auch in jenen Branchen des Nationallebens haben, wo sich mit Hofrätthen nicht regieren läßt! Könnten wir auch eine Schein-Literatur und eine Schein-Poesie haben! Zum „Koloß auf thönernen Füßen“, der unser Modell ist, brauchen wir nur noch eine Poesie auf tragantenen Füßen, auf Füßen von spanischer Windbäckerei.

Schiller, Goethe, Lessing, Shakespeare, — classisches Repertoire: man kann es leider nicht entbehren, denn man muß deutsch scheinen. Fatal ist's nur, daß diese Racker die Unart haben, zu sein; wenn man mit ihnen scheinen will, so schlagen sie Einen gleich todt. Was wir brauchen, das ist etwas Oesterreichisches, „Vaterländisches“, denn wir

sind „eigenthümlich.“ Also Grillparzer! Unser Grillparzer! — Hm! Ganz gut. Zum Schein nach Außen vortrefflich; aber zum Hausgebrauch, unter uns gesagt, doch auch noch zu classisch, nämlich wesenhaft. — Aber es ist ein loyales, unschuldiges Wesen. — Und doch ein Wesen! Verständigen wir uns über den feineren Begriff. Loyal ist nicht die Fä-  
higkeit, die uns dient, sondern die Unfähigkeit. Numero  
sicher ist nicht die Kraft, die sich demüthigt, sondern die  
Unkraft.

Und so haben wir Grillparzer's Stellung in Oester-  
reich. Väterlich-grausam zu sagen: der altconservative, stock-  
österreichische Dichter blieb zeitlebens wie ein verkappter Re-  
volutionär angesehen. Er war niemals persona grata. War  
er doch gleichzeitig mit der Marseillaise geboren! War  
er doch im Schooße des Josephinismus geboren! Der  
Mann geht herum wie unser böses Gewissen. Seine Zeit  
haben wir begraben, aber er lebt. Mag er seine Kräfte  
mäßigen und herabstimmen, wie er will; genug, er hat sie.  
Das allein ist Revolution. So dachte der Metternichismus,  
und „unser“ Grillparzer wurde mit Anstand vergessen. Es  
ist kein Widerspruch, sondern eine innere Logik, daß erst der  
Deutsche Laube den Oesterreicher Grillparzer unter  
seinem Schutt wieder hervorgraben mußte.

Und dieser Schutt war inzwischen allerdings hoch ge-  
worden. Wir hatten uns, Gott sei Dank, eine neue Gene-  
ration erzogen, eine „eigenthümliche“. Wir waren glücklich,  
wie nur die felix Austria sein kann, wir bekamen eine  
wunderbar praktische Hofraths- und Schein-Poesie. Griseldis  
und Percival, Ingomar und Parthenia, Thumelicus und  
Thusnelde — das Alles war leer und hohl, nichtig und  
wesenlos, hatte keinen Athemzug eines Inhalts, aber Schein!  
guten, brauchbaren Schein! Sämmtlichen Hofräthen er-



schien es wie Poesie, ihren Concipienten selbstverständlich, dazu allen Hausherrn und Hausfrauen „vom Grund.“ Just das ist's, was wir so lange vermißt haben. Endlich stehen wir auf unseren eigenen tragantenen Füßen. Wir können jetzt sparsamer sein mit den fatalen Classikern, wir können auch „unseren“ Grillparzer mit Anstand vergessen; das Repertoire geht mit dem Hofrath allein. Wir geben tausendmal Griseldis, tausendmal den Sohn der Wildniß, tausendmal den Fechter von Ravenna, hundertmal Wildfeuer, welches Deutschland — z. B. München — schon auf's erstemal ausspeift; aber nur um so besser! Daran greifen wir's doch mit Händen, daß „die erste Bühne Deutschlands“ von Deutschland endlich unabhängig geworden. Die Burgtheater-Poesie ist ihr eigenes Genre geworden, steht auf ihren eigenen spanischen Wind-Füßen. Wir sind „vaterländisch“, wir sind „eigenthümlich.“

Halm war ein Bedürfniß. Sein großer Erfolg entsprach ganz der großen Verlegenheit, die erste Bühne Deutschlands zu besitzen und — von Deutschland abgewendet zu sein. Er war der Mann dieser Situation und die verzwickte, in ästhetischem Sinne unsittliche Situation, ist so sehr Actualität, daß sie nicht nur dreißig Jahre lang ihn selbst trug, sondern sich in dem weiteren Bedürfniß einer Halm'schen Schule auslebt, welche bereits auf mehr, als blos zwei tragantenen Füßen marschirt, aber — marschirt. Sie thut ihre Dienste, sie kommt jahraus jahrein mit ihren vaterländischen Stücken nieder, welche getreulich ihre österreichische Haus-, Hof- und Staats-Pflicht erfüllen — nicht zu sein, sondern zu scheinen.

Und gleichsam, als wollte der witzige Zufall eine Generalprobe von diesem Verhältnisse halten, schickte er fünfzig Jahre nach Grillparzer's Geburt den deutschen Dichter

Hebbel nach Oesterreich, den Hecht in den Karpfenteich. Und die Art, wie der deutsche Hecht abmagerte, aber die vaterländischen Karpfen fett wurden, war nichts als das Symbol und die Personification der historischen That- sache, wie das Repertoire der „ersten Bühne Deutschlands“ consequent aus Deutschland hinausgegangen.

So geht denn hin und feiert eueren Jubilar — ihr wißt, wie sehr er würdig ist euerer Feier. Wüchtet ihr wissen, wie sehr ihr bedürftig seid — auch seiner Feier wür- dig zu werden!

---

## Dichter und Welt.

Februar 1871.

Einen Epilog zur Grillparzer-Feier zu schreiben, ist just nicht meine bestimmte Absicht; aber es ist wohl natür- lich, wenn sich auch absichtslos die Gedanken einer verwand- ten Richtung überlassen und das verrauschte Thema noch in der Einsamkeit nachklingt.

Die Welt soll den Dichter anerkennen — es gereicht ihr zum Vorwurf, wenn sie ihn verkennt oder allzu spät anerkennt — das haben wir in Vers und Prosa, man möchte sagen, in Prosa und Prosa, wie ein Thema behan- deln gehört, wovon nur Variationen erlaubt sind; das Thema selbst ist ein Dogma! Da inzwischen der werthvollste Theil jedes Dogmas der dazu gehörige Kezer ist, so lassen wir das Dogma dogmatisch sein und lesen nur gleich unsere Kezer-Messe.

Was ist ein Dichter?

Es ist tausendmal gesagt worden — am nachdrücklich- sten vielleicht von Carlyle — ein Dichter ist eine höhere Kraftsumme als ein anderer Mensch; er ist vor Allem

ein großer Mensch. Mehr als ein Zeitgenosse Goethe's — ich erinnere mich nur an Jacobi — hat von Goethe bezeugt, er mache den Eindruck eines großen Mannes, auch wenn man nicht wüßte, daß er ein großer Dichter sei. Zur Bewunderung der Welt brauche er gar nicht seinen Werther und Faust. Umgekehrt wieder: wenn jene starkglühende Lebensmasse, welche wir Mirabeau nennen, eine Tragödie gedichtet hätte — wer zweifelt, daß seine Leidenschaften wahrer, seine Conflictte großartiger, seine Könige königlicher, seine Helden heldenhafter gewesen wären, als die so vieler „Bühnentalente“? Wer zweifelt, daß der Dichter der Johann-, Richard- und Heinrichstragödien, daß Shakespeare England nicht eben so regiert hätte, als er es gedichtet hat? Und war denn z. B. der Dichter des verlorenen Paradieses, die heldenhafte männliche Republikaner=Seele Milton, als Cromwell's rechte Hand, nicht wirklich ein guter Mitregent Englands?

Nichts ist gewisser, als was Carlyle sagt: ein großer Dichter, welcher seine Menschengröße zunächst durch die redenden Künste darstellt, würde sie ebenso gut darstellen als großer Feldherr, Eroberer, Staatsmann, Gesetzgeber.

Und das soll die Welt anerkennen?

Aber wer läßt sich denn bereitwillig erobern? Wer läßt sich denn bereitwillig Gesetze geben, wovon man ohnedies schon zu viel hat?

Man sage doch lieber gleich: die Hasen sollen den Hund anerkennen, die Schafe den Wolf, die Gazellen den Löwen, das Stroh die Feuerbrunst oder die zahmen frisirten Städte Europa's die lodernde Kriegsbegeisterung Timurs und Solimans!

Der große Dichter erscheint dem Menschengeschlechte zunächst als ein großer Störenfried, ja ganz eigentlich als ein Feind.

Schiller, in dessen Charakter, wie bei allen starken Naturen, ein köstlich-grausamer Zug war, sagt das in einem Brief an Goethe ganz direct und unumwunden heraus: „Man müsse es den Leuten, wie sie einmal sind, durch die Poesie nicht wohl, sondern recht übel machen; man müsse sie inkommodiren, ihnen die Behaglichkeit verderben, sie in Erstaunen und Unruhe setzen. Dadurch allein lernten sie an die Existenz einer Poesie glauben und bekämen Respekt vor den Poeten“.

Glaubt man in diesen Worten des großen Dichters nicht wirklich Carlyle's „großen Eroberer“ zu hören? Es den Leuten recht übel machen, sie inkommodiren, ihnen die Behaglichkeit verderben, sie in Erstaunen und Unruhe setzen, klingt das nicht ziemlich authentisch nach der „G e i ß e l G o t t e s?“

Und das soll die Welt anerkennen?

Natürlich sind Schillers Worte Uebertreibung und genialer Uebermuth und nicht buchstäblich zu nehmen. Aber was eingeschränkter zu nehmen ist, ist doch nicht als sein Gegentheil zu nehmen? Wenn man halb im Scherze gesagt hat: man muß es den Leuten recht übel machen, so will man doch nicht im Ernste gesagt haben: man muß ihnen schmeicheln und nach dem Munde reden? Der Sinn bleibt immer der, der er ist!

Die Menschen — ohne Spur von Bitterkeit wird es gesagt — können sich nur erhalten und behaupten auf einer mittleren Durchschnittslinie ihrer Kräfte und Zustände. Diesem Naturgesetze entspricht in der Kunst die Mittelmäßigkeit, aber die Mittelmäßigkeit haben sie auch zu allen Zeiten gerne und bereitwillig anerkannt.

Das Genie dagegen stört dieses mittlere Gleichgewicht der Menschenzustände, fordert eine Unsumme von Lieblings-

Vorstellungen, Gewohnheiten und Neigungen zum Opfer, welche alle von der Mittelmäßigkeit geschont, ja gehätschelt werden, kurz, wird im unausstehlichen Grade fatal, lästig und unbequem. Ja, was das Allerempfindlichste ist: wenn uns z. B. die Genialität eines Mechanikers die plumpe Maschine mit einer leichteren und leistungsfähigeren völlig unbefangenen vertauschen läßt, so führt der Fortschritt des genialen Dichters das Gefühl der Beschämung mit sich; es wird den Menschen zu Muth, als wären sie zuvor einigermaßen langweilig und einfältig gewesen. Außer dem starken Trieb der Gewohnheit wehrt sich daher noch der stärkere Trieb der Selbstliebe, der Eitelkeit, gegen den großen Dichter. Die Großmutter, die sich vor den Reißhölzchen fürchtet und ihr Licht noch mit Stahl und Stein, Zunder und Schwefel-Faden anmacht, hält das Lächeln des Enkels gutmüthig aus. Dagegen geht es schon tiefer, wenn die rostige Enkelin in ihrer Thekla schwelgt —

Sein Geist ist's, der mich ruft, es ist die Schaar  
Der Treuen, die sich rächend ihm geopfert,

womit der gute Großvater geneckt wird, dem noch der sterbende Cato von Gottsched imponirt:

Erhabener Plato, ja, Dein Schluß hat großen Schein,  
Des Menschen Seele muß doch wohl unsterblich sein.

Das hat ihm gefallen, als er jung war, als er seine Selige freite; sein bestes Stück Leben steckt darin, — und war es denn nicht auch schon ein Fortschritt? Ein Fortschritt gegen Lohenstein und Hoffmannswaldau? Gewiß! Aber dabei bleibt er; — etwas Festes und Heiliges muß es ja doch geben! Diese neumodischen Stürmer und Dränger, dieser Lenz und Klinger, Goethe und Schiller, — sein altersschwaches Auge unterscheidet den Unterschied nicht mehr, — kann er unmöglich anerkennen, er gäbe sich ja sonst selbst auf. Ent-

weder bekämpft er sie leidenschaftlich, oder überläßt sie mit Gleichgiltigkeit — dem jüngeren Volke.

Wohlan, diese Bewandniß hat es mit der Anerkennung großer Dichter. Jede Generation besitzt ihren Lieblingsdichter, mit dem sie verwachsen ist und er mit ihr, der ihr Ausdruck ist. Der neue Dichter drückt schon nicht mehr sie aus, sondern die Zukunft. Er gehört der Jugend. Ganz ohne Anerkennung dürfte er freilich nicht bleiben, denn sonst wäre er todt geboren. Aber sein Leben ist vorerst Lebens keim; dieser Keim wird von den Händen der Jünger dem Schooße der zweiten, der dritten Generation überliefert, welche, indem sie den „verkannten“ nun freudigst anerkennt, ihrerseits schon wieder reaktionär ist und den nächst großen Dichter schon wieder nicht anerkennt. Die Menschheit kann nun einmal nichts Anderes brauchen, als die Gewohnheit und das mittlere Maß; was in der ersten Generation noch ausschweifend, exzentrisch, unerhört war, daran muß die zweite und dritte Generation sich zu gewöhnen Zeit finden, sie muß die höheren Ideenkreise, wohin sie ein großer Dichter emporhebt, wieder auf ihr mittleres Maß ausgleichen, sich mit ihnen ins Gleichgewicht setzen können. Nichts ist naturgemäßer als die späte Anerkennung und nichts verkehrter, als es anders zu fordern.

Wäre denn die Menschheit rein des Teufels, daß sie immer wieder Rückfälle hätte, so oft sie sich löblicher Maßen vorgenommen, ihre Dichter endlich anzuerkennen? Wie sich die Deutschen auf ein Haar um ihren ersten Nationaldichter Schiller gebracht hätten, der als Jüngling von Vater und Vaterland verjagt wurde, und ohne die rechtzeitige Hilfe eines seltenen Aristokraten noch als Mann verhungern konnte, — das wäre doch eine derbe Lektion gewesen, eine Lektion für ewige Zeiten! Warum hat sich bald darauf Heinrich v. Kleist

erschossen? Warum blieb Grebbe bühnenunfähig, da doch der zweite Theil des Faust für die Bühne gepreßt wird? Warum wurde Grillparzer vergessen? Warum wurde Hebbel vernachlässigt? Warum der geniale Klein? Keine Schiller's, aber der nationalen Aufmerksamkeit doch würdiger, als sie ihnen faktisch zu Theil geworden! Warum? Weil sie Alle mehr auszudrücken hatten, als das mittlere Maß ihrer Gegenwart. Parallel mit diesen verkannten Dichtern standen ja Andere in schönster Anerkennung, nämlich die Dichter des mittleren Maßes und der gewohnten Ideenkreise, die Mittelmäßigkeits-Dichter Zffland, Kogebue, Müllner, Houwald, Raupach, die Birch-Pfeiffer und Friedrich Halm, welsch' Letzteren Hebbel mit Distinktion „eine vergoldete Mittelmäßigkeit“ zu nennen pflegte.

Man sieht, die Welt ist gerecht. Sie erkennt den Dichter an, der das Leben des Augenblicks hat und der in Kunstform nur das ist, was Jedermann in Natur ist. Wer mehr ist, der gehört der Zukunft, die Welt reponirt ihn daher auch der Zukunft, oder — wie man härter sagt — sie verkennt ihn.

---

## Grillparzer's Lebensmaske.

23. Januar 1872.

Während sie Grillparzer's Todtenmaske abgießen, will ich ein Wort von seiner Lebensmaske hinwerfen.

Herr, schicke einen Andern; Herr, schicke meinen Bruder Aaron! flehte Moses, als ihn das erste Lampenfieber vor seiner weltgeschichtlichen Helldenrolle schüttelte. Es half ihm nichts, er mußte hinaus vor die Lampen.

Gesetzt aber, er hätte es nicht mit einem brennenden Dornbusch zu thun gehabt, der absolut keine Raison annahm,

sondern bloß mit seinem Selbst. In diesem Falle hätte er sich von seiner Mission dispensirt, und da er ohnedies von seiner Wiege an Protection bei Hofe genoß, so ist es wahrscheinlich, daß ihm das bischen Todtschlag seine weitere Carrière nicht verdorben hätte. — Moses wäre gestorben — als ein alter loyaler Hofrath des Pharao.

Ich hole sonst nicht zu grandiosen Bildern aus, um einen Gedanken darauf zu pflropfen, der nicht dazu paßt. Moses und Grillparzer geben keine Proportion; das seh ich auch ohne höhere Geschmackslehre ein. Und doch darf man es nicht verschmähen, einen Trompetenstoß anzubringen, dort, wo man etwas zu sagen hat, worauf die Ohren nicht vorbereitet sind.

Von Franz Grillparzer wird ein wochenlanges Gebimmel durch alle Zeitungen Deutschlands und vielleicht auch des Auslandes gehen, des Inhalts — daß wir den Grillparzer begraben und viele Reden dabei gehalten haben. Mir ahnt aber, das Gebimmel wird mäuschenstill davon sein, — daß Grillparzer sich selbst begraben, und welche Reden sein büßender Geist, sein nachtwandelnd ruhelos Gespenst in sein Schreibpult hinein gehalten. Vom Hofrath Moses werden sie alle zu bimmeln wissen; ob sich aber wohl ein Einziger die Finger verbrennen wird am brennenden Dornbusch und an dem heiligen Thema, wie der Geist Gottes einem großen Rächer auftrug, Plagen über Egypten zu schicken?! Ach ja; sie werden die Plagen Schätze nennen; Schätze, welche Grillparzers Pult verbirgt und welche jetzt gehoben werden. Ganz recht; literarische Schätze!

Als ein literarischer Schatz wird „ein Bruderkampf im Hause Habsburg“ figuriren, wo sich eine ganze Hand voll Erzherzoge einander die merkwürdigsten Schandthaten vorwerfen; ein literarischer Schatz wird jenes fürchterliche Arsenal



von Epigrammen heißen, womit Capua's Corruption in Grund und Boden gestampft wird und wo Jeder seinen Strick bekommt, incl. den Herausgeber der literarischen Schätze, der zwar noch nicht bekannt ist, der aber kein Capuaner sein müßte, wenn er den Strick nicht verdient hätte. Denn das wußte Grillparzer schon lange vor dem Einwanderer und Minister Schäßle, daß man in Capua Baron wird, wofür man auswärts — in's Zuchthaus käme! Die Nummern der Zuchthauszellen gerecht und unparteiisch auszuthemen, gehört zu den „literarischen Schätzen“ Grillparzers.

Ein schönes Wort: literarische Schätze, für: Blitz, Donner, Hagel, Teufel und Teufelschwanz! Und freilich ist der Schwefel ein Schatz — wie hätte ihn sonst Rothschild auf Sicilien gepachtet? und auch der Phosphor ist ein Schatz, und Magnete und Electricität und, was weiß ich, sind lauter Schätze von mannigfachem und unerschöpflichem Nutzen im Gewerbsleben. In der Poesie aber nennt man Schwefel, Phosphor, Electricität, Magnetismus und all das Teufelszeug einfach Gewitter, und die Gewitter dienen auch, zwar nicht im Gewerbsleben, aber in der Physik, zumal in der politischen und moralischen Physik, wo sie auf Kosten und mit dem Untergang von Myriaden Schnacken, Schmeißfliegen, Baronen und Zuchthäuslern bekanntlich die Luft reinigen.

Und das ist die Lebensmaske Grillparzers: ausgesandt als ein flammendes Gewitter, um die Luft Oesterreichs zu reinigen, zieht er über Oesterreich hin als ein naßgraues Wölkchen, am Rande mit etwas Abendpurpur umsäumt. Und das Wölkchen geht unter!

Und am Grabe des Achtzigjährigen muß man es der Welt wie eine Neuigkeit sagen: Ihr kennt den Grillparzer gar nicht! Wie man im Traume die Geister nur von der oberen Hälfte her sieht, so ging von dem ganzen Grillparzer

nur eine Hälfte über die Erde: die andere Hälfte ist niemals gesehen worden!

Ihr sahet einen kleinen schüchternen Hofrath, der auf der Leyer der Sappho kimperte und die Wellen der Liebe sich schaukeln ließ (nebenbei der monströseste Oesterreicher Tropus: die Wellen der Liebe!), einen unschuldigen, stillen Beamten, loyal wie ein Mandarin von drei Knöpfen und friedfertig wie der ganze Umfang der chinesischen Mauer. Er könnte ein Hannibal sein und ergraut in Capua, vierzig Jahre lang genügt ihm ein Gang in den Rußdorfer Bierkeller und ein Küfer-Gespräch dazu, fünfzig Jahre lang ist sein weiblicher Umgang die nie berührte Braut, — so lebt er und spinnt er von einem Quartal in's andere, von einem Jahr, von einem Jahrhundert in's andere. Menschen sind jung und werden alt, der kleine Hofrath ist bloß alt und wird älter und scheint einzig zu leben, um sich vergessen zu lassen. Vor dem Fünfzigsten hört er zu dichten auf und bis über's Achtzigste spricht er zu allem, was da vorgeht, sein Amen, 'sein berühmtes „sei's!“ Dreißig Jahre lang lebt er von einer Sylbe — weniger kann auch eine Sphinx nicht thun. In der That liegt er neben dem Stephansthurm wie die Sphinx neben der Pyramide und man meint, der Stephansthurm ist der jüngere von beiden. Man meint, von diesem Manne könne man nicht anders erzählen als mit der Pointe: Und wenn er nicht gestorben ist, so lebt er noch.

Aber siehe da, das Alles war nicht Grillparzers Natur; es war erst seine zweite Natur!

Grillparzer war ein Born- und Feuergeist, ein ungeduldiges, heftiges, leidenschaftliches Herz, ein Dichterherz, dem ganz gegeben war, zu fühlen und zu sagen was er fühlte! Nie hat in die Lotterbetten von Capua ein schärferes Auge hineingesehen, nie eine gute Seele so stark das Schlechte ge-

haßt, nie ein guter Kopf so sanglant das Schlechte gerichtet. Sein unbarmherziger Geist war wie ein chirurgisches Besteck: der feinste Schliff, die zierlichste Nadel hatte eine Bestimmung für Blut und Eiter. Barmherzig war er nur mit Einem: mit sich selbst. Und wenn in ganz Sodom nur ein Gerechter ist, so will ich die Stadt um dieses Einen willen verschonen. Und es war in ganz Sodom ein Gerechter: nämlich Franz Grillparzer. Und er verschonte die Stadt. Er wollte den Frieden für sich und so mußte er ihn freilich der Welt schenken.

Man denke sich einen Heinrich Percy, nach Fallstaffs Maxime handelnd: Vorsicht ist der Tapferkeit besserer Theil! Ein fürchterlicher Mißklang! Wohl an, es ist Grillparzers Sein und Thun!

Der Gott mit dem tönenden Röchel, der schreckliche Fernhintreffer gab seinem Auge den treffendsten Blick und seiner Zunge das treffendste Wort, und nun war es bis dahin ein Gesetz der Natur: eine Kraft, die man hat, gebraucht man mit der ganzen Lust seines Lebens. Aretino und Heine hat sie gebraucht, Lessing und David Strauß, Voltaire, Burke, Lord Byron, Schiller und Goethe im Xenienkampfe.

Grillparzer suspendirt dieses Gesetz der Natur. Seine starken Leidenschaften, seine großen Fähigkeiten rufen ihm zu: Schicke Plagen über Egypten: tritt hin vor Pharaos, sprich für dein Volk, führe es aus in's gelobte Land! Dein ist diese Aufgabe, Du bist der Rächer! Keiner hat ein tieferes Fühlen, Keiner ein stärkeres Können. Oesterreich wartet auf Dich!

Aber in einem Winkel seines Herzens fängt nun der Oesterreicher selbst zu seufzen und zu lamentiren an: Herr, schicke einen Andern! Ich fürchte mich. Ich liebe den Frieden. Ich will meine Ruhe. Was können wir, ein Volk von Hirten, wider Abrechts Heere? An meiner Wiege stand das

Schaffot der Maria Antoinette, als Jüngling sah ich den Erbererschütterer Napoleon Kronen vertheilen und als Mann sah ich den Wiener Congreß sie wieder anders vertheilen. Wer bin ich, daß ich mit den Großen der Erde anbinden dürfte? Ein kleines, niedriges Bürgerkind, abhängig von Freunden und Gönnern, in grauenvollen Familienverhältnissen, welche die Rücksicht des Staates, vielleicht sogar der Gerichte bedürfen; wie sollte ich mich unterstehen, zu rebelliren? Oh ich dem Pharao nur einen Mops tödte, hat es schon mir und meinen Nächsten das ganze Glück des Lebens gekostet. Laß mich lieber Pharaos Hofrath werden!

So sprach der weiche, passive Oesterreicher, und — behielt den Sieg. Grillparzer packte seine großen Fähigkeiten und starken Leidenschaften zusammen, sperrte sie in die Schublade und steckte den Schlüssel zu sich. Vorsicht ist der Tapferkeit besserer Theil. Versuchen wir's mit dem besseren Theil! Es ist, als ob sich ein Byron — zu einem Matthison umdichtete! Ein Phänomen ohne Gleichen und nur in Oesterreich möglich! Zur Psychologie Oesterreichs ist die Biographie Grillparzers unentbehrlich. Man wird diese Biographie jedenfalls schreiben, aber verdorren soll die Hand, die nicht ihre ganze Wahrheit schreiben wird!

---

## Von uns und unsern Dichtern.

28. Jänner 1872.

Unser Dichterwald wird halb aussehen, wie unser Wienerwald, — als ob ihn Deimel-Kurz-Hirschl in der Arbeit gehabt hätten! Halm und Grillparzer todt, Bauernfeld jubiliert und abgefunden, — vaterländisches Bewußtsein, eine lange Bewußlosigkeit steht dir bevor! Denn bis Mosenthal Mitglied des Herrenhauses und Weilen Mitglied des

Veteranen-Vereines wird: wer weiß, was bis dahin das vaterländische Bewußtsein selbst geworden ist?

Indem ich von den Todten und Lebenden spreche, fällt mir eine Eigenthümlichkeit auf, die eben auch eine österreichische und sogar eine prononcirt und specifisch-österreichische ist. Ich meine die Stellung und das Verhältniß des männlichen zum weiblichen Elemente im Spiegel unserer Burgtheater-Dramatik, also in einem sehr authentischen Spiegel unseres Volksthums und unseres Nationalcharakters.

Grillparzer's tragische Frauentypen hatten das Modell der Schröder zur Folie; der „großen“ Schröder, wie man sie nannte, die aus Deutschland kam und nach Deutschland ging. Die große Tragödin aus unserem großen gemeinsamen Mutterlande sieht man mit ihrem idealen tragischen Schritt durch die Dichtungen unseres milden, schüchternen Desterreichers schreiten. Zwar findet auch er nicht die ganze Tragödie (die ein Desterreicher überhaupt nicht leicht finden wird); aber er findet wenigstens den ganzen Ernst der Tragödie und im Einzelnen große, starke Töne, finstere, schwererschreitende Schicksale, auch wenn sie nicht ausgehen, wie sie anfangen, kurz, tragische Züge.

Nach der großen Schröder kommt die Kettich, „unsere“ Kettich, denn sie ist schon ganz die unfrige, hat von Deutschland nichts als die Aeltern, lebt und stirbt bei uns, wird unser Styl, wird Desterreicherin, Wienerin. So sehr sie in Wien überschätzt worden ist: die große Kettich hat man sie nie genannt, wie man die „große Schröder“ zu sagen pflegte. Eher könnte man sie die „elegante“ nennen. Keine starke Natur, aber eine noble Natur; nicht strohend an Gaben, aber begabt mit allem, was einen mäßigen Besitz, gut verwaltet, in seinem besten Lichte zeigt. Aber zeichne ich nicht damit auch schon Halm, an den bereits Jedermann denkt?

Man glaubt von der Metrik zu sprechen und man spricht von Halm's Tragödie. Hier ist es nicht mehr, wie bei Grillparzer, ganzer Ernst, sondern nur noch halber Ernst; nicht mehr, wie bei Grillparzer, Ernst der Sache, welche aus österreichischer Wehleidigkeit blos in den Peripetien einknickt, sondern höchstens Ernst der Form, welche sich für die Sache selbst ausgeben und an die Stelle der Sache setzen möchte. Wenn Grillparzer noch tragische Trümpfe, nur ohne das Aß, hatte, so wird hier mit tragischen Trümpfen überhaupt nicht mehr gespielt. „Dramatisches Gedicht“ tauft Halm sein Geschlecht, nicht Tragödie, denn es ist nicht tragisch; aber auch nicht Schauspiel, denn das klingt bürgerlich und profaisch, und auf den hohen Gethurn der Poesie machen wir doch Anspruch. Sehr witzig macht nun diesen Anspruch das „dramatische Gedicht“, welches ungefähr sagt: ich will von der Tragödie zwar noch den Schein und die äußere Würde, aber beileibe nicht ihre innere Todeswunde, die mir und meinen Wienern zu weh thut. Kurz, die Form ohne die Sache. Wenn man gesagt hat, ein geborener Maler wäre es, auch wenn er ohne Hände geboren würde, so kehrt es Halm gleichsam um: er zeigt seine Hände, seine schmalen, bleichen, sensitiven und aristokratisch soignirten Hände, und scheint sich damit allein legitimiren zu wollen. Ihr werdet doch glauben, daß das nur die Hände eines großen Pianisten, eines Rißt, sein können? Nun gut, also glaubt es; aber das Clavierspielen selbst erspart mir! In der That ersparte er sich's; sein Trauerspiel war nicht tragisch und sein Lustspiel nicht lustig, sondern sein neutrum, sein „dramatisches Gedicht“, dichtete zwischen all' diesen Sachen formalistisch hindurch. Halm zeigt die Hand, womit das Drama gemacht wird, nicht das Drama.

Die Kunst langt jetzt beim Handwerk und der absteigende Klimax bei Fr. Wolter an. Als Raube heute

aufhörte, Director zu sein, fand er morgen als Recensent, daß Fr. Wolter nicht mehr sprechen könne. Wie gewagt das nun klingen mochte, bei der Schröder und bei der Rettich hätte man es wenigstens nicht gewagt. Immerhin ist es daher eine Kritik, und eine Kritik — von Laube! das überhebt mich einer eigenen. Ich brauche es nur nachzusagen, was Jedermann sagt: „Die Wolter spielt wie es ihr einfällt. Wenn sie nicht aufgelegt ist, spielt sie gar nicht, läßt ihre Rolle fallen und spielt höchstens eine einzelne Scene daraus.“ Das heißt auf gut deutsch: die Kunst hat überhaupt aufgehört. Die Persönlichkeit dient nicht mehr den Zwecken der Kunst, sondern sich selbst, — und macht gar kein Hehl daraus.

Und siehe da, genau das Nämliche ist der Standpunkt der Wolterstücke. Diese Eglantinen, Drahomiren, Rosamunden, Isabellen, Marynen, Mabelainen, geben sich weder ernsthaft, noch wollen sie ernsthaft genommen sein. Hier ist es nicht mehr Ernst mit der Sache der Tragödie, nicht einmal Ernst mit der Form und dem Schein der Tragödie, sondern bloß noch Ernst mit der — Persönlichkeit; mit der Person des Dichters, der sein Lebensglück machen will. Es handelt sich um ein Geschäft, das etwas abwirft, und das ein gebildeter Mann in seinen freien Nebenstunden mit Anstand betreiben kann. Es handelt sich dem Manne um das Heute, um den Moment, und um seine persönliche Situation darin. Seine Gleichgiltigkeit gegen die Kunst ist eigentlich eine Hochachtung für dieselbe, — ungefähr wie ich gleichgiltig bin gegen den Chimborasso, weil er über meine Kräfte geht. Aber wenn es die Leute bezahlen, daß man kleine Chimborasso's im Modell des Kreuzberges besteigt, warum soll man das Geschäft nicht machen? Das ist der ausgesprochene Standpunkt der Wolterstück-Dichter, — und auch das überhebt mich der Kritik, denn

wo ein Anspruch gar nicht gemacht wird, fällt es von selbst weg, einen Anspruch zu untersuchen und zu prüfen. —

So bewegt sich die Wiener Tragödie mit den tragischen Schauspielerinnen von der Höhe zur Mitte und von der Mitte auf den Boden herab Schritt für Schritt in gleicher Schrittweite mit weiblichen Schritten und im genauesten Anschluß an weibliche Gangart. Wie auffallend ist das! Und doch ist es noch viel auffallender, nicht nur wie diese Erscheinung da ist, sondern daß sie nur da ist: daß ein so fürchterlich ernstes Männerwerk, wie die Tragödie, in Oesterreich überhaupt gebunden erscheint an die Weiber, Geschöpf, Product und Ebenbild der Weiber, abhängig von ihnen, wachsend wie sie wachsen, aufstrebend und einsinkend mit der weiblichen Geartung im Ganzen und bis ins Einzelne. Wahrlich merkwürdig, und nicht zu übersehen in unserem Reiche der Unbegreiflichkeiten und Unwahrscheinlichkeiten! Wenn überall die Schlingpflanze nach dem Baume wächst, so ist es das Unicum des österreichischen Dichterwaldes, daß hier die Eiche an den Epheu sich anlehnt, daß die männliche Kunst eines Sophokles und Schiller im Maße der schwachen Weiber einhergeht. Ich wüßte für die weibliche, d. h. slavische Charakter-Infiltration Oesterreichs unter hundert andern Zeichen kaum ein ausdrucksvolleres, als die Tragödie des Burgtheaters, welches ja die Oesterreicher selbst als ein National-Symbol ansehen und geltend machen.

Zuletzt aber bin nicht ich es, sondern die Ethnologie und einer der festesten Sätze dieser Wissenschaft, welcher sagt, daß das die effeminirtesten Nationen sind, bei welchen die Weiblichkeit über die Männlichkeit dominirt.



## Wien, im Spiegel eines Sarges.

8. Februar 1872.

War das wieder ein „Jahrmarkt der Eitelkeiten“ das Grillparzer-Begräbniß! Und doch komme ich darauf zurück — nicht um Wien anzuklagen, wie man es von meiner Denkungsart vielleicht erwartete, sondern um mich zu freuen und Beifall zu spenden.

Dem Tanz um das goldene Kalb sah kopfschüttelnd ein Norddeutscher zu, und da auch ich ein Gesicht machte, etwa wie der Zigeunerhauptmann im Jahrmarkt von Plundersweilen, so gewann er Vertrauen und sagte zu mir: Seltsame Leute sind doch diese Wiener! Wenn wir in Berlin einen Sarg mit Kränzen bedecken, so würde die ganze Stadt rathen müssen, wer die Kränze gespendet, und doch würde es Niemand errathen. Hier lassen die Leute gleich ihre Namen auf die Kranzbänder sticken.

Sehr wahr, Bruder Berliner! Das unterscheidet eben die „Asiatischen“ von den „Selbstlosen“\*).

„Dem Ideal meines Lebens“ stickt eine Baronin Todesco, als ob Grillparzer den Wiener Courszettel gedichtet hätte, die Ideale von Todescoleben! „Dem Meister Grillparzer sein Jünger Mosenthal“ stickt der Letztere, und Grillparzer muß sich das ruhig gefallen lassen; sein Mund ist ja geschlossen! Der tactvolle Kranzspender vergaß nur, daß Wien seinen Mund noch offen hatte, wovon ich sogleich sprechen werde. Ein Dr. Heinrich Jaques stürzt, da die Leiche noch warm ist, in ein Redactionsbureau und hinterlegt fünfhundert

---

\*) Siehe 45tes Stück der „Siegelringe“.

Gulden für die Ehre — des Dr. Heinrich Jaques, alias für ein Grillparzer-Denkmal.

Und doch ist Dr. Ludwig August Frankl seit sechs Jahren mit dem Ideal „seines“ Lebens noch nicht zu Stande gekommen, nämlich mit „seinem“ — Schillerdenkmal!

Nebenbei bemerkt, lauter gute Gesellschaft, wie Sie sehen. Gutes, altes Blut; längst vor Christus dagewesen! Und insofern hätte der Berliner fast doch wieder Unrecht: seltsame Leute sind diese Wiener! Wie kommen wir zu dieser Ehre? Was bei einer solchen Gelegenheit Wien vertritt, ist ein reiner Großmuthsact von Samaria und Jerusalem und Wien schaut bewundernd zu. Das ist Alles. Ein wirklicher Wiener war bei der ganzen Grillparzer-Todtenfeier höchstens eine kleine verschwindende Nebenperson, nämlich Grillparzer. Die Ruhmes-Hyänen aber, welche schmausend über seine Leiche herfielen, werden Wien kaum ihre Mezzo-Heimath nennen wollen; ihre Urheimath nennen sie wärmere Länder!

Gleichviel. „Solche Dinge sind nur in Wien möglich“ lautet die stereotype Lebensart, wenn Senatus Populusque Vindobonensis irgend eine himmelschreiende Schufsterei, Dummheit oder Tactlosigkeit der staunenden Welt zum Besten gegeben hat. Wer aber das sagt, ist wieder — Wien! Selbstkenntniß wenigstens fehlt uns nicht ganz. Also immerhin ein gesunder und ehrenhafter Zug. Und wenn es freilich auch eine Selbstkenntniß gibt, welche just, weil sie sich kennt, an sich verzweifelt und sich aufgibt, so hat Wien die Tactlosigkeiten, womit Grillparzer bestattet wurde, mit einer Einstimmigkeit, mit einer Kraft und Stärke zurückgewiesen, welche bewies, daß wir noch immer nicht der schlaffste Körper sind, sondern daß wir energisch reagiren, ausstoßen und ausscheiden können. Mit Ausnahme des Blattes, in welchem der Denkmalsieger selbst sein Werbebureau aufschlug, hat die ganze Wiener Presse

wie Ein Mann dagegen protestirt, daß Grillparzer's Todtenfeier Dieser und Jener zu seiner Lebensfeier ausnützte und daß „Jünger Grillparzer's" (lies: der Birch-Pfeiffer) sich selbst ein Nachfolger-Diplom ausstellten, welches vor Allem die Majestät der öffentlichen Meinung thun müßte, am letzten aber der Betheiligte sich unterfangen dürfte.

Aus diesen Protesten theile ich zwei Proben mit, welche mir so viele Freude gemacht haben, daß ich der menschlichen Schwäche unterliege, zu glauben, ich dürfte meine Freude auch mit Anderen theilen. In der alten „Presse" spricht ein Journalist von langbewährter Tüchtigkeit seines Charakters und seines Berufes wie folgt:

„Das war eine ganz Shakespeare'sche Wirkung, wenn man, tief ergriffen von dem Verlust, welchen die Deutsche Nation am 21. Januar erlitten, aber erhoben zugleich von der aufrichtigen Theilnahme in Nähe und Ferne, plötzlich auf eine gewisse Notiz in den Wiener Blättern stieß. Wie da Jeder unwiderstehlich von Heiterkeit erfaßt wurde, wie Einer dem Andern das Blatt reichte und der Andere einstimmt — und so fort. Heute hallt das Gelächter schon vom Bodensee bis zum Eisernen Thor und es pflanzt sich fort, so weit die Deutsche Zunge klingt, und zu allen Nationen, unter denen sich Jemand findet, ihnen klar zu machen, was Grillparzer war und was Mosenthal ist. O, es ist nichts Kleines, den ganzen Erdkreis zum Lachen zu bringen und noch dazu auf eigene Kosten!"

„Wir würden uns nicht gewundert haben, wenn am Mittwoch Dienstmänner in der Augustinergasse aufgestellt gewesen wären und den Leidtragenden buntfarbige Zettel in die Hände gesteckt hätten, etwa folgenden Inhalts":

„Verehrungswürdige!"

„Das tiefbetäubende Ableben des Herrn Franz Grillparzer, dramatischen Dichters, giebt mir den willkommenen

Anlaß, dem hohen Adel, geehrten Publicum und den P. T. Theater-Directionen mein seit 25 Jahren hier am Plage betriebenes, schwunghaftes Dramen-Fabriksgeschäft bestens in Erinnerung zu bringen, wobei ich mir schmeichle, jeden in dieses Fach einschlagenden Auftrag schneller und billiger als irgend ein Concurrent effectuiren zu können. Der ehrfurchtsvoll Gefertigte erlaubt sich zugleich auf seinen großen, am Lager habenden Vorrath der verschiedenartigsten Stoffe hinzuweisen; derselbe unterhält directe Verbindung mit Paris und ist daher im Stande stets im neuesten Geschmacke bei prompter und reeller Bedienung zu arbeiten, so wie auch sein berühmtes Assortiment von Knalleffecten fortwährend durch die neuesten und überraschendsten Exemplare vermehrt wird. Indem ich noch ersuche, genau auf meine Firma und die jedem Stücke angeheftete Fabrikmarke zu achten, bitte ich um zahlreichen Zuspruch.

H. S. M."

„NB. Von den zahlreich gedruckten Zeugnissen über die Vorzüglichkeit meiner Waare erlaube ich mir diesmal nur Eins anzuführen.“

„Lieber Herr H. S. M. Seit meiner Jugend an Trübsinn leidend, gegen welchen die Aerzte kein Mittel wußten, wurde ich von einem Freunde auf Ihr neuestes Trauerspiel aufmerksam gemacht. Ich besuchte gestern das Theater und bin noch heute in der fröhlichsten Laune. Haben Sie vielen Dank und schicken Sie mir umgehend Ihre sämmtlichen Werke mit Postnachnahme. — Marquis de Pipelet.“

So, ein Feuilletonist der „Presse“. Ein anderer des „Tagblattes“ behandelt dasselbe Thema wie folgt:

„Zur Geschichte der höheren Reclame.“

„Aber Jäckele, was fällt Dir denn ein, zu Deines Großvaters Reich' die rothe Weste anzuziehen? Gleich ziehst Du die schwarze an!“

„Wenn ich die rothe Weste nicht anziehen darf, so freut mich die ganze Leich' nimmermehr.“

„Und er hat vollkommen Recht, der Jäckele.“

„Was hätte man denn sonst für einen Nutzen davon, daß einem die liebsten und besten Menschen wegsterben, wenn man ihren Tod nicht einmal zu Zwecken der Reclame benutzen könnte! Eine rothe Weste beim Conducte — die macht Aufsehen, wirkt mehr als das schreiendste Inserat die Zeile zu 50 Kreuzer und ist überdies nicht einmal stempelpflichtig. Darin eben liegt der mächtige Fortschritt unserer Zeit, daß wir nicht eigenhändig sterben müssen, um berühmt zu werden, daß wir nicht selbst Großthaten auszuführen brauchen, um in die — Zeitung zu kommen. In alten, finsternen Zeiten waren es die Jünger, welche des Meisters Ruhm verbreiteten, heute sterben die Meister, damit die Jünger — Jäckele's rothe Weste anziehen können!“

„Auch Schiller's Don Carlos hatte noch keinen Begriff von der handelspolitischen Bedeutung der großen Todten, indem er an Marquis Posa's Leiche einfältig meinte: für mich ist er gestorben! Pah! eine ganze Mitwelt hat Anspruch darauf, sich beim Conducte bemerkbar zu machen, seinen Kranz an den Sarg zu entsenden und den Preiscourant seiner Waaren beizulegen. Rheumatismusketten und die Revalenta-Arabica, Gottes Segen bei Cohn und das beste Bier und die „nie dagewesenen Wunderkuren“ und die unglaubliche, aber dennoch wahre Billigkeit, kurz Alles was da lebt und webt und dem die rothe Weste eine Existenzbedingung ist, darf an der Bahre sich einfänden, denn für sie alle ist der große Mann gestorben; und dürften sie nicht bei dieser Gelegenheit sich in die Deffentlichkeit drängen, ja dann — „freute sie die ganze Leich' nimmermehr“.

„Das eben ist der große Fortschritt in der Geschichte der Reclamemacherei, daß auch der Tod Nationalöconomie wird und die Trauer ein Geschäft. Selber groß sein ist nichts! Aber Andere groß sein lassen und sich selber damit einen Namen machen, das bezeichnet die ausgebildete Reclamemacherei. Der wahre, echte Kuckuk, sagte eine gelehrte Dame, die da glaubte, daß die Bündhölzchen auf den Stoppelfeldern wachsen, ist ein Vogel, der seine Eier nicht selber legt, und das einzige Verdienst großer Männer um die Menschheit besteht darin, daß sie die Eier legen, aus denen die kleinen Leute ausschlüpfen können. Um diesen Fortschritt zu würdigen, erinnern wir uns nur an jenen alten Athener, der den Aristides verbannte, ohne von ihm mehr zu kennen als seinen glänzenden Ruf. Wie einfältig! Wie primitiv! Ganz anders verstehen wir heute das Geschäft! Just aus dem Tode jener Männer, die wir „unbekanter Weise“ beweinen, schlagen wir das meiste Capital und die Helden, die für uns incognito lebten, müssen wenigstens sterben, um unserm eigenen Incognito uns zu entreißen.“

„Von Hunderten, die sich durch Todtenkränze an dem Sarge eines Dichters vertreten lassen, erfahren Zehntausende seinen Namen zum ersten Mal aus dem Partezettel, haben kaum fünfzig seine Schriften gelesen, noch weniger verstanden, nicht zehn seine Bedeutung erkannt, und nicht zwei sich jemals für diese Bedeutung begeistert. Aber sie freuen sich, daß er berühmt ist und bedauern höchstens, daß sein Ruhm nicht mit einer „Beilage für öffentliche Anzeigen“ zu versehen ist. Wie Schade! So viel Intelligenz stirbt unbenützt hin, ohne für ein Intelligenzblatt verwerthet zu werden! Wäre es nicht praktischer, statt des schwarzen Randes der gedruckten Todtenanzeige die „sichern Heilungen“ oder den „Königtranf“ nebst genauer Adresse sämmtlicher Depots in allen fünf Welttheilen

der Oeffentlichkeit kund zu geben? Sollte denn die Kunde von einem Dichtertode nicht auch einige freundliche Kunden herbeilocken?“

„Jedenfalls läßt sich aus alledem erkennen, daß die Reclame ihre Geschichte habe und sich nach bestimmten Gesetzen entwickelt.“

„Zwei Strömungen bezeichneten von jeher die Wege, auf welchen man zur Berühmtheit gelangte. Entweder man starb zu seinem eigenen Ruhm und hieß dann ein Märtyrer, oder man ließ Andere für sich sterben und behob die Taxen für Kanonisirung und Leichenreden. Ersteres ist für die rohen, letzteres für die cultivirten und rationell bewirthschafiteten Zeitalter.“

Nicht Jeder wird unsterblich, der Niemanden hat, welcher für ihn sterben will. Als ich noch auf der Schulbank saß, wo uns ein Piaristenpater den Virgil mißverstehen lehrte, da exponirten wir die wunderliche Stelle von der Geburt der millionenäugigen und tausendzüngigen Göttin Fama, dieser Schutzpatronin aller Annoncen, Inserate, Intelligenzblätter, Maueranschläge und „wohlwollenden“ Kritiken. Die Fabel war uns ganz klar bis auf einen einzigen Punkt. Virgil läßt nämlich die Göttin aus dem Schooße der Gää entstehen, zur Revanche dafür, daß Jupiter alle Giganten todtgeschlagen. Wir zerbrachen uns die Köpfe darüber, wie denn die Reclame einen Ersatz für todtge Riesen bieten könne. Wir waren eben noch sehr naiv.“

„Heute begreifen wir vollkommen, was der Dichter damit sagen wollte. Denn wenn die Giganten sterben, da stellt zur rechten Zeit die Reclame sich ein. Die Heroen versprigen ihr Blut, die Epigonen färben ihre Mäntel damit. Die Heroen werden unter die Sterne versetzt, die Epigonen zerstreuen mit dem Glanz der Sterne das Dunkel, das sie um-

giebt. Die Riesen hat Jupiter mundtobt gemacht; die Pygmäen schreien um so lauter, denn ihnen steht die allmächtige Fama zur Seite. So ahnungsvoll deutet die Mythe das nationalöconomische Zeitalter an, dessen Segen uns heute erfreuet. Wir aber lassen uns aus der Geschichte der Reclame warnen, selber große Männer zu werden. Denn immer ist's bequemer, Monumente Anderen zu errichten, als sie für sich zu verdienen. Bilden wir Comité's, um den Todten Denkmäler zu setzen; es ist das einzige Zwangsmittel, an uns selbst denken zu machen. — Und müßten wir Monumente errichten, bis die Erde darob wie ein Stachelschwein aussähe, — das Publicum kauft sie uns auf den Leib, die rothe Weste, warum sollten wir sie nicht anziehen? Und ohne die rothe Weste freut mich die ganze Leich' nimmermehr."

So sprach Wien zu seinen Kieselak's. Die Kieselak's haben Scandal gemacht, aber die Abwehr hat uns Ehre gemacht. Nicht Alles „ist nur in Wien möglich“. Auch in Wien ist Manches noch unmöglich.

Am Ende ist es nur eine Kleinigkeit, das Grab eines schlichten Privatmannes gegen den zubringlichen Jäh-Cultus zu vertheidigen. Aber nicht zu verschmähen ist es, daß sich die öffentliche Meinung im Kleinen und Kleinsten bildet und übt, den Plusmachern, den Humbugern und Blaguers gegenüber recht kräftig auf eigenen Füßen zu stehen. Uebung macht den Meister und an allem Guten ist schon der Anfang das Beste. Wer nur erst gelernt hat, der Kleinen und Kleinsten Schwindler sich zu erwehren, der erwehrt sich bald auch der großen und größten, und — die Luft wird rein! Wo aber hätten wir stärkeres Bedürfnis nach reiner Luft, als in Oesterreich?!



## Ein Aphorismus zur Denkmal-Fest unserer Zeit.

März 1872.

„Was ist der Humor davon?“

Man kann nicht verlangen, daß ganze Städte den philosophischen Geist besitzen, auf diese Frage zu antworten. Städte begnügen sich mit dem Witz. Der Pariser, der Berliner, der Wiener Witz sind denn auch culturgeschichtliche Größen, wichtig für den Geschichtschreiber, der die Vergangenheit beschreibt, wichtig sogar für den Staatsmann, der, indem er die Gegenwart lenkt, die Stimme ihres Witzes nicht überhören wird.

Wie man Volkslieder gesammelt hat, wie man geflügelte Worte und Redensarten gesammelt hat, so wäre es längst an der Zeit, die Stadtwitze zu sammeln, jene Witze, in welchen das öffentliche Gewissen das Beste gedacht und auf's glücklichste gesagt hat, kurz die ernsthaften Witze! Das meiste müßte aus dem Volksmunde gesammelt werden, Einiges böten die Witzblätter, jene wenigen nämlich, welche diesen Namen verdienen. Der Pariser „Charivari“ z. B., der „Kladderadatsch“ und die „Berliner Wespen“ haben Typen geschaffen und Worte gesprochen, welche den Witz ihrer Nationen als wahre Productivkräfte am Webstuhl der Zeit erscheinen lassen; Aehnliches ist dem Wiener „Figaro“ gelungen, welcher jedenfalls mit einer geschickten und anständigen Hand die Contouren zeichnet, worin sich der öffentliche Witz bewegen sollte, um, wie der Blitz, zu reinigen und erhellen. Auch der Londoner „Punch“ und die Münchener „fliegenden Blätter“ gehören in einem weiteren Sinne hierher. Roms „Pasquino“ würde ohnedies nicht vergessen werden.

Leider gilt von den meisten übrigen Witzblättern, — die Wiener Subellkühe steht darin obenan — so Manches, was Runo Fischer über die Naturgeschichte des Witzes wahr und treffend gesagt hat. Z. B. Es lohnt der Mühe, zu untersuchen, was aus dem Wize wird, wenn er in die Masche derer geräth, die keinen haben. Was ist der Witz ohne die Kraft des Witzes, ohne die Inspiration, die leicht und spielend Sinn und Unsinn unterscheidet, kurz der mutterlose Witz, der sich zum Mutterwitz verhält wie der Aberglaube zum Glauben?! Sagen wir mit Einem Worte, der Witz der keine Wurzel im Charakter hat! der Witz, der die Uebel der Welt nicht aufdeckt, sondern sich selbst diesen Uebeln zugesellt! der Witz, den sein eigener Name als sein Gegentheil nennt: der Aberwitz!

Der Witz bekämpft die Idee des Verkehrten, das Princip des Bösen. Der Aberwitz, dessen Auge zu blödsichtig ist, um Ideen und Principien zu schauen, wartet erst bis sie ihm in der Gestalt einer Person vor der Nasenspitze stehen und wird dann „persönlich“. Zu seinem Unglück hat er ohnedies gehört, daß die Kunst individualisirt, und nun hält er die Bestialität, das Individuum anzufallen, für eine Kunst. Denn das weiß er nicht, daß das Individuum von der Kunst eben erst gemacht werden muß, daß es eine Idee und ein Princip ist, was die Kunst in scheinbarer Menschenform verkörpert; daß sie aber umgekehrt den Menschen, den ihr die Natur selbst liefert, so lange idealisirt, bis wir seine wirkliche Person und ihr körperliches Existiren vergessen können und vor unser Witzforum eben nur noch die erscheinende Idee zur Rechenhaft ziehen. Nein! der Aberwitz „greift hinein in's volle Menschenleben“ wie ein Straßenjunge in's Publicum oder noch besser, wie ein Straßenkötter, der in die Waden hineinbeißt; er zerstört den Bannfrieden der gestifteten

Menschheit mit frechem Scandal, er glaubt wigig zu sein, wenn er gemein, roh, empörend, schamlos und widerwärtig ist, und vor die Deffentlichkeit jedes Privatleben, das ihr nicht angehört, wie ein unvernünftiges Thier, herausapportirt. Aber, — sagt H. Vorm, dem ich in den Eingangsworten mit Freiheit gefolgt bin, — so lange diese Aberwigblätter ein aberwigiges Publicum finden, dem sie zu seinem Danke Gelächter erregen, sind sie vollkommen im Rechte, es zu thun, wie die Kröte vollkommen im Rechte ist zu existiren, so lange der Sumpf dazu vorhanden ist. Wozu ich übrigens doch hinzusetzen müßte, daß die Kröte weitaus unschuldiger ist am Sumpf, als die Aberwig-Sumpflätter an dem ihrigen, weil diese den Sumpf, der sie gezeugt hat, wieder zeugen, ihn vergrößern und ausbreiten, was die Kröte nicht thut.

„So lange der verwilderte Geschmack eines gewissen Publicums“, fährt Vorm seinem Thema sich nähernd fort, „gierig nach so ekelhaften Erscheinungen greift und sie dadurch wie nirgends in Deutschland, ja wie nirgends in der Welt, zum Blühen und Gedeihen bringt, so lange werden weder das Schiller- noch das Grillparzer-Monument dem sich bei jeder Gelegenheit als Culturstätte beräuchernden Wien den Charakter einer gebildeten deutschen Stadt verleihen.“

„Ein Grillparzer-Monument zu errichten unter der Leitung der Herren Rothschild, Schey, Wodianer, Todesco! Ist es Wahrheit, oder ist es auch nur ein ernsthafter Wig, so ernsthaft, daß man nicht darüber zu lachen vermag? Nirgends steht geschrieben: es soll der Dichter mit dem — Börsenkönig gehen! Wenn man an den Herren Rothschild und Consorten, an diesen Geschöpfen der Addition, eine Subtraction vollzieht, indem man sich dieselben ohne ihr Geld denkt, so denkt man eben — nichts. Denn nichts bleibt dann von ihnen übrig, weder Geist noch Bildung,

nichts als eine unbeschriebene Rechentafel auf zwei Füßen. Hat eine solche irgend eine denkbare Beziehung zur Literatur?"

Es ist noch nicht lange, daß ich in einem Berliner Blatte zwei Wiener Feuilletonisten citirt, welche über Reclamen-schwindel, usurpirte Reputationen und Selbstbedenkmalung ganz so denken wie dieser dritte, den ich hiermit auch citire. Es ist nützlich, ja wichtig, solche Stimmen zu sammeln, denn es soll um Gotteswillen nicht meine persönliche und vielleicht verbitterte Stimmung scheinen, wie ich über dasselbe Thema der Corruption, der Fäulniß, des Prätorianerthums der Mittelmäßigkeit und der Niedertracht, des Byzantinismus in allen Gestalten mit längst erschöpfter Geduld mein Herz zu erleichtern pflege. Man soll wissen, daß es keine Stuben- und Grillenstimmung eines Einzelnen ist, sondern ein unter der Corruptions-Schichte lebhaft pulsirendes Grundwasser, das in hundert Quellen zu Tage bricht. Nur von Zeitung zu Zeitung, d. h. nur aus dem Größten lernen die Völker sich kennen, und doch ist das Bedürfniß, sich genau kennen zu lernen, dringender als je, daher ist's auch die Pflicht, das grobe Bild in's Feinere, also in's eigentlich Wahre und Lebendige zu zeichnen, was überall nur die Nuance der Opposition, der Minoritäten, kurz der Widerspruch thut.

Die Selbstbedenkmalungs-Arroganz ist übrigens zu einer Pest geworden, welche die Ehre des Widerspruchs nicht mehr verdient; aus Rache muß man sie — anerkennen! Nicht mehr das alte, sondern ein völlig neues und verändertes Natur-gesetz ist damit in die Erscheinung getreten; das alte hat aufgehört. Als ich noch meine Bücher zur Schule trug, blieb ich mit Andacht vor dem Schaufenster einer Kunsthandlung stehen, welche zu jener Zeit gegenüber dem Burgtheater sich befand. Da sah ich in Kriehubers Lithographien die Porträts von Löwe, Anschütz, Fichtner, La Roche, von der Kettich,

Schröder, Neumann, Haizinger — Personen, welche der Knabe, ohne noch das Theater betreten zu haben, schon längst durch ihren Künstlerruf kannte, und die es ihn höchlich interessirte, wenigstens durch das Bildniß von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen. Das war alter Styl. Heute sehe ich bald an diesem bald an jenem Schaufenster im schreienden Goldrahmen ein lebensgroßes photographisches Brustbild, bei welchem ich regelmäßig fragen muß: wer ist das? Dann heißt es: das ist die neue Soubrette, welche der Strampfer engagiren . . wird; das ist die neue Liebhaberin, welcher Ascher engagiren . . wird; das ist der Violinspieler, der Clavierspieler, die Concertsängerin, welche nächstens in Wien eintreffen . . werden! Noch kennt sie Niemand, noch haben sie nicht als Künstler gefallen, noch kann man sich daher nicht für ihre Personen interessiren, aber just umgekehrt soll ihre Person ihrer Kunst Reclame machen; und eh' wir ihnen noch einen einzigen Kunstgenuß verdanken, müssen wir wissen, wie die werthen Bisagen derjenigen aussehn, die wir nächsten Sonntag vielleicht . . ausspeifen werden. Das ist neuer Styl!

Genau die nämliche Wandlung nun ist es, welche sich beim Denkmalsetzen vollzogen hat. Nicht mehr handelt es sich um einen Mann, mit dessen Namen wir längst schon bekannt sind, sondern es handelt sich um eine Anzahl unbekannter Männer, welche ihren eigenen Namen bekannt machen und an die Oeffentlichkeit bringen wollen. Der Erste ist freilich dabei noch immer nothwendig, — leider! Wollte Gott, man könnte überhaupt Sokel ohne Statuen setzen, denn die Nachfrage übersteigt entschieden das Angebot! Aber obschon der Bekannte noch nothwendig ist, so ist er doch nicht mehr die Hauptsache; das sind vielmehr die Unbekannten, die Männer des Denkmalcomités. Der Bekannte ist das Mittel, die

Unbekannten aber sind sich ihr Selbstzweck. Man setzt Denkmäler, um unbekannte Größen bekannt zu machen.

Was will man auch! Es ist die dritte von drei logischen Stufen. Jeder Mensch strebt vor dem armen und dunklen Haufen nach Auszeichnung, oder vielmehr sie wird ihm von selbst, indem er von dem Gange nach Glück und den Antrieben der Eitelkeit sich zur Thätigkeit spornen läßt. Die erste und niedrigste Auszeichnung ist das Geld. Jeder Mensch will reich werden, und bei der fruchtbaren Fortpflanzungskraft des Geldes ist reich zu werden auch wirklich das leichteste, sobald man nur schmutzig genug ist, dieser Schweinezucht seine unsterbliche Seele zu widmen. Was jetzt hierauf folgt, könnte man fast schön nennen, wenn aus schmutzigen Quellen reines Wasser kommen könnte. Nämlich gegen die allgemein angenommene Meinung von der „unerfättlichen Habsucht“ machen wir vielmehr die Bemerkung: daß nichts leichter zu sättigen ist, als die Habsucht. Unter unsern Augen haben die Beispiele gespielt, daß Menschen, von Banknoten bis zum Ekel übersättigt, nach wenigen „Glücksjahren“ ihr Streben darnach blasirt und phlegmatisch einstellen konnten. Dieses Streben bemüht sich aber jetzt um die zweite Stufe: den Rang. Nichts ist logischer als daß ein gemeiner Mensch, der viel Geld hat, aufhören will, gemein zu sein. Zwar thut er's ohnedies in den Augen der Geld-Bewunderer, aber der Tribut der Dummheit ist doch nur ein freiwilliger; er will sich die Bewunderung, gleichsam wie eine regelmäßige Steuer, officiell votiren lassen. Das thut der Rang. Dieses Ziel zu erreichen ist indeß kaum eine Beschäftigung; es ist allzu leicht zu erreichen, eigentlich ist es durch das Geld schon factisch erreicht und hat dieses zu seiner Voraussetzung. Der Pilz braucht von seinem unedel erworbenen Gelde nur eine

Handvoll zu „edlen Zwecken“ zu opfern und der Vorwand ist gegeben, statt der Zuchthausjacke ihm den Baronstitel anzuziehen — wie denn z. B. Graf Langrand voraussichtlich zum Marquis erhoben wäre, wenn er nicht zehn Jahre Zuchthaus hätte. Da man aber schließlich mit Geld und Adelswappen noch immer Hans Dampf sein kann, so folgt die dritte logische Stufe: das Streben nach Intelligenz oder Schein von Intelligenz.

Sagen wir, Schein; denn sie selbst ist leider nicht zu haben. Geld war zu ergaunern, Rang war zu erkaufen, aber woher sollte Intelligenz und Bildung kommen? Man ist nach Wien gewandert, kaum mit den elementarsten Schulkenntnissen von Jaroslaw und Wislowitz, Proßnitz und Brody; man ist Kaufbursche gewesen, Zündhölzel-Hausierer zc. zc. kurz, man ist nichts gewesen. Jetzt ist man Millionär und Baron. Hat man Zeit gehabt, nachzulernen? Nein. Hat man den Willen dazu gehabt? Nein. Kann man sich schmücken mit dem, was Andere gelernt haben? Ja. Wenn sich die Andern zum Schmuckgegenstand hergeben!

Und sie geben sich her!

Man kann ohne Uebertreibung sagen: die ganze Kunst und Literatur von Wien verzichtet auf ihre eigene Repräsentation; sie läßt sich repräsentiren von der Börse. Ein Haus wie ich es in Stuttgart bei Hadländer, in München bei Kaulbach zc. zc. fand, ein solches Haus existirt in Wien nicht. Die Wiener Seitenstücke dieser Hausherren findet man Abends nicht bei sich selbst zu Hause, man findet sie in den Soireen der Börse. Sie empfangen nicht, sie werden empfangen. Selbstverständlich kann sich aber dieser Charakterzug des Wiener Privatlebens bei öffentlichen Gelegenheiten nicht in sein Gegentheil verkehren; und so erlebt der Fremde das auffallende, der Einheimische aber das gewohnte und landes-

übliche Schauspiel, daß die großen Repräsentationen der Literatur, — Bauernfest=Jubiläum, Grillparzer=Todtenfeier, Concordia=Abende zc. zc. — ihren Stempel von Leuten empfangen, welche kaum gelernt haben auf einen gestempelten Wechsel ihren unleserlichen Namen zu malen. Dieses Wiener Verhältniß zwischen Literatur und Börse erinnert mit frappantester Aehnlichkeit an die Stellung, welche im Rom des Juvenal und Martial die Patrone und die Clienten zu einander einnahmen; eine Wechselseitigkeit, worin die Patrone eben so eifrig eine hofmachende Clientel suchten, als die Clienten zum Hofmachen und Schmaroken bei den Patronen, deren Freigelassene sie großentheils waren, willig, ja gierig sich herandrängten. Als ein aufgelöstes und doch wieder fortgesetztes Verhältniß von Herren und Slaven, war das eine wunderliche Mischung von Widersprüchen; aber ich habe längst bemerkt, daß just die Widersprüche mit einer Art von Zauber binden und einen, und bei einer urwüchsigem gegenseitigen Verachtung die stimmende Rechnung der gegenseitigen Eitelkeit ein Facit von alles überbietender und fast göttlicher Unwiderstehlichkeit giebt.

Nun versteht es sich aber ganz von selbst, wenn in der „turba“ der Slaven, der Freigelassenen und der Clienten ein Literat z. B. wie Plautus, welcher selbst Slave gewesen, zu einer Denkmal-Fähigkeit sich aufgeschwungen, daß ihm das Denkmal nicht die Slaven, sondern die Herren und Patrone, die großen „reguli“ setzen. Wer anders sollte sich diesen edlen Vogel herabschießen, als das hochmögende Patronat, welches auf eine so leckere aber seltene Ruhmeschance hin all das übrige unedle Gevögel jahraus jahrein sich mästet und füttert? Ganz von selbst versteht sich das und ist vollkommen in martialisch=juvenalischer Ordnung!

Ich möchte daher kaum, — wie Vorn — jene reguli geißeln, welche bei dem ganzen Sachverhalt noch die relativ



Unschuldigeren sind, als vielmehr die Literaten, Künstler und Tellerlecker, welche die reguli möglich machen, ihnen das Patronat und Mäcenat förmlich entgegenbringen und aufdrängen. Milde aber wie ich bin, und nach meinen tragischen Grundsätzen auf Menschenschuld überhaupt nicht erkennend, erlasse ich zuletzt auch den Literaten, Künstlern und Tellerleckern, dem gesammten Stande der Slaven, der Freigelassenen und nie Freizulassenden die Verantwortung einer persönlichen Schuld, sondern finde die unpersönliche Schuld in jenem großen culturhistorischen Neutrum, welches man, da der Name Austriacismus noch zu neu, mit einem älteren und gangbareren am besten noch immer Byzantinismus nennt.

---

## Der Reclamentwolf in der Schafhürde.

Februar 1872.

Eine Burgtheater-Novität hat gute Geschäfte zu machen geglaubt durch wohlfeile Ausfälle auf die Wiener Journalistik und deren Einmischung in Privat-Angelegenheiten. Wohlverstanden, oder vielmehr wohlweislich verschwiegen, in solche Privat-Angelegenheiten, welche dem Privatier nicht eben zur Ehre gereichen; denn von den übrigen, welchen vielleicht ein Fünkchen Scheinehre oder Afterehre abzugewinnen, ist es satzsam bekannt, daß es eben der klagbar gewordene Privatier selbst ist, welcher die heißgeliebte Deffentlichkeit heißhungrig sucht und begehrt.

Mit andern Worten: einmal drängt sich die Publicität dem Privatleben auf; ein anderesmal aber und vielleicht weitaus am öftesten drängt sich das Privatleben der Publicität auf. Da ist es denn eine Parteilichkeit, welche das

gerechteste Mißtrauen erweckt, von zwei tadelnswerthen Seiten bloß Eine zu tadeln; aber correct, ehrlich und wahrhaft erlösend und befreiend erhebt dann die herzerquickende Unparteilichkeit ihr Wort, welche den getrübbten Himmel klar macht und loyal auch die schuldige zweite Seite richtet.

„Privat-Angelegenheiten“ war der Aufsatz überschrieben und mit B. unterzeichnet,\*) welcher in der vorletzten Sonntags-Nummer der „Presse“ diese reinere Execution vollzog und an welchen anzuknüpfen ich mit wahrem Vergnügen bekenne. Hat man in einer so guten Sache zufällig nicht selbst das erste Wort gesprochen, so wird kein Gutgesinnter es verschmähen, einem Worte, das ein allgemeines und freudiges Echo erwecken soll, ritterliche Heeresfolge und Vasallenspflicht zu leisten. Nichts ist nützlicher, als daß sich Publicum und Schriftsteller mit einander in Verkehr setzen und die Präcision, womit man den öffentlichen Geist auszudrücken wünscht, durch lebendige Wechselwirkung unterstützen. Jeder Schriftsteller aber ist jedem Schriftsteller gegenüber selbst wieder Publicum. Und kaum weiß ich, ob ich für meine Person das Wort: „Sie haben mir ganz aus der Seele gesprochen!“ je lieber gehört habe, als ich es selbst wieder Anderen sage, zum Beispiel im gegenwärtigen Falle dem wackern, mannestüchtigen B.

Jede gesunde Wienerseele muß es bekennen und bekennt es mit Vergnügen, wie sehr ihr Folgendes aus der Seele gesprochen ist:

„Wenn es eine schlechte, scandalsüchtige Journalistik gibt, so ist Niemand daran schuld als das verehrliche Publicum. Es hat sich diese Plage selbst heraufbeschworen, indem es die Grenze zwischen öffentlichen und Privat-Angelegenheiten selbst verrückte. Wenn man sich Reporter aus-

\*) Bruno Bucher.

drücklich einladet, damit morgen die Zeitungen berichten, wie superfein bei dem Herrn Baron gegessen und getrunken, wie gebildet conversirt wurde und welche „Spitzen der Gesellschaft“ das Fest durch ihre Anwesenheit und ihre Ordenssterne verherrlichten; wie kann man von Menschen, die sich zu einem solchen Geschäfte überhaupt hergeben, erwarten, daß sie mit feinem Tact die Grenze innehalten werden, welche den Besungenen erwünscht wäre, oder daß sie bei einer andern Gelegenheit, z. B. wenn man sie fühlen läßt, der Mohr habe seine Schuldigkeit gethan, nicht Dinge ausplaudern, die sie nicht sehen und erlauschen sollten? Wenn die Journale dazu gut sind, der Welt die höchst wichtigen Neuigkeiten zu übermitteln, daß der Schauspieler A. einen schmeichelhaften Gastspiel-Antrag vom Theater in Znaim erhalten hat, oder daß der Sängerin B. anonym ein Schmuß zugeschickt worden ist, oder Se. Hoheit der regierende Herzog von Haidschuckien dem Herrn C. für die Uebersendung seiner Gedichte in einem äußerst verbindlichen Handschreiben gedankt hat: wie mag man sich wundern, daß ein anderesmal von den Schulden des Schauspielers A. geklatscht oder eine pikante Anekdote von der Sängerin B. erzählt wird &c. Wer den ganzen Tag auf der Gasse steht, um von Jedermann gesehen zu werden, muß sich auch verschiedenes Wetter gefallen lassen. Zuerst den Handlangern der Zeitungen nachlaufen, die Hände drücken, vielleicht auch etwas in die Hände drücken, damit nur ja der theure Name recht oft und mit angenehmen Handglossen gedruckt erscheint, und dann den sittlich Entrüsteten spielen, wenn aus irgend einem Grunde die Glossen weniger angenehm ausfallen, das reimt sich nicht.“

Vortrefflich nach der Natur gezeichnet, und erst in diesen Strichen vollendet sich das traurige Sittengemälde! Läuft die Presse dem Privatleben nach, so läuft noch viel cynischer  
Gäruburger.

das Privatleben der Presse zu. Aber die Art, wie es von der Presse nur allzu willig aufgenommen wird, das läßt noch etwas zu sagen übrig, und leider ein Etwas, das nicht so häufig gesagt wird, als z. B. Freund B. in seiner Bescheidenheit keinen Anspruch gemacht haben will, etwas Neues vorzubringen. Die Erscheinung, die er rügt, ist nicht neu, und — weil er es selbst will — auch die Rüge soll es nicht sein. Sprechen wir aber jetzt von der Wurzel und von dem ethnologischen Grunde der Erscheinung! Wir haben dann, die Sonde so tief geführt, von einem der undeutschesten Züge Wiens zu sprechen, wovon instinctiv nicht viel gesprochen wird. Und kommt er zur Sprache, so heißt er — Gemüthlichkeit!

Gemüthlich soll es sein, das beispiellose Entgegenkommen, womit die Wiener Presse der anstürmenden Reclame des Privatlebens sich preisgibt! Ein gemüthliches Verhältniß zwischen Presse und Publicum, der gemüthliche Nationalgeist!

Sei dem also. Nicht wir streiten dagegen. Wir bekennen bloß — die Antwort schuldig zu bleiben, wenn uns ein Deutscher aus Deutschland, also selbst wieder ein Gemüthsmensch, denn das sind ja die Deutschen und wahrlich competent in Gemüthssachen, etwa mit folgender Lauge über die Köpfe fährt: Gemüthlich nennt ihr das? Feig ist es, schlaff, schlotterig, waschlappig, mattherzig, schwachmüthig, kraftlos, nervlos, energielos, widerstandslos, Mangel an Muth, Männlichkeit, Wehrhaftigkeit, Mangel an Kern, Härte, Festigkeit, an Prall und Gegenprall, Alles Fladen, nichts Stahl und Stein! Euer ewiges Bedürfniß, lebenswürdig zu sein und den Charmanten zu spielen und gute Gesichter zu zeigen, und von Freundlichkeit, Nachgiebigkeit, Gefälligkeit, Wohldienerei und Lieb-Kinderwesen zu überfließen, daß ist der slavische Blutstropfen in euch, die Buhlerei, die wollüstelnde

Sinnlichkeit, das Weibertemperament, die Weiberschwachheit und Weiberweichheit. Ein weibisches Volk seid ihr, kein männliches. Kennt euch nicht Deutsche. Der Deutsche kann Nein sagen, der Deutsche stellt seinen Mann. Nichts ist euch unmöglicher. Stirn an Stirn hat kein Wiener je Nein gesagt. Er hat vertröstet, hingehalten, Ausflüchte gemacht und dann — sich ergeben. Jeder Zubringliche übermeistert euch, jeder Ueberlästige steckt euch in die Tasche. Die Unverschämtheit tyrannisirt und terrorisirt euch. „Kaus schmeißen“ hat Berlin groß gemacht; „Man mag sich nicht scheren!“ wird das Fatum von Wien werden!

Nun lasse man aber auf eine Million Menschen, die sich nicht scheren mögen, nur hundert Reclamenwölfe los, die sich gar sehr scheren! Welch' ein Blutbad alles Reinen und Guten! Wohlan, das Bild der Wiener Presse!

Der Dichter Zwerg schreibt ein neues Stück. — Der Dichter Zwerg hat sein neues Stück vollendet. — Der Dichter Zwerg hat sein neues Stück eingereicht. — Das neue Stück des Dichters Zwerg ist angenommen worden. — Nächste Woche findet die Leseprobe vom neuen Stücke des Dichters Zwerg statt. — Nach der gestrigen Leseprobe erwarten sich die Schauspieler von dem neuen Stücke des Dichters Zwerg einen großen Erfolg. — Folgendes ist die Rollenbesetzung in dem neuen Stücke des Dichters Zwerg.

Noch nicht mit einer einzigen Zeile hat sich das neue Stück legitimirt, daß es der Rede werth ist, und schon hat es siebenmal, auf dreimal sieben Wochen vertheilt, von sich reden gemacht, d. h. in selbstverfaßten Notizen von sich selbst geredet; aber die Blätter haben es in ihrer unerlöschlichen — Lammsgeduld angenommen!

Ist endlich ein Stück so mittelmäßig ausgefallen, daß es selbst die Hebamme aller Mittelmäßigkeiten nicht ans

Kampfenlicht zu befördern wagt, so . . . ist das Stück ins Russische übersezt worden; — es ist auch ins Ungarische übersezt worden; es ist soeben auf dem Hoftheater von Flachsengingen mit „großem Erfolg“ gegeben worden; — es wird auch auf dem Stadttheater in Kubschnappel zur Auf- führung vorbereitet — kurz, der Wolf durchrast nach wie vor seine Heerde und die Heerde läßt sich durchrasen!

Ein Dritter hat vor vierzig Jahren schlechte Verse scandirt und das Publicum hat sie großmüthig vergessen. Hilft nichts! Der Versifer selbst will nicht vergessen sein. Kann er als Dichter nicht leben, so können andere Dichter doch sterben. Nekrologe auf sie halten eine zeitlang trefflich vor, sich selbst in Erinnerung zu bringen; leider verrathen sie, daß man in der Prosa nicht stärker als sonst in Versen. Also thun wir weiter gar nichts mehr, als daß wir überhaupt die todten Dichter zu Grabe begleiten. Aber ist das nicht auch schon eine Heldenthät? Gewiß!

Gestern hat Wien seinen Homer begraben. Einige der höhern Hof-Chargen, die meisten Minister, viele Mitglieder des Reichsrathes, Repräsentanten des Geburts- und Finanz- Adels, Künstler, Gelehrte, Dichter — wir bemerkten Anastasius Grün, Dingelstedt, L. A. Frankl — bildeten den majestä- tischen Trauerzug, welcher der Hülle des großen Todten auf den Magleinsdorfer Friedhof folgte.

Die ganze Elite Wiens, am zahlreichsten die Namen des österreichischen Barnasses, wie Weilen, Mosenthal, Murad Effendi, L. A. Frankl, versammelte gestern die erhabende Begräbnißfeier Pindar's auf dem alten Währinger Friedhofe, jenem Campo santo von Wien, welcher schon so viele Geistes- Heroen in seinem kühlen Schoße birgt.

Und so senkten wir denn gestern auch unsern gefeierten Antinous in den „dunkeln Schoß der heiligen Erde!“ Das

Grab des Frühverbliebenen umstanden die näheren Freunde desselben, Hans Makart, Dumba, E. A. Frankl, welcher letzterer, kaum seiner Thränen mächtig, einen reichgeschmückten Kranz auf den Sarg des Verewigten niederlegte.

So fällt kein Wolf eine Schafherde an, als unser Reclamenwolf Herr seines Plages ist! Jener hat doch noch den Hund und den Hirten zu fürchten, Dieser — nichts! Die Heerde gehört ihm unbedingt. Wer bellt da? Ein treuer Hund? Pah! Was hilft es, wenn sein Bellen nicht M ä n n e r erweckt!

Und sagt mir nur nicht: die Zeitungen sind zum Dienste des Publicums da. Das versteht sich. Wir sprechen vom Mißbrauch des Dienens. Auch Friedrich der Große nannte sich einen Diener. Anders dient ein König dem Staate und anders dient ein Lakai dem König. Es ist ein großer Unterschied, ob im Volksdienste das Gemeine mit unterläuft, oder ob das Gemeine sich zur Hauptperson aufwirft und die Bedienung allein in Beschlag nimmt. Das Erstere passirt wohl überall, „aber das ist sicher“ — sagt Freund B. mit Recht — „ein solches Sichvordrängen der nichtigen Eitelkeit und des eiteln Nichts wie bei uns, ein derartiges Ausbeuten der Publicistik für alle erdenklichen Privatwede wird man nirgends zum zweitenmale so leicht antreffen. Und in dieser Beziehung hat sich auch die anständige Journalistik manchen Vorwurf zu machen. Zu willig hat sie Hinz und Kunz die unverdiente Ehre erwiesen, von ihnen als Privatpersonen Notiz zu nehmen, und zu oft hat sie durch ihre Gefälligkeit dazu beigetragen, Eintagsfliegen des großstädtischen Lebens in der Einbildung zu bestärken, sie seien Geschöpfe von Bedeutung und ihr Thun und Treiben interessire die Welt“.

Die „anständige“ Journalistik, von der hier die Rede war, ist es aber hauptsächlich darum, weil sie, wie jedes gute

Princip, sich selbst corrigirt, was das schlechte nicht thut. Diese Correctur scheint vor Allem die große und vornehme Theaterkritik zu üben, die ein Lichtpunkt der Wiener Journalistik und wenigstens bei unsern tonangebenden Blättern in den Händen reichgebildeter und unparteiischer Schriftsteller ist. Vor dieser Kritik ist dann freilich Hinz und Kunz noch immer unerbittlich durchgefallen, und hat es selbst Halm, nach Hebbel „die vergoldete Mittelmäßigkeit“, eigentlich niemals zu kritischen Erfolgen gebracht. Um wie viel weniger die „Schule Halm“, die unverholene Talmi-Fabrik! Ja, wenn Hinz und Kunz, die sich das ganze Jahr breit machen, endlich ein mal im Jahre mit einer Theater-Novität der höhern Kritik vor die Klinge kommen, so glaubt man es der prachtvollen Strenge der letzteren ordentlich anzufühlen, daß sie ihr Rächeramt mit einem langgesparten Grimm und „avec une sorte de gaieté“ verwaltet. Das ist dann allerdings eine Correctur, aber ach, eine so theure, daß der Preis ins Passive umschlägt und ruinös wie das Schuldenmachen wird. Was soll das Publicum denken?! Also diese Null ist der Dichter, der mir das ganze Jahr als Celebrität vorgeritten wird! Was ist Wahrheit? Wie bin ich bedient? Die Notizen-Redaction schien zu denken: Ei was, mit ein paar Zeilen Reclame schaffe ich mir Ruhe; „unser“ Kritiker wird ihm schon heimleuchten, wenn der zahlende Tag kommt! Unser Kritiker aber, mit Recht gereizt und erbittert von dem Schmaroker-Notizen-Cultus, gegen den sich sein ganzes Urtheil empört, erwartet mit Sehnsucht den Tag der Rache, wo er seine kritischen Gesekestafeln dem goldenen Kalb mit fracas um die Ohren schlägt. So wird es ein permanenter und fast historischer Zustand der Wiener Presse, daß sich Notizen-Redaction und kritische Feuilleton-Redaction scharf widersprechen, was aber, da das Journal doch nur als einheitliche Person zu denken,



das Schauspiel einer Person gibt, die im ewigen Widerspruche mit sich selbst steht. Kein erbauliches Schauspiel! Soll es das Publicum nicht verwirren und wahrhaft verdimmen, so findet dieses im Widerspruch seiner Presse nur folgenden Faden: Dein Intellect ist so ziemlich richtig, aber dein Charakter ist schwach. Was für ein böses Beispiel das gibt, kann nicht stark genug betont werden!

Denn es ist ja ethisch das Nämliche, wird einmal die Wahrheit verlegt, ob es den Personen zu Lieb oder zu Leid geschieht. So ist der Scandal, der verleumdet, und die Reclame, die verhätschelt, nur Pol und Gegenpol derselben Axt, und die honnete Presse, welche mit der Scandalpresse nichts gemein haben will, sie desavouirt und außer Collegialität erklärt, sollte sich ernster zu Gemüthe führen, wie verzweifelt verwandt sie im Wesen und blos nicht der Form nach mit dieser ist. Die größere Schadenstifterin aber ist die erstere gewiß. Just der Ekel, den die Scandalpresse erregt, schützt sie wider ihren Willen vor belangreichen Wirkungen, denn unmoralisch sein wird von Allen verstanden und von der Mehrheit zurückgewiesen: schon der Selbsterhaltungstrieb thut es. Dagegen begreifen es die Wenigsten, daß der gute Geschmack und das ästhetische Gefühl, welches ja nur eine Circumflex-Linie des moralischen ist, dieselbe Schonung erheischt wie dieses. Aber wer den ästhetischen Scandal, so gut wie den moralischen, bekämpft, „geht zu weit,“ ist zu „rigoros“, heißt ein „Störefried.“ So begeht die honnete Presse ihre Sünden mit enorm belangreichern Freibriefen. Wenn die Scandalpresse ein armes verleumdetes Mädchen zur Verzweiflung und zum Giftmorde treibt, so schreit das ganze Gemeinwesen auf; aber ihrerseits vergiftet die honnete Presse noch um Vieles verderblicher, denn ihr ewiges Creiren und Befördern usurpirter Reputationen hat Urtheile verfälscht, Maßstäbe zerbrochen,

Gewissen corrumptirt, welche sittlicher Lebensbedarf und noch höher im Werthe als ein einzelnes Menschenleben. Ein Würmchen nagt so gewiß und sicher nicht ganze Waldflächen ab, als das freundliche Ohrwürmchen der Reclame mit Ländern und Völkern fertig wird. Wer soll sich noch erarbeiten, was ihm geschenkt wird? Welche Talente sollen nachwachsen, wo die Mittelmäßigkeit, wo Null und Unter-Null im Reclamenpomp der Presse wie Könige mit schlepptragenden Pagen erscheinen? Die Hand auf Schiller's und Goethe's Briefwechsel wie auf der heiligen Bibel, möchte Mentor seinem Telemach Ernst, Fleiß, Studium, rastloses Bilden und Streben in einem erhabenen und für ewige Zeiten nachahmungswürdigen Musterbilde zeigen; aber — Telemach lernt nichts, sondern überläuft die Redactionen, schreibt Bettelbriefe und laßt seinem Mentor unter die Nase, denn er ist ein größerer Mann und in kürzerer Zeit geworden!

Ich habe wohl schon das Wort gehört: Ah pah; wir können nicht warten, bis Schiller und Goethe wieder kommen; die Plätze der Deffentlichkeit wollen besetzt sein, sei's denn von Hinz und Kunz!

Aber Schiller und Goethe werden nicht kommen, ja können nicht kommen, denn sie sind nicht vom Himmel gefallen, wie die flachköpfigste Dalailama-Adoration sich vor-  
duselt, sondern sie haben sich ihre grandiose Kunst- und Culturhöhe erarbeitet, und die Arbeit wird künftig erspart und die Arbeitslust im Reime vergeudet — kraft der „wohlwollenden Notizen“ in einer seit Schiller und Goethe vertausendfachen Presse. Ohne Arbeit hätte Goethe bei Lenz und Schiller bei Schubart stehen bleiben können, und wahrlich, die Reclame wird dafür sorgen, daß Lenze und Schubarte künftig als Goethes und Schillers paradiren. Hat sie doch schon gesagt: Homer und Hamerling — und warum sollte

sie nicht? Der Galgen steht nicht darauf! Es steht blos die allgemeine Verlotterung des Nationalgeistes darauf!

Undeutsch habe ich diesen Schwindelgeist der Reclame genannt, und nichts ist es mehr. Deutsch ist der Vortritt der Sache vor der Person, die selbstlose Hingebung der Person an die Sache, das Verschwinden und Aufgehen des persönlichen Momentes im Interesse und im Dienste der Sache. Just umgekehrt herrscht bei uns wie bei allen Ostvölkern die Neigung vor, alles Persönliche zuerst und zumeist zu berücksichtigen, die Person beständig vor die Sache und über die Sache zu stellen. Wie bis an die Halden der Türkenschanze die asiatische Steppenflora reicht, so reicht in unsern Geist jener asiatisch-slavische Geist hinein, welcher, schwach zur Staatenbildung und auf der niedrigen Stufe von Stamm und Familie befangen, so schwer über das Persönlich-Sinnliche hinauskommt, so unempfindlich für die compacte, aber geisterhafte Solidarität der Dinge ist, dagegen so überempfindlich für Person und Persönchen im Einzelnen, ihre Einflüsse, Anreizungen, Belleitäten, Suchten und Hänge. Die wichtigsten und festesten Dinge beständig aufzulösen und umzumodeln, nach persönlichen Witterungsverhältnissen das Große klein und das Kleine groß, das Etwas zu nichts und das Nichts zu Etwas, zu Viel, zu Allem zu machen, diese ganze erzundeutsche Art, die objective Wirklichkeit zu einem phantastischen Schattenspiel des persönlich-willkürlichen Beliebens herabzuwürdigen — ist leider die österreichische. Auf dieser Wurzel steht die alte Klage: „einen solchen Persönlichkeits-Cultus und Reclamen-Mißbrauch findet man sonst nirgends mehr als bei uns.“

## Vom Denkmal-Bettel.

So lange es eine deutsche Poesie giebt, haben die Deutschen darüber geklagt, daß ihre Poeten verhungern. In einzelnen Fällen war dieses Wort buchstäblich zu nehmen; in allen übrigen aber bedeutet es wenigstens das entsagungsvolle Loos, den unzulänglichen irdischen Lohn der deutschen Poeten. Der König derselben, Schiller, ein Mann, der es wissen mußte, weil er selber ein Bild des Leidens und der Entsaugung gewesen, hat dieser Thatsache, wie so mancher anderen, den Stempel eines classischen Ausdrucks verliehen. In dem Gedichte „Pegasus im Joche“ versinnlicht er den Schmerz der Poesie, wenn sie widernatürlich an ein prosaisches Brod-  
amt gefettet ist; in dem Gedichte „Theilung der Erde“ ist vom irdischen Brode vollends nicht mehr die Rede, denn der Dichter hat nur noch ein Recht an den Himmel, ist aber besitzlos auf Erden. Dieses letztere Gedicht namentlich hat einen tiefen Eindruck gemacht und einen bleibenden Stachel zurückgelassen. Seit diesem Gedichte gehört es zu den Gewissensdingen jedes gebildeten Deutschen, die Noth der deutschen Dichter zu empfinden, sich ihrer zu schämen und angeblich zu thun, was Jeder vermag, daß diese Noth gemildert werde.

Da ist es nun sonderbar. Jahraus jahrein sieht man Herren in weißen Handschuhen und weißen Cravaten herumgehen, welche bei den Theater-Directionen recht fleißig um Benefiz-Vorstellungen für Denkmäler bitten. Was denken diese Herren — wenn sie überhaupt denken? Sie fordern dem deutschen Theater, welches die deutschen Dichter ohnedies kurz genug hält, Summen auf Summen ab, um diese Gelder

— dem Marmor oder der Bronze, also der todten Hand zuzuwenden. Was aber die todte Hand gewinnt, das verliert selbstverständlich die lebendige. Das heißt denn mit anderen Worten: die ganze Arbeit der weißen Handschuhe und der weißen Cravaten hat den ausgesprochenen Zweck, den lebendigen Dichtern das Brod zu stehlen, ihre Noth zu verewigen und womöglich zu vergrößern. Dabei sind diese Herren aber nicht etwa — verkleidete Dienstmänner und Commissionäre der Bildhauer, nein, die Tollheit ist completer; sie sind am häufigsten selber Poeten oder jedenfalls Liebhaber der Poesie, bilden sich ein, vor der übrigen Volksmasse den Interessen der Poesie näher zu stehen, kurz, sind „begeistert für alles Edle, Schöne und Gute“, wie es im Curialstyl der Philister heißt, oder wenigstens der deutschen Philister, denn eine andere Nation hat diese Phrase nicht.

Zwar der Spaz in der National-Dekonomie sagt, der Theaterdichter erhält von der Denkmal-Vorstellung ja doch seine Tantième, dem lebenden Dichter entgeht also nichts. Der Wisser und Denker in der National-Dekonomie sagt aber anders. Er sagt so: Die deutsche Theaterkasse sieht sich von eurem Denkmal-Bettel auf eine fast schon regelmäßige und ziemlich empfindliche Weise besteuert. Wer soll diese Steuer tragen? Sie selbst? Nicht dran zu denken! Das deutsche Theater erträgt keine neue Steuer mehr, es erliegt schon längst unter dem Drucke seiner alten Finanz-Schwierigkeiten, als da sind: lauer Theaterbesuch, hohe Gagen, kostbare Gastspiele, wachsender Ausstattungsschwindel zc. zc. Soll es nun auf seinen überbürdeten Ausgaben-Etat auch noch eure Denkmäler setzen — diesen Ausstattungsschwindel neuester Art — so wird es thun, was jeder lästige Besteuerte anstrebt, nämlich die Steuer auf Andere abwälzen. Es wird sparen, was immer heißt: Andere werden nicht

verdienen. Und diese Anderen werden natürlich die stummsten und wehrlosesten Opfer sein, die Dichter. Kurz und gut, die deutsche Theaterkasse, wenn sie Jahresbilanz macht und im abgelaufenen Jahre so manches stattliche Tausend dem Denkmal-Bettel geopfert sieht, einem Bettel, der ihr auch fernerhin droht, wird sich darauf einrichten und sich vornehmen, im nächsten Jahre um ein neues Stück weniger anzunehmen, die tantièmepflichtigen Stücke ein wenig seltener, diejenigen, welche nichts kosten, ein wenig öfter zu geben; mit Einem Worte, der ganze Voranschlag wird zum Nachtheil der lebenden Dichter ausfallen, er wird sich strecken nach der Decke und diese Decke, ohnedies kurz genug, ist eben durch den Denkmal-Bettel noch weiter verkürzt worden. Die Theatersteuer für Denkmäler wird also stets auf die lebenden Theaterdichter umgelegt werden. Man kann sich darauf verlassen, daß diese und immer nur diese es sind, welche die Denkmalsteuer zu tragen haben. Es muß als ein unanfechtbarer national-ökonomischer Grundsatz erkannt werden: was der deutschen Theaterkasse entgeht, das entgeht dem deutschen Theaterdichter.

„Aber wozu den Lärm, wenn man Einmal im Jahre“  
. . . Sehr wohl. Einmal im Jahre für Schiller, einmal im Jahre für Goethe, einmal im Jahre für Hans Sachs . . . und so fort ins sehr Vielmalige!

Und wären wir noch ein geldreiches Land, ein Land, wie z. B. England, wo fast in allen Zweigen der Volkswirtschaft ein Ueberfluß an erspartem Capital sitzt. Aber dem ist nicht so. Wir sind eingestandermaßen ein Land des Poeten-Hungers. Das deutsche Theater arbeitet nicht mit erspartem, höchstens mit „werbendem“ Capital, wie es der Volkswirth nennt, ja, vielleicht durchschnittlich mit Mangel an Capital. Dem deutschen Theater, welches die lebenden Dichter

nicht nährt, einen unfruchtbaren Tribut für die todtten abzupressen, erscheint mir unter diesen Umständen ganz einfach als eine strafbare Handlung und ich bin blos nicht Jurist genug, um diese strafbare Handlung als Criminal=Verbrechen oder als schwere Polizei=Uebertretung zu qualificiren. Fast möchte ich mich aber für das Criminal=Verbrechen entscheiden, wenn ich erwäge, was für eine wichtige Rolle dabei die Anwendung des moralischen Zwangs spielt.

In einer Weltstadt erlebt man viel von der Unverschämtheit der Bettler, aber Eins ist noch nicht erlebt worden, nämlich, daß die Bettler sich der Presse bemächtigen und Jeden, der sie abweist, denunciren.

Im Laufe dieser Woche lasen wir solche Denunciationen zwei Tage nach einander in zwei verschiedenen Blättern.

Am Sonntag schrieb das Eine:

„Als sich das Damencomité des Schiller=Vereins zu dem Intendanten des Burgtheaters begab, um für die zum Besten des Denkmals abzuhaltende Akademie seine Erlaubniß zur Mitwirkung einer großen Anzahl von Schauspielern zu erbitten\*), unternahm es diesen Gang in dem stolzen Bewußtsein, eine ästhetisch-edle That zu vollziehen und in der süßen Erwartung, dieselbe vom Dichter Halm gebührend gewürdigt zu sehen. (Theaterdichter sollten es auch noch „würdigen“, wenn Theaterkräfte zu anderen als Theaterzwecken vergeudet würden!) Sie spannten ihre Geistes- und Gemüthsaiten hoch, (im Originale steht „Seiten“) und versprachen sich einen erhebenden schöngeistigen Genuß von dieser Bitt=Visitte. Aber ach, Friedrich Halm trafen sie nicht zu Hause, sondern nur Eligius Freiherrn v. Münch=Bellinghausen, und seine Saiten

---

\*) Wie mir die Feder blutet, wenn ich eine solche Prosa nachschreiben muß!

waren so verstimmt (im Original steht wieder „Seiten“), als die ihren erwartungsvoll hochgestimmt; das gab keinen guten Klang und soll einige Nervenzufälle zur Folge gehabt haben. Der freiherrliche Intendant überbietet mitunter noch seinen bürgerlichen Vorgänger (Raube) an Schärfe der Ausdrucksweise, und mit unbegreiflicher Trockenheit und Härte wies er erst das Anfinnen rund ab, um sodann mühsam einige Concessionen zu machen.“

Am Montag schrieb das Andere:

„Aus dem Hofoperntheater wird allerlei Pikantes erzählt. Vor Allem ein ganz merkwürdiges Geschichtchen von dem Empfange, dessen sich das zur Errichtung eines Ander-Denkmals constituirte Comité von Seite des Herrn Hofraths v. Dingelstedt zu erfreuen hatte. Wir selbst hatten gleich am Tage nach der merkwürdigen Audienz des Comité's die nette Geschichte erfahren, doch waren wir um strengste Discretion ersucht worden, damit nicht durch die publicistische Erörterung der Sache eine Reparatur der Angelegenheit gehindert werde \*). Die Scene hatte aber offenbar zu viel Glor gemacht, um auf die Länge verschwiegen bleiben zu können, und da bereits (ein anderes Blatt) von der Geschichte spricht, so können auch wir unseren Lesern davon erzählen.“

„Sie läuft, kurz gesagt, darauf hinaus, daß die Herren des Comité's von dem Herrn Hofrath in unerhört barscher Weise empfangen und von ihm förmlich abgekanzelt wurden, weil sie ihm die Zumuthung stellten und es für nicht ganz unpassend erklärten, daß ihnen das Hofoperntheater für ein Concert zum Besten des Ander-Denkmals zur Disposition gestellt werde“ . . . 2c. 2c.

---

\*) Das rettet noch dieses Comité. Die nervenzufälligen Damen scheinen sich keinerlei Discretion ausbedungen zu haben!



Man sage nicht, in diesen beiden Fällen wird mehr die Raubheit der Abweisung als die Abweisung selbst denunciirt. Wie leicht bildet der Abgewiesene sich ein, er sei rauh abgewiesen worden! Wer hat's denn gehört und gesehen? Wenn aus dem Innern der Zimmer eine Scene zwischen zwei Parteien an die Oeffentlichkeit geschleppt wird, wo ist denn der dritte Unparteiische, der den Charakter des Zeugen oder wol gar des Richters hätte?

Auch sage man nicht, es ist hier nur von Akademien und Concerten die Rede, nicht vom eigentlichen Theaterabend, welcher der Theaterkasse gehört. Es ist von den Theaterkräften die Rede! Wer die Schwierigkeit „würdigt“, mitten im Winter und seinen tausend Unpäßlichkeiten ein Wochen-Repertoire zu machen, kann nur mit äußerster Unbilligkeit verlangen — was freilich gut österreichisch ist — die Kräfte an Nebenzwecke zu vertrödeln, um sie für den Hauptzweck zu gefährden. Ich begreife es, daß unsere Theaterchefs aus der Haut fahren, wenn sie sich um Denkmäler überlaufen sehen — von Schiller bis zu Ander herab! Das intelligente Publicum erfährt es zu seiner vollsten Beruhigung, daß kriegerische Wehr und Wache seine Kunst-Institute vertheidigt. Ist es mir doch, als sähe ich die beiden stattlichen Männer, wie sie, gleich streitbaren Stieren mit gesenktem Horn und gehobenem Schweif, den Raubthieren entgegendrängen!

Zugleich sieht man aber auch — und das ist die ernstere Seite davon — daß es dem Einzelnen fast schon unmöglich gemacht ist, gegen das Faustrecht des Denkmal-Bettels auf eigene Hand zu bestehen. Es ist hohe Zeit, daß der obrigkeitliche Schutz eintritt und daß der Regelung des Denkmal-Bettels die Gesetzgebung ihr Auge zuwendet. Ich spreche vom Denkmal-Bettel als Hausbettel; wohlgemerkt!

Das Denkmalsetzen in Standbildern ist keine nordische Sitte: wir haben es von den Alten adoptirt. Aber in der ganzen antiken Literatur findet sich nicht die leiseste Andeutung, daß die Römer und Griechen ihre Denkmäler mittels Hausbettel gesetzt hätten. Dieser Unfug ist durch Nachsicht eingerissen: vor dem Gedanken hält er nicht Stich.

Man kann sich das Denkmalsetzen — von der wilden und barbarischen Art des Hausbettels abgesehen — in civilisirten Formen nur so denken:

Ist die Person, welcher ein Denkmal gesetzt werden soll, das Kleinod einer Stadt, wie z. B. der Bürgermeister Zelinka, oder, weil ihr es wolkt, der Tenorist Ander, so ist der Antrag eines Denkmals in der Communal-Vertretung zu stellen und von dieser zu bewilligen. Dieselbe übernimmt die Kosten auf ihr Budget, oder — da moderne Budgets empfindliche Dinge sind — sie legt sie auf freiwillige Beisteuern um, zu welchem Ende sie Subscriptions-Listen auflegt beim Magistrate, bei allen Bezirksämtern, bei allen Redactionen, in allen Kunst- und Buchhandlungen — aber immer mit Ausschluß des Hausbettels.

Ist die Person, welcher ein Denkmal gesetzt werden soll, der Ruhm und die Ehre eines ganzen Volkes, wie z. B. Schiller, so thut Dasselbe die Volksvertretung. Sie stellt, debattirt und bewilligt den Antrag des National-Denkmal, übernimmt es gleichfalls auf ihr Budget oder deckt es durch National-Subscriptions, welche sie auflegt in allen Amtsstuben des Landes, in allen Redactionen, in allen Kunst- und Buchhandlungen, vielleicht, wo der Clerus zustimmt, selbst auch in allen Pfarrämtern — aber immer mit Ausschluß des Hausbettels.

Nur so kann sich der Cultivirte das Denkmalsetzen denken bei einem Culturvolke. Die dritte Art dagegen, daß

jeder Nächstbeste sich zu einem Denkmalvater aufwirft, ein paar Freunde als Comité wirbt und mit polizeilicher Nachsicht nun getrost auf den Hausbettel ausgeht: diese Art scheint mir anständiger für Tungusen und Pächherähs, als für uns.

„Aber mit Deinen aufliegenden National-Subscriptionen kommt in Ewigkeit nichts zusammen.“ Bst! Nicht so laut! Nicht so unvorsichtig! Das eben ist es ja, was ich hören wollte. Ihr seid mir vortrefflich aufgeessen.

Kommt nichts zusammen, — und ich habe es immer so geahnt, — dann ist eure ganze Denkmalsekerei eben nicht Nationalsache, wie es eure Phrasen so widerlich lügen, sondern sie ist Privatsache, sie ist Sache eurer persönlichen Liebhaberei, um nicht das Schlimmere zu sagen, eurer persönlichen Eitelkeit. Dann hat der Banquier Königswarter u. A. auch nichts für Schiller gegeben, sondern er hat gegeben für L. A. Frankl, den Sammler und Glaubensgenossen, der ihn persönlich bedrängte. Und hier eben ist's, wo ich nach der Polizei rufe.

Ich habe mich heute darauf beschränkt, vom Denkmal-Bettel zwei Seiten zu besprechen: 1. seine poetisch-ökonomische Schädlichkeit, und 2. seine sociale lästigkeit und Unanständigkeit. Ich habe an demselben Gegenstande aber schon längst so viele Seiten des Widerspruchs gefunden, daß es mich lebhaft anspornte, sie in guter und klarer Ordnung säuberlich zu Papier zu bringen. Dieses Papier liegt seit Jahr und Tag gar schüchtern in meinem Schrank, denn ich fürchtete gegen den Strom zu schwimmen. Nach und nach aber fange ich an, von dieser Furcht mich zu erholen. Ich fange nämlich an, zu capiren, daß ein Strom überhaupt nicht existirt, daß die öffentliche Meinung vielmehr dem Denkmal-Bettel von Herzen gram ist, denn alle Personen, so viel und so bunt

ich deren noch sprach, fand ich von seltener Einigkeit in dem Abscheu gegen den Terrorismus des Denkmal-Bettels. Ich fand sie Alle nach einem Gideon seufzen, nach einem Manne, der den Muth hätte, das Wort des Widerspruchs zum erstenmale laut auszusprechen.

Ein Gideon ist nun freilich nicht leicht Einer. Muth zu haben ist dagegen jeglichen Mannes Pflicht, und — vielleicht erfülle ich meine Pflicht eines Tags.

---

## Das Denkmalsetzen in der Opposition. \*)

### Erster Artikel.

„— und was die Sculptur betrifft, hat Jemand dieselbe, außer in der Hand der Griechen, jemals lebendig gesehen?“  
Poussin.

Indem ich in einer Kunstfache opponire, wollte ich mich nur schleunigst hinter den Rücken eines Künstlers retten; denn die Mänaden haben sogar den Orpheus zerrissen und mit mir würden sie auch noch fertig! Hei, über eine Lady patroness, welche soeben für's L. A. Frankl-, ich wollte sagen: für's Schiller-Denkmal sammelt, und der ich in meiner Sünden Maienblüthe in den Wurf käme! Mag denn „der große Poussin“ den ersten Anprall aushalten; er ist groß genug, um ein kleines Feuilleton zu decken.

Denn nicht jede Opposition hat es so gut wie die politische. Die ist längst in Ehren und Würden anerkannt, sitzt als Ihrer Majestät allergetreueste Opposition im ganzen modernen Parlamentarismus warm, sitzt warm in der ganzen Presse, zumal der bestabonnirten und meistgelesenen. Auch

---

\*) Erschienen in der „Deutschen Zeitung“. — Spätherbst 1873.

die moralische Opposition hat noch diverse Wörtchen frei an das Schicksal, und ein paar neckische Einfälle, wie z. B., daß die Ehe unsittlich und das Eigenthum Diebstahl, gehen in allen Töchter Schulen aus und ein und sind fast schon Zopf.

Am miserabelsten aber geht es der ästhetischen Opposition. Wie ein Mondkalb wird sie angestarrt, wo sie sich zeigt, und die sanglantesten Revolutionäre, die creditfähigsten Anarchisten, Menschen, auf deren Umsturzbestrebungen man bauen kann, sind oft reine Kinder und buchstabieren eine ästhetische Fibel, welche schon an den langen Regenabenden in der Arche Noäh ein abgegriffenes Büchlein war. Nicht die ersten Anfänge und primitivsten Voraussetzungen findet sie vor, ein Störenfried ist die ästhetische Opposition in fast allen Parteikreisen, ein ungebetener Gast, welcher überall auf conservative Gewohnheiten, ja auf reactionäre Triebe stößt. In der Aesthetik herrscht noch Säbel und Krummstab, alles Hergebrachte und Abgelebte, der ganze Absolutismus der Phrase. Und die Leute wollen es so.

Aber glücklicherweise ist das auch wieder ein Zopfgedanke, wie ich mich noch rechtzeitig besinne. Zu den Leuten nämlich gehöre ich ja selbst und ich will es nicht so. Die Leute wollen Alles und Alles ist Publicum. Laßt mich die einsamste Laube suchen und meine Gedankengrillen monologisch für mich allein himmeln — was wetten wir, im Nu umschleichen mich Menschen, die mir zuhören. Ah — „kein Publicum haben“ ist einfach nicht wahr. Wagt's nur! Das Publicum ist allgegenwärtig wie die Luft. Redet getrost in den Wind, unter freiem Himmel wohnt — das Echo!

So rede ich denn.

Wenn ich einen Halbgebildeten frage: Was ist der Unterschied zwischen der antiken und modernen, zwischen der

classischen und romantischen Kunst? so wird er in großer Verwirrung antworten: Herr, diese Frage regt ganze Welten von Vorstellungen auf. Das ist ein Stoff für ganze Bücher und Wintersemester.

Wenn ich dagegen einen Durchgebildeten und Ganzgebildeten frage, so werde ich die Antwort erhalten: Herr, das ist mit drei Worten zu sagen. Die Kunst der Alten ging von dem Körper aus, die Kunst der Neuern geht von der Seele aus. Die Kunst der Alten war deshalb plastisch, die Kunst der Neuern ist lyrisch, musikalisch, malerisch, kurz romantisch.

Bravo! So haben ganze Welten von Vorstellungen, wenn man sie wirklich beherrscht, in einer Nuß Platz, und Alles, was man weiß, nicht bloß rauschen und brausen gehört hat, läßt sich in drei Worten sagen. Aber noch Eins; — wenn dem so ist, warum setzen wir Neuern dann so hartnäckig Denkmäler?

Weil wir die gedankenlosen Nachbeter der Alten sind.

Um! Nicht schmeichelhaft, aber präcis. Also denken wir für die Gedankenlosen und seien wir Vorbeter statt Nachbeter. Aber denken wir unsere Gedanken hübsch im Zusammenhange. Es ist gar kurzweilig, wie da die alten Sachen neue Gesichter bekommen.

Was würde man zum Beispiel sagen, wenn Einer behauptete: Das Denkmalssetzen der Neuern liegt gar nicht in der bildenden Kunst, sondern — in der modernen Schule und in der modernen Presse. Wie so? Wie hängt das zusammen?

Klar genug.

Das Denkmal der Alten war — wenn nicht ganz, doch zum guten Theile — ein Organ der Publicität. Sollte eine Person oder ein Ereigniß dem Gedenken der Nachwelt überliefert werden, so ließ das Mittel dazu fast gar keine Wahl übrig. Es war immer und immer wieder das

Denkmal. Jede Generation genoß für sich selbst, so lange sie Gegenwart hatte und auf Erden anwesend war, der ausgezeichnetsten und vollkommensten Deffentlichkeit, einer Deffentlichkeit, wie sie so schrankenlos vielleicht in allen Zeiten nicht wieder erblühen wird. Dagegen war sie fabelhaft arm, ja fast hilflos in der Fortpflanzung der Deffentlichkeit. Bei uns ist es umgekehrt. Nichts ist leichter, als daß eine lebende Person im Dunkeln bleibt und der verdienten Auszeichnung verlustig geht. Dagegen ist es fast unmöglich, daß ein ausgezeichneter Todter vergessen werde. Wir besitzen ein Schulsystem, von dessen Entwicklung die Alten nicht entfernt eine Ahnung hatten und welches jede Generation in den Stand setzt, das Denkwürdigste aller vorhergegangenen Generationen genau und sicher zu wissen. Alle Erziehereien der Welt werden kindisch, ja wahrhaft absurd, wenn sie in der Production des Andenkens mit dem modernen historischen Schulunterricht concurriren zu können sich einbilden.

Tritt das unterrichtete Schulkind aus der Schule ins Leben, so umgibt es vollends ein Ocean von Publicität, die moderne Presse! Diese wundergleiche Anstalt, von welcher die Alten in ihren kühnsten Träumen keine Vision haben konnten, verhindert jeden Europäer und Amerikaner fast gewaltsam, irgend etwas Wissenswerthes nicht zu wissen. Tausende von Journal-Artikeln greifen täglich und stündlich nach Präcedentien und Analogien in die Geschichte zurück und ruminiren den historischen Schulunterricht jedem Erwachsenen immer von neuem. Was soll ich erst von jener zwischen Schule und Journalismus in der Mitte liegenden Literatur der Wochenschriften, Monatschriften, Pfennigmagazine und Encyclopädien, von jener ganzen Atmosphäre des Wissens sagen, die wir mit einem einzigen Stichwort „das Conversations-Lexikon“ nennen können?! Aus dem Conversations-Lexikon

beschwört jeder Kohlenträger in jeder Minute jede ihm beliebige Gestalt der Geschichte. Das konnte weder Plato noch Aristoteles! Unsere Denkmäler — darf man behaupten — wachsen ganz eigentlich aus dem Conversations-Lexikon erst heraus; weit entfernt, daß sie ein Andenken stifteten, so sind sie vielmehr Nachzügler und Schmaroger dieses Andenkens. Das Andenken selbst aber — Dank unserer Schulbildung und dem ganzen Arsenal unserer Publicität — war viel unmittelbarer, viel lebendiger und vollkommener längst schon vorhanden, ehe es zur Sekung des sogenannten Denkmales kam, und dieses Denkmal läuft unter diesen Umständen am imposanten Triumphwagen der modernen Publicität buchstäblich wie das fünfte Rad nebenher — überflüssig, zwecklos und in dieser Zwecklosigkeit rein unbegreiflich, wenn es sich nicht eben dadurch als ein exotisches Kind der Nachahmung verriethe, der gedanken- und inhaltsleeren Nachahmung fremder Zeiten, fremder Sitten, fremder Bedürfnisse und fremder Zustände. Wird es denn hier zum erstenmale gesagt, oder weiß es nicht Jedermann, daß die Alten, so viel sie des Schönsten und Höchsten geleistet, uns gegenüber sich doch in einem Zustande von Kindheit befunden, in den wir uns nicht mehr zurückaffectiren können? Entspricht es denn nicht einem Kinderzustande, Dinge, die man merken will, mit leiblichen Augen sehen zu müssen, das Material des Merkzeichens in schweren Steinblöcken oder Lasten Erzes zu suchen, und sind wir nicht große Kinder, wenn wir das nachmachen, da wir doch unsere fünfundzwanzig Lettern haben, deren monumentale Fähigkeit jede andere aus dem Felde schlägt? Von dem Schriftthume sagt schon Horaz: *exegi monumentum — aere perennius*, und seit sich das Schriftthum mit dem Buchdruck vermählt, durfte es den Ton noch kühner greifen und majestätischer anschlagen, und die erste Gesamt-



Ausgabe Shakespeare's vom Jahre 1623 besingt Leonard Digges mit den triumphalen Worten:

— Ist alle Pracht zu End',  
Zerfiel in Staub dein Stradford-Monument,  
Hier bleibst du uns lebendig!

Ein wahrer Posaumenton für Ohren, die hören wollen! Stolzer und stärker haben die fünfundzwanzig Lettern nie ihr sicheres Selbstgefühl ausgesprochen, daß sie die eigentlich monumentale Kraft der modernen Welt darstellen!

Das Denkmal als Organ der Publicität wäre somit beseitigt und abgethan.

Ueben wir aber volle Gerechtigkeit und statuiren wir auch die übrigen Zwecke des Denkmals. Sagen wir also, das Denkmal hatte nicht nur den Zweck: 1. ein Andenken zu überliefern, sondern auch 2. eine Ehre zu bezeugen, 3. ein Ausdrud des Nationalgeföhls und 4. eine Befriedigung des Schönheitsfinnes zu sein. Ich denke, damit werden wir keinen weitem Rest mehr schuldig geblieben sein.

Numero Zwei hängt mit Numero Eins zusammen. Das Denkmalsetzen implicirt schon eo ipso den ehrenden Zweck — die Schandsäulen etwa ausgenommen. Aber wenn wir zu sagen hatten, daß das moderne Andenken mehr als ein Andenken, nämlich ein Wissen, ein durch Schule und Presse verbreitetes Wissen ist, so objectivirt sich auch die ehrenbezeugende Seite des Denkmals nicht mit einem starren, leblosen Bilde in der Außenwelt und wird nicht von außen her blos dem sinnlichen Schauen aufgedrungen, sondern pflanzt sich aus dem quellenden und unerschöpflichen Brunnen der modernen Bildung lebendig im Innern fort, in der Ueberzeugung, in der Meinung, im Gewissen. Nichts kann für diese Thatsache ausdrucksvoller und charakteristischer sein als die Stiftung, diese durch und durch moderne

Erscheinung. In der Stiftung sagt die moderne Innerlichkeit so deutlich als möglich: Es ist uns bei einem von den wohlthätigen Genien der Menschheit nicht im mindesten um ein nachgeahmtes Bild seiner körperlichen Aeußerlichkeit zu thun, sondern um ein fortgesetztes Eingehen in seine geistige, seelische, kurz sittliche Wesenheit. So ehrte die Schiller-Stiftung das Andenken Schiller's und war Schiller's Denkmal — Denkmal im modernen und lebendigen Sinne. Die Erz- und Marmor-Denkmalen, die sich dessenungeachtet das Recht der Phrase nicht nehmen lassen und der Stiftung Geldkräfte entziehen, wie der Vampyr warmlebendiges Blut saugt, sind es in einem todten, moderigen und reactionären Sinne oder, besser zu sagen, Unsinne und Widerfinne.

Und wenn das Denkmal eine Ehrenbezeugung ist, wer bezeugt schließlich diese Ehre? Wer ist Ehrenrichter? Natürlich das Volk oder der Träger seiner Souveränität. Nun interessirt sich aber der moderne Souverän überhaupt nicht für Denkmäler — etwa sein eigenes Haus und seine Feldherren ausgenommen. Bezeugt er den Lebendigen Ehre, so thut er's mit Orden und sehr sichtbar zum Zweck einer lebendigen Wechselwirkung dynastischer Ergebenheit. Wieder einer von den entscheidenden Gegensätzen zwischen Antik und Modern! Das ist das Dilettantische, ja eigentlich Beleidigende des modernen Denkmalssetzens: das Willkürliche, Zufällige, das reine Hazardspiel des vereinzeltlen Einfalls, womit mandatlose, zu Vertretern des öffentlichen Geistes sich aufwerfende Privatpersonen Denkmäler ins Blaue hinein setzen, der Eine Dem, der Andere einem Andern, während der antike Volksstaat fehlt, welcher diese Volkssache aus erster Hand seiner Souveränität handhabte. Betrat man eine griechische Stadt, so war sie besäet mit Denkmälern: überall

wo bei uns ein Brunnen, ein Gas-Candelaber, ein Schilderhäuschen, eine Laube mit einer Gartenbank steht, stand bei den Alten eine Statue oder eine Büste. Bei den Alten ließ es sich wirklich durchführen, jeden ausgezeichneten Bürger mit einem Denkmal zu ehren, denn man bedenke, daß es sich nur um wenige Tausende der Minderheit handelte und daß die Mehrheit denkmal-unfähig war, nämlich die Sklaven. Wie gänzlich umgekehrt liegen auch hier wieder unsere Verhältnisse! Eine moderne Stadt nimmt sich mit ihren Denkmälern aus wie ein Gebiß voll Zahnlücken; die meisten Zähne fehlen und nur die wenigsten stehen. Stehen z. B. auf der Elisabethbrücke wirklich alle denkwürdig-ausgezeichneten Wiener, welche in Hormayr's neun Bänden „Geschichte von Wien“ als ausgezeichnet stehen? Eitel Stück- und Flickwerk! Das Denkmalssetzen ist die höchste Blüthe der Oeffentlichkeit, aber die Oeffentlichkeit heißt — *res publica*! Es fehlt nichts weniger als Alles, daß das moderne Denkmal vorgeben dürfe, die Ehren der Nation auszuthemen: es fehlt, daß die Nation ihr eigener Herr sei und ihre Ehren mit einer freien Hand austheile. Es kann die ehrenvollste National-sache sein, ein Kampf für Recht und Freiheit, aber der Herr der Nation kann ihn zum Verbrechen stempeln. Er setzt hierauf seinen Getreuen Denkmäler, wie wir zum Beispiel auf der Ostseite des Praters das Denkmal eines obsuren croatischen Officiers erblicken. Auf der Westseite wäre vielleicht nicht minder die Stätte denkwürdig, wo Robert Blum geblutet. Wer setzt ein Denkmal darauf? Ludwig August Frankl? Ich zweifle.

Die beiden abgehandelten Punkte, das Denkmal als Organ der Publicität und das Denkmal als nationale Ehrenbezeugung, schritten schon wesentlich in den dritten Punkt über: das Denkmal als Ausdruck des Natio-

nalgefühls. Was noch zu sagen im Rest stünde, wäre kurz dieses:

Der Grieche lebte ganz und gar in seiner Nation — was sag' ich? — in seiner Gemeinde! Die Gemeinde Athen setzte keinem Spartaner, die Gemeinde Sparta keinem Athener ein Denkmal. Diese Concentration in der Gemeinde war ja eben auch die beste Kunstschule der plastischen Concentration und Eins die natürliche Wechselwirkung des Andern. Fast von selbst nahm der antike Mensch die plastische Form an, er, dem die ganze Welt sich auf wenige Quadratmeilen concentricirte und der mit gesammelten Kräften und unzerstreuten Sinnen in diesem gedrängten Raume wie in einem Gußofen stand, formgebend und formempfangend und für das Gelingen des Gußes mit seinem vollen Dasein verantwortlich, denn außerhalb war die übrige Welt barbarisch und selbst innerhalb noch feindlich und unverläßlich durch die bedenkliche Sklavenmehrheit. Das war keine Scheinwelt, welche Scheinmenschen vertrug; sie heischte die ausgebildetste Individualität, die leidenschaftlichste Energie der wollenden, die entwickeltste Fähigkeit der handelnden Kräfte, denn nur durch den Einsatz der höchsten Summen war sie überhaupt möglich. Nur unter einem solchen Hochdruck aller menschlichen Kraftmassen können sich Steinbrüche und Erzadern in spielende Claviaturen verwandeln, kann sich der unbarmherzige Tod der Materie beseelen (*spirantia mollius aera!*), kann die schwierigste, aber ist sie geboren, die fertigste und unerbittlichste aller Kunstformen geboren werden, die Plastik, welche mit scharfen Linien in die Luft hineinschneidet und Alles abschneidet und ausschließt, was nicht concentricirtestes Ich ist. Just auf dem Gegenpol dieser Kunst stehen die Neuern. Just das Ausranken, Hinübergreifen und In-die-Ferne-Klingen, just die Malerei mit ihren täuschenden Perspectiven, die Musik mit

ihren Dur- und Moll-Schwebungen, die Lyrik mit der Flucht ihrer Augenblicke, just der unendliche und absolute Widerspruch der Plastik, das Reagiren gegen die Form, die Romantik der Formauflösung, ist Sinn und Seele der modernen Kunst. Nur unter der scharfen Scheere der antiken Communalzucht wuchsen die süßen, saftschweren Früchte der Plastik; die Bildung der Modernen ist ins Holz und Laub geschossen, bei uns suche man Schatten, Kühle, Dämmerung, wucherndes Epheu grün und zahllose Kelche der „blauen Blume“! Bei uns suche man nicht plastische Concentration, sondern ihr Gegentheil: seelische Expansion.

Wem hätten die Griechen Denkmäler gesetzt, wenn sie in Scythien einen Puschkin, in Indien einen Kalidasa, auf der Atlantis einen Longfellow, bei den Hyperboreern einen Tegner in ihrer Bildung mit sich getragen? Ich glaube, sie hätten den Meißel aus der Hand sinken lassen und empfunden: Für einen solchen Bildungsinhalt thut es die Statue nicht mehr! Aber was sag' ich, „ich glaube“ und „sie hätten“? Es kam ja wirklich so. Als der Communal-Horizont der Alten zum modernen Welt-Horizont zu zerfließen begann, da war die alte Zeit eben abgelaufen, die alte Kunst hörte auf, der Meißel entsank ihrer Hand, und in die Erde versank, was der Meißel geschaffen. Nach tausend Jahren kamen fähige Barbaren, scharften den Torso der Antike wieder aus, staunten ihn an und beschloffen, das Ding nachzumachen. Nur schade, daß sie die sämmtlichen Zustände auszuscharren ver-  
gaßen, in welchen das Ding einen Sinn gehabt!

Denkmal und Nationalgefühl! Hier liegt ein Deutscher auf seinem Sopha und liest zum zehntenmale — „seinen“ geliebten Cervantes! Dort schwelgt ein anderer Deutscher in „seinem“ göttlichen Briten. Ein dritter Deutscher legt gähnend den Gleim aus der Hand und greift nach dem

Berfer Hafis. Ein vierter Deutscher übersetzt mongolische Volksmärchen, ein Fünfter zingalesische Liebeslieder. Sich selbst überlassen und zu Hause auf ihrem Sopha gehen diese fünf Deutschen ihrem wirklichen und natürlichen Nationalgefühl nach, welches eben, zu ihrem Ruhme sei es gesagt, ein Gefühl für die ganze Weltbildung ist. Sind sie aber in einem Vereine beisammen, „so sind wir Deutsche und wollen Deutsche sein“ (donnerndes Hoch!), und ein Phrasenur unter ihnen beantragt ein Denkmal für den „vaterländischen“ Dichter Gleim oder Kleist, Uz, Pfefferl oder Gellert. Vielleicht derselbe, welchen der Gleim gelangweilt, aber Hafis unterhalten hat. So steht denn das Denkmal, aber stehen deshalb die „vaterländischen“ Dichter wirklich tiefer und einflussreicher im deutsch-nationalen Ideenkreise als Homer und Sophokles, Cervantes und Shakespeare? Wie man nur so unaufrichtig sein mag! Kepler, der Deutsche, hat ein Denkmal, aber nicht auch Galilei, der Italiener, und Newton, der Engländer. Was ist damit ausgedrückt? Daß dem Astronomen auf seiner Sternwarte die vaterländische Mathematik um Vieles näher am Herzen liegt als die italienische oder englische Mathematik? Und wenn das Unsinn ist, was ist denn der Sinn davon? Sind wir denn obligirt, Tauffcheine in Bronze auszustellen und Geburtsregister in Marmor zu führen? So kindisch nimmt sich die vaterländische Denkmal-Manie im Zeitalter der Weltbildung aus!

Numero vier: das Denkmal als eine Befriedigung des Schönheitsfinnes. Da sich Jeder im Stillen sagt: als eine Geißel des Schönheitsfinnes, so hat die Denkmal-Opposition hier das leichteste Spiel.

Bei den Alten war schon der Körper schön; die Gymnastik und ihr Zielpunkt, die Kalobiotik, machten schöne Körper zur Staats- und Nationalsache. Der Kunstpflege der Körper Schönheit kam auch die Natur mit den schönern süd-

lichen Racen entgegen, und beide vereint arbeiteten so sehr dem Plastiker vor, daß sein halbes Werk schon gethan war. Der Norden liefert nicht südlüche Leibesschöne und die nordische Ethik noch weniger. Unsere ganze Ethik geht auf die unsichtbare Schönheit der Seele. Höchstens haben wir noch schöne Köpfe, wie denn auch der Kopf der beseelteste Theil des Körpers ist. Wie belehrend, wie wahrhaftig modellgiltig für das Alles ist Schiller selbst, dieser frequenteste Gemeinplatz der Denkmal-Fere! Sein Kopf hatte schöne Motive. Seine Stirne war breit, sagt der Karlschüler Scharfenstein, die Partie um Augen und Nase hatte sehr viel Ausdruck und etwas Pathetisches. Der Mund war ebenfalls bedeutend und auch den Lippen bezeugt er einen energischen Schwung. Streicher, Schiller's intimster Jugendfreund, spricht von seiner schön geformten Nase, dem tiefen kühnen Adlerblick, dem kunstlos zurückgelegten Haar, dem entblößten, blendend weißen Hals, wodurch seine Erscheinung gegen die Bierlichkeit der Gesellschaft vortheilhaft abgestochen. Und nun aber der Körper! Nach Scharfenstein war er sehr langhalsig, seine Statur überhaupt lang gespalten, langarmig, langbeinig und die Schenkel so dünn, daß sie mit den Beinen beinahe von gleichem Kaliber gewesen. Da sah mein Schiller schier „komisch“ aus, schwagt dieser ehrliche Freund aus der plastischen Marterschule. In Goethe's Ueberlieferung war Schiller's Gestalt bekanntlich „verworren“ und er habe „dem Bilde des Gekreuzigten geglichen“.

Ganz wie seine gekreuzigten Plastiker! Denn ist es nun nicht so schlagend als möglich, daß Schiller's Kopf wirklich die schöne Dannecker-Büste geworden, dagegen Schiller's Leib, im Stuttgarter Monument, selbst einem Thorwaldsen kläglich mißlungen?!

So gewissenhaft bekennet die Natur Farbe; nur die Menschen sind gewissenlos. —

### Zweiter Artikel.

Der erste nämlich hat Stimmen im Publicum erweckt, welche mir in mehreren und lebhaften Zuschriften den intensiven Nachhall des angeklungenen Tones wahrnehmbar machten. Diese Stimmen waren der Hauptsache nach Zustimmungen, aber . . . garnirt mit Bedenken und Zweifeln. Im Ganzen, scheint es, hatte ich zu wenig gesprochen. Man muß im Deutschen fein viel sprechen. Vergebens bemüht man sich oft, was Stoff für ein Buch wäre, auf ein Feuilleton zu comprimiren; man wird dann höflich und wahrhaft theilnehmend ersucht, das Feuilleton in ein Buch aufzulösen. Der Deutsche denkt am liebsten in drei Bänden. Zwischen den Zeilen lesen, ergänzen, die Cadres ausfüllen, Nebensachen und Einzelheiten selbst einfügen, ist nicht deutsche Leserart. Der Deutsche ist von Haus aus eigentlich andächtig, und wenn er lauscht, so lauscht er gerne und lange. Hat man das Wort ergriffen, so behält man es gleich, und soll Alles sagen, nicht bloß die Spitzen. Der Deutsche liebt keine Inseln im Gedankenreiche, sondern breite Continente.

In gewissem Sinne ist das keine schlechte Art und hat Manches für sich. Jedenfalls kann es mir lieber sein, wenn der Leser ein bißchen meine Geduld auf die Probe setzt, anstatt ich die feinig.

So fragt mich z. B. ein Brief, ob denn der Satz auch richtig sei: die Kunst der Alten ging von dem Körper aus? Ob die Kunst der Alten keine Seele gehabt?

Ohne Zweifel. Eben deshalb sagte ich ja: die Kunst der Alten ging von dem Körper aus. Ich sagte nicht: die Kunst der Alten ging von dem Leichnam aus, nämlich dem unbeseelten Körper.



Ein anderer Brief will mir den Thorwaldsen-Schiller zwar preisgeben, fragt mich aber, was ich gegen den Rietschel-Schiller habe?

Sollte diese Frage nicht — Frauenarbeit sein? Denn nichts ist gewisser: man zeichne nur Regeln, und Frauen kommen mit der Ausnahme.

Uebrigens ist es nicht einmal eine. Rietschel nahm den Körper von — Niemann und setzte den Kopf von Schiller darauf! Gewarnt von Thorwaldsen, der noch so ehrlich war, ein bißchen den Schiller zu gießen, d. h. die geknickte Haltung des „verworrenen“ Urbildes, werden die übrigen Schiller-Plastiker überhaupt keine Schiller-Statue mehr setzen, sondern unter die Porträtbüste Schiller's ein paar Centner Erz einschleichen, welche den Niemann, den Toldy Janos, kurz irgend eine beliebige Necken- und Hünengestalt darstellen.

In einem Zuge, aber just um diesen einen zu viel, hat leider auch Rietschel noch immer das Urbild copirt. Sein Schiller ragt neben Goethe fast um Kopfeslänge über diesen hinaus! Weil Schiller in seinem Leben den längern Leib gehabt, deßhalb steht er neben Goethe — als der größere Dichter! Das fühlte unser Künstler nicht, daß in der Kunst Alles Symbol und jede Kunstdarstellung eine symbolische ist! So fremd ist diese Griechenkunst den Barbaren des Nordens, und so positiv dürfen sie die ersten Grundsätze derselben verkennen!

Und doch habe ich nicht gesagt, daß den Deutschen das Talent der Plastik fehle, wie ein dritter Brief mich wehklagend mißverstehet, denn Plastik und Standbilder-Plastik oder statuariaische Kunst verhalten sich zu einander, wie das Ganze zum Theile. Plastik hatten wir längst, ehe das Standbild, der fremde Eindringling und vornehme Habenichts, ihren Begriff fast für sich allein in Beschlag nahm; wir hatten die Plastik unsers Klimas und unsers Bodens.

Die Deutschen sind ein Waldvolk und ihre angestammteste Kunst ist die Holzkunst. Ein Künstler in seiner Art ist unter den Völkern der Erde seit Uranfängen der deutsche Zimmermann, und seine Art der wahre Ahnherr der deutschen Plastik. Nach der Art kam das Schnitzmesser, nach dem bildnerischen Zubehauen von Giebelbalken und Sparrenköpfen die Holzschneiderei aus freier Hand, nach dem zimmermännischen Kunsthandwerke die freie Kunst im eigentlichen Wortbegriffe. Denn überall geht die Kunst aus dem Handwerke hervor und überall die Plastik aus der Architektur. Aus der deutschen Holz-Architektur die deutsche Holz-Plastik.

Was man Wunders zu rühmen glaubt, wenn man z. B. pompejanischen Kunstfächelchen nachrühmt: und das haben damals nicht einmal Künstler von Profession, sondern bloße Handwerker gemacht! Das leisten die Grödenener, die Ennemoser, die Verchtesgadener, die Oberammergauer, das leisten unsere Waldgebirgsbauern auch, nur in unserer National-Plastik, in der Holz-Plastik. Aber eure „Künstler von Profession“, worunter ihr doch eure akademischen Treibhausfischlinge und Staatsstipendiarien versteht, leisten auch im Marmor noch nicht das durchschnittlich Mittelmäßige, sintemal der Marmor in Deutschland nicht wie in Griechenland vorkommt, also auch seinen Künstler nicht naturwüchsig, sondern nur staatsstipendiarisch erziehen kann, mit zugeschnürter Kehle und baumelnden Beinen, weder in Deutschland noch in Griechenland, sondern in Wolkenkuckusheim schwebend, von der belletristischen Phrase lebend und an ihr sterbend. Das wäre mir auch eine Kunst, welche aus den Colli der Spediteure herauswachsen könnte, aus Marmorblöcken, welche Stück für Stück importirt und zollamtlich behandelt sind! Daher die Griechen unter uns (denn die Natur erzeugt

deutsche Griechen wie griechische Barbaren, da sie ihre Gesetze nur im Großen und nicht im Einzelnen befolgt) von jeher aus dem Wald- ins Marmorland gingen, sich in Italien ansässig machten und sich verüblichten, um auf der Muttererde ihres statuarischen Talentes zu stehen und nicht in Wolkenkuckucksheim.

Zum Steinbau liefert Deutschland den Sandstein, und siehe da, auch dieser grobe, aber ehrliche Landsmann hat gethan, was der exotische Landstreicher nie thut, hat sich den deutschen Steinmetz zu einem Künstler erzogen, wie unsere deutschen Dome in ruhmprächtiger Glorie weit und breit zu verkündigen wissen. Plastik im Ueberfluß! Figural-Plastik in Hülle und Fülle, wenn auch nicht griechische Statuar-Plastik.

Auch bildsame Metalle wachsen in deutschem Boden und haben sich den deutschen Metall-Plastiker erzogen, aber wieder auf deutsch-nationale Weise. Der Deutsche, scheint es, kann nur fein werden, nachdem er gehörig grob gewesen und seinen Kraftüberdrang im Schlagen ausgetobt hat. Ein gar schlagfertig Handwerk ist der Zimmermann, der Steinmetz, und zum Dritten — der Schmied. Das Gießen des Erzes, jußt die heutige Mode- und belletristische Phrasen-Plastik, spielte in der deutschen Erz-Kunst nicht eben die erste Rolle, und reitet mir ja nicht euren ewigen Peter Vischer und Weit Stoß zum Widerspruch und Gegenbeweis vor, denn eher ist es verdächtig, daß im Erzguß nur immer zwei Namen figuriren müssen, wogegen der Kunstruhm des geschlagenen, des geschmiedeten Erzes persönlich gar nicht zu nennen, weil die deutschen Kunstschmiede nach Tausenden zählen und mit den reizendsten Schmiede-Arbeiten, deren Urheber Niemand kennt und nennt, das deutsche Land wahrhaft besäet ist.

Aber all' diese deutsche Plastik ließ man ins Handwerk, dem sie entblüht war, wieder zurücksinken, und für hohe und

vornehme Plastik fing die undeutscheste Variante derselben, das griechische Erz- und Marmorbild, ausschließlich zu gelten an. Was in der Freiheit (und die Freiheit ist immer schön) die deutsche Natur aus sich selbst herausgebildet, die natürliche Kunst galt für barbarisch und nur die künstliche Kunst für schön. So wollte es, nach dem barbarischen Mittelalter — die Cultur!

Die Cultur! Welche Cultur? Nachdem man von einer indischen, griechischen, römischen, germanischen, slavischen Cultur spricht, sollte man denken, daraus ergäbe sich der Plural „die Culturen“ ganz von selbst. Dem ist aber leider nicht so. Nach dem Sprachgebrauche sagt man „eine Cultur“ und „die Culturen“ nur ausnahmsweise und zu Specialzwecken; unsäglich verwirrend und verderbend aber überwiegt der Ausdruck: „die Cultur“ schlechtweg, gleichsam als wäre es möglich, die verschiedenen Culturen der Welt zu einem Herzenbrei zusammenzurühren, welches dann die Cultur in abstracto, die absolute Cultur, die Universal- und Uniform-Cultur sei, deren Maß jedem Volksleibe und jeder Volksseele unbesehen und selbstverständlich anpassen müsse. So sehen wir z. B. die Ungarn, welche zu ihrem Glücke besser fechten als trillern, mit leibdigstem Mißverständnisse „eine ungarische Oper“ anstreben, weil sie glauben, daß die Cultur den Singsang zur Pflicht mache, anstatt daß dieses so mannhafte Volk den Muth hätte, zu sagen: der Singsang gehört nicht zur ungarischen Cultur; wir werden uns erlauben, gefittet und gebildet, d. h. cultivirt zu sein, ohne Oper. Wollte Gott, die Culturen hätten, wie die Eltern, die Geschwister, die Oestern, die Pfingsten und die Weihnachten überhaupt gar keinen Singular! Den Cultivirten blieben Millionen von Thorheiten erspart, welche die Uncultivirten mit Strömen von Blut und Thränen bezahlen. Denn daß z. B. das Kameel nicht an

den Nordpol und das Renthier nicht an den Nil gehört, das capirt man allenfals noch; handelt es sich aber um die geistigen Kameele und Renthiere, so tauschen die Gebildeten aller Nationen sehr zuversichtlich „die geistigen Güter der Menschheit aus“ und fahren lustig mit Schwertern und Brandfackeln und sehr vielen Missionen in der Welt herum, um als geschworne Feinde der Culturen den Erdbreis für die Cultur — zu schänden und zu verderben! Denn nicht so leicht können die untergegangenen Mexikaner und Peruaner „die christliche Cultur“, die ihnen nicht paßte, wieder abstreifen, als das Wiener Opernhaus seiner Pegasus-Gruppe sich entledigte, die uns auch nicht paßte und die in deutschen Händen darum nicht schöner wurde, weil sie bei weitem schöner gewesen wäre — in griechischen Händen!

Aber es werden andere Statuen hinaufkommen, die nicht schlecht, sondern bloß mittelmäßig sind. Denn daß wir Statuen haben, das fordert nun einmal die Cultur. Die Statuen gehörten zur Cultur der Griechen, also gehören sie überhaupt zur Cultur. Es wäre eine Schande, wenn wir sie nicht hätten; ohne Statuen wären wir so wenig cultivirt wie die Ungarn ohne ungarische Oper; wir wären „Barbaren“.

Wenn nicht alle Teufel der Hölle auflachen sollen bei solch' verbohrtten und verbissenen Verkehrtheiten des Menschengeistes, so gewährt es den einzig leidlichen Trost bei unserer speciell in Rede stehenden Verkehrtheit, uns zu erinnern, unter welchen Umständen und bei welcher Gelegenheit sie sich aufbringen und einnisten konnte. Nur so wird sie wirklich entschuldbar. Es war nämlich die größte und heilsamste Lebenskrisis Europas, welche schon einiger Opfer werth war, es war der Uebergang des Mittelalters in die Renaissance.

Kein Europäer kann sich heute mehr eine Vorstellung machen, mit welchem Entzücken das christliche Mittelalter sich

das heidnische Alterthum aneignete, denn er kann sich keine Vorstellung mehr machen — von der Armuth und Blöße des Mittelalters.

Glücklich jede Religion, welche die Fähigkeit hat, mit den Menschen fortzuschreiten, d. h. Philosophie zu werden. Das Christenthum hat diese Fähigkeit. Kaum war es den Griechen gepredigt, so steuerte es in den neuplatonisch-gnostischen Systemen mit vollen Segeln auf eine Religions-Philosophie los. Aber die Griechen waren bereits zu kraftlos und abgelebt, um die Führung des Christenthums zu übernehmen und seinen Entwicklungsproceß zur Philosophie weltverjüngend ins Werk zu setzen.

Die jugendlichen und unverbrauchten Barbarenvölker des Abendlandes dagegen waren zu naturroh und ohne die Spur philosophischer Vorbereitung. Hier also mußte die Kirche sich trennen. Die griechische blieb den Parteiungen und Sophistereien ihrer Secten überlassen; die lateinische aber faßte für den Kinderzustand ihrer Gläubigen den ganzen christlichen Inhalt auf die knappest und simpelste Form zusammen. Sie constituirte sich stark und fest als eine Schule der Unwissenheit. Heil im Himmel, Unwissenheit auf Erden, war Roms Programm für die Barbaren des Abendlandes. Eine zeitlang war es gut.

In dieser Zeit aber wurde Rom sicher, ja trozig und übermüthig. Es war der Zeitraum, seit es im Investiturstreite gesiegt hatte, bis auf Luther. Dieser Zeitraum ist es, von der zweiten Hälfte des dreizehnten bis zur ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, den wir im eigentlichen und verhaßten Sinne das Mittelalter nennen. Es waren die zwei Jahrhunderte, wo Rom auf den Lorbeern des Investiturstreites fortschrittlos, ja rückwärtend ausruhte, Europa aber die Früchte der Kreuzzüge mit entsetzlicher Langsamkeit

verdaute. In dieser Zeit etablirten sich „die dummen Deutschen“ als ein römisches Sprichwort; ein Culturvolk, welches schon die Kirchenthüre zu Wittenberg zimmerte und am Vorabende seiner geistigen Weltherrschaft stand, wurde im Vatican als „bruta bestia“ behandelt, der man das Denken mit Scheiterhaufen austreiben, die man auf der untersten ABC-Schützen-Bank der Scholastik festnageln könne. Von jener deutschen Stidluft ist es heute schwer, sich mehr einen Begriff zu machen.

Wie eine Flotte, welche am Sande verfault, statt Trinkwasser Jauche, statt Zwieback Moder und Würmer hat, von Schiff zu Schiff in ein Freudengeschrei ausbricht, wenn nun plötzlich die Fluth daherrauscht, sich unter die Riele hinwälzt, sie hebt und trägt, sie vom Sande losmacht, sie von Hunger, Durst, Krankheit und Elend erlöst, sie hinaus ins frische Meer zu blühenden Inseln, zu Früchten und Wasserquellen trägt: so muß man sich die Völker des Mittelalters denken, als in das Gesümpf ihres Aberglaubens die glänzenden Wellen des Ionischen Meeres hineinsprühten, als das Geplärr der Mönche überstimmt wurde von Cicero und Livius, Tacitus und Seneca, Homer und Virgil, Plato und Sokrates, Perikles und Demosthenes, Thales aus Milet und Pythagoras aus Kroton! So allmächtig war die Springfluth der antiken Cultur, daß die bewährtesten Geschichtskenner glauben, sie hätte das Kreuz selbst hinwegspülen können, wenn nicht — der Mönch in Wittenberg es von neuem befestigt hätte! Aber ausgemacht wenigstens blieb es, daß diese Cultur, die theure, köstliche, angebetete Cultur des Alterthums, die Cultur schlechtweg war, die einzige und ausschließliche Cultur, welche diesen Ehrennamen verdiente. Das Zeitalter selbst nannte sich die Renaissance, die Wiedergeburt, also stillschweigend seine bisherige christliche Cultur

einen Todeszustand; Lateiner und Griechen sein, nannte es Mensch sein — Humanist! Kann man sich stärker ausdrücken?

Ganz von selbst verstand es sich also, daß die antike Kultur von Kopf bis zu Fuß und wie sie lebte und lebte in die moderne aufgenommen wurde. Man nahm von den Alten nicht blos die Literatur, die wissenschaftliche und poetische Literatur auf, welche allerdings übertragbar und kosmopolitischer Art, sondern auch die Kunst, welche schon eigenartiger, nationaler, an Heimat und Himmel gebundener ist, und wie so manches Menageriethier in der fremden Zone zwar noch vegetiren, aber nicht mehr sich fortpflanzen kann. Man lebte in Brautwochen, Honigmonaten, in einem Freudentaumel von Beglückung und Begeisterung, und ein solcher Zustand macht keine kritischen Unterschiede, es ist sogar schön, daß er's nicht thut.

Konnte es doch auf den ersten Blick scheinen, daß z. B. die Plastik der Alten noch leichter als ihre Literatur zu annexiren, denn die letztere lag wenigstens unter Schloß und Riegel fremder und abgestorbener Sprachen, während die Plastik zu den Sinnen des Menschen unmittelbar zu sprechen scheint. Wie hätte man erwägen können, ob die statuariaische Kunst der Alten unsern Bedürfnissen oder Natur-Anlagen entspreche, wenn man nicht einmal erwog, was es heißen wollte, sein eigenes Denken und Dichten in eine todte Sprache zurück zu datiren, in eine Sprache, welche weder Vater und Mutter, weder Schwester und Bruder, weder Braut, Weib, Kind und Gesinde verstand! Der „Humanist“ hörte auf, seinen Vaternamen zu führen und seine Muttersprache zu sprechen; er sprach und schrieb lateinisch oder griechisch, und wer Neuchlin hieß, nannte sich Capnion, (kleiner Rauch) und wer Schwarzert hieß, nannte sich Melancthon (schwarze Erde).



Zu diesem Lateinmauscheln der ehrlichen deutschen Gelehrten bildete nun das Marmor- und Bronzemauscheln der ehrlichen deutschen Plastiker das rechte und richtige Seitenstück. Was sie als Holzschnitzer, Steinmetze, Kunstschmiede in Holz, Sandstein und Eisen bisher meisterlich gesagt hatten, sagten sie jetzt in der fremden Sprache von Marmor und Bronze schülerhaft nach. Und was hatten sie gesagt? Ei, sie hatten gesagt und gesungen von ihrem Geiste, vom Geiste der germanisch-nordischen Plastik, und das ist: das Naiv-Charakteristische. Nach der Bekanntschaft mit den Griechen dagegen lallte, stammelte und mauschelte die deutsche Plastik jetzt den griechischen Geist nach, und das ist: das Idealisch-Schöne.

Hätte uns das Mittelalter eine Schiller-Statue zu überliefern gehabt, es ist hoch und theuer zu wetten, sie sähe ganz so jammervoll aus wie der reale Scharffenstein-Schiller: langhalsig, langarmig, langbeinig, überhaupt langgespalten und die Schenkel so dünn wie die Beine, kurz, „komisch“ nach Scharffenstein. Aber noch höher und theurer wette ich: dieser Schiller wäre dann tragisch, wahrhaft tragisch und hochpathetisch! Nichts ergreifender als ein solches „Bild des Gekreuzigten“, wenn man dabei — Schiller heißt! Dieser Sieg des unsterblichen Geistes über die gebrechliche Materie, dieser Spittelman mit den Riesengedanken und Herkules-Arbeiten hätte die Vorübergehenden ehrfurchtsvoller durchschauert, als der Toldy Janos mit dem Schiller-Kopf, als der Schillergeist, der in den Schiller-Körper hineingegossen wird und ihn auf aetergriechisch runden und füllen muß — wie man in Straßburg und Pommern das Geflügel plastisch idealisirt!

Und wie der Lügner jede dunkle Gewissens-Erinnerung an die Wahrheit sich mit einer neuen Lüge hinweglügt, so

macht sich die griechisch=abstracte blutleere Lügen=Plastik eine „Zneinslebung“ der idealen Antike mit der modernen Charakter=Realistik weiß, indem sie die letztere mit einer Art Schneider=Courage etwa noch dem Costume vindicirt und Wunder der Zneinslebung zu wirken glaubt, daß sie sich aus Toga und Mantel zu Jacken und Kniehosen herauswickelt. Aber schon bei der Nase fängt wieder das Schielen nach der griechischen Nase, bei Glaze und Perrücke nach dem griechischen Lockenwurf an, und so schießt sich die ideal-reale Zneinslebung von der Nasenspitze bis zur Zehenspitze den ganzen christlichen Leichnam herab durch, beständig zitternd und wie ein böser Schuldner schwigend, daß sich der christliche Leichnam des stubensitzenden Gelehrten und Literaten von der Leibes Schönheit der heidnischen Palästra nicht allzu weit entferne. Und wehe, wenn zwischen Nasen= und Zehenspitze ein so tolles, ungebärdiges und gar keine *Raison* annehmendes Ding unterwegs liegt, wie zum Beispiel Schubert's Bauch! Vor diesem Vorgebirge steht dann die Zneinslebung jahrelang am Berg und kann nicht weiter. Der Lootse, der die scheiternde Zneinslebung von dieser Bauchklippe flott macht, ist fast ein Columbus und entdeckt das Ei des Columbus, indem er den pfiffigen Einfall hat, die Bauchklippe im sitzenden Schoße und unter einem bedeckenden Mantel zu verbergen, sintemal die Zneinslebung des griechischen Idealbauches mit dem deutschen Bierbauche schlechterdings nicht anders „dialektisch zu vermitteln“. Das reale germanisch-naive Charakterbäuchlein hätte höchstens — wieder wette ich — ein Nürnberger des Mittelalters naturgetreu abconterfeit oder bliebe heute der „rohen“ Naivetät der Berchtesgadener und Oberammergauer überlassen, womit die „vornehme“ Kunst nichts zu schaffen hat. Aber ach, schon hat man auch diese ehrlichen National=Plastiker verführt, ihre Jungfräulichkeit in die Münchener

Kunstschulen zu tragen, so daß nächstens die Zueinsföbung der Oberammergauer Kub mit Myron's griechischer Kub die Errungenschaften der modernen Culturfortschritte vermehren wird.

Was?! höre ich die Procuraführer der Details und der Ausnahmen wieder einwenden, hat die Zueinsföbung des antiken Studiums und des modernen Geistes zuletzt nicht doch Plastiker wie Canova, Danneker, Thorwaldsen, Kausch, Rietschel . . . ja, ja, und tausendmal ja, bis zu Fernkorn und Meixner herab! Aber hat Muretus und Manutius nicht auch ein herrliches Cicero-Latein geschrieben? War Pico von Mirandola nicht ein lateinisch-griechisches Wunderkind? Hieß der Bischof Janus unter Mathias Corvinus nicht der ungarische Ovid? Hat Sannazaro nicht gefeierte Lateinverse geschrieben, das Stück zu hundert Ducaten, in seinem berühmten Epigramm auf Venedig? Hat Maffeo Vegio nicht ein dreizehntes Buch der Aeneide gedichtet, welches den zwölfen des Virgil vielleicht nicht unähnlicher ist als die Schwanthaler Bavaria der Minerva des Parthenon? Nicht gering ist es anzuschlagen, wie im fünfzehnten, sechzehnten bis herab ins siebzehnte Jahrhundert die ganze öffentliche Meinung Europas, geführt von den gefeiertsten Namen und Autoritäten, drei Jahrhunderte lang einstimmig und im vollsten Ernste von der Thatsache überzeugt war, mit der classischen Literatur wetteifern zu können und mit ihr gewetteifert zu haben! Und wo sind sie heute, die Humanisten-Classiker? die ersten, größten, unbestrittensten, die Tageslöwen ihrer Jahrhunderte, ihrer Höfe und ihrer Nationen? Lieft man heute noch den Muretus und Manutius, wenn man ciceronianisches Latein lesen will und nicht den Cicero selbst? Ja, es gehört jetzt schon eine bibliographische Antiquitäten-Kenntniß dazu, nur die Namen jener Pseudo-Classiker zu kennen, welche dem Homer und Virgil, dem Tibull, Horaz,

Propertius und Ovid, der Sappho und dem Anakreon, dem Xenophon und Demosthenes von den ersten Stimmführern ihrer Zeit für ebenbürtig anerkannt worden. Und wer ihre Namen kennt, kennt er ihre Werke? Und wer ihre Werke kennt, hat er sie mit Genuß, mit aufrichtigem Genuß noch in unsern Tagen gelesen?

Vestigia terrent! Dort im lateinisch-griechischen Humanistenstaub liegt schon das erste Gottesgericht, wie die Zueinslebung aussieht, wenn die Mode vorbei ist und der Terrorismus der Mode. Wie dicht hatte „der neue Horaz“ — „der neue Virgil“ zc. zc. schon die Verse des alten erreicht und war fast schon sein Nebenmann geworden! Und heute?

So fragt mich denn nicht, wie mir Künstlernamen imponiren, welche den Alten Marmor- und Erz-Denkmäler nachmachen — bei Gott mit so schönem Erfolge, als womit Maffeo Vegio und Pico von Mirandola ihr classisches Latein und Griechisch geschrieben. Fragt mich in dreihundert Jahren wieder. Heute bekenne ich ihn ja, den schönen Erfolg! Bekennet ihr aber auch die schönen Latein-Verse des Sannazaro? Und warum habt ihr sie vergessen?

Alle Achtung vor den „Weimarer Dioskuren“ und vor der „Berliner Schloßbrücke“ und vor der plastischen Herrlichkeit eurer Denkmäler, welche die Ewigen verewigen, an die man viel länger als an ihre Denkmäler denken wird! So hat eine „Borgias“ und eine „Trivultias“ auch den Cesare Borgia und den Trivulzio verewigt (!), aber ich frage Jeden, dem diese Namen bekannt sind, ob er sie aus den Epopöen kennt, von welchen sie verewigt — oder verendlicht worden?

Wenn ich am Gutenberg- oder Goethe-Monument in Frankfurt vorbeigehe, so — denke ich; ich habe schon die Ehre

zu kennen! Guttenberg hat den Buchdruck erfunden und Goethe den „Faust“ geschrieben. Dagegen lasse ich mir von dem Hessen-Denkmal vor dem Friedbergerthor gerne erzählen, daß beim Sturm auf Frankfurt ein Häuflein von Helden hier gefallen ist, welche meine Geschichtskennntniß nicht kennen würde, träte das Denkmal nicht ergänzend hinzu.

Und das ist die Linie, die reine und richtige Linie des Denkmalsetzens: das Denkmal soll an etwas erinnern, das denkwürdig ist, das aber in Gefahr steht, vergessen zu werden. Fügen wir noch das schöne Accessit hinzu: und woran sich die Nachwelt ein Beispiel nehmen kann!

Vor dem Hessen-Denkmal mag der Frankfurter Bürger sein Söhnchen lehren, im Kampfe für das Vaterland zu sterben. Vor dem Goethe- und Guttenberg-Denkmal wird er ihm schwerlich sagen: Geh' hin, mein Sohn, und dichte den „Faust“. Geh' hin, mein Kind, und erfinde die Buchdruckerkunst. —

### Dritter Artikel.

Noch schrieb ich die letzten Zeilen des zweiten Artikels, den mir die eifrig bezeugte Theilnahme von Zuschriften abgewonnen, da kam — diesmal nicht ein Brief, sondern ein Interlocutor in Person, ein alter Freund meiner Feder, und verwickelte mich mündlich in eine Debatte über den angeregten Gegenstand. Was er zur Sprache brachte, behandelte soeben der zweite Artikel, das frische Manuscript, das ich ihm nur vorzulesen brauchte. Aber — es blieb ihm noch Manches zu fragen und mir zu beantworten übrig. Rede und Antwort gingen hoch und höher, und im Nu bezauberte mich die nicht mehr ungewöhnliche Aufforderung: Schreiben Sie das Alles nieder! Sagen Sie das noch in einem letzten Artikel!

Sei's drum!

Wenn das Denkmalsetzen — fragte mein Freund — mit der Renaissance und den Humanisten kam, warum ging es denn nicht auch mit ihnen? Jene sind längst „Zopf“, aber das Denkmalsetzen florirt. Das imponirt ihm.

Mehreres läßt sich darauf antworten, aber das Nächste sei das Erste. Es liegt so nah, daß es fast trivial klingt.

Technische Uebungen erhalten sich länger als rein geistige. Man kann leichter aufhören, Latein zu schreiben, als ein Gewerbe, z. B. eine Erzgießerei, einstellen und ihr Anlagekapital verlieren. Vom Künstler bis zum letzten seiner Handlanger herab sind gar viele Familien dabei interessirt, und die materiellen Interessen wehren sich noch um ihr Dasein, auch wenn die geistigen längst schon verdorrt und von innen heraus angefault wären. In Ermanglung der natürlichen Lebensluft schnappen sie nach künstlichen Inhalationen; sie schreien dann, wonach zu schreien unter allen Umständen das Bequemste — nach Staatshilfe. „Der Staat soll etwas für die Kunst thun!“ wird das ausgegebene Stichwort. Es ist zwar himmelschreiender Unsinn, aber an welchen Unsinn gewöhnt sich denn nicht das menschliche Ohr? Und so fragt kein Mensch: Läßt denn der Staat Romane schreiben? Läßt denn der Staat Walzer componiren? Warum soll der Staat just Bilder malen, meißeln und gießen lassen? Höchstens regt sich noch ab und zu der gesunde Menschenverstand, wenn z. B. der Staat, respective sein Hoftheater, Preise für Theaterstücke ausschreibt. Das „Unfruchtbare“ solcher Preisausschreibungen wird dann so ziemlich gewürdigt, ja wohl auch von den Malern und Meißlern, welche ihrerseits tapfer drauf los lamentiren: daß der Staat etwas für die Kunst thue!! Aber just dieser Widerspruch im Widerspruch deutet auch auf das Körnchen Sinn im himmelschreienden Unsinn.

Der Staat thut nichts für Romane und Walzer, er thut aber zuweilen etwas für Theaterstücke, weil das Theater schon eine technisch-materielle Anstalt ist, mit dem Wohl und Weh vieler Familien verknüpft, mit einem Anlagekapital belastet, welches arbeiten und sich verzinsen soll. Das ist der Gesichtspunkt, welcher ertrunkene Künste künstlich über Wasser hält und ein Scheinleben, oft ein lang gefristetes Scheinleben, an die Stelle des offenkundigen, aber todtgeschwiegenen Todes setzt.

Ferner brauchte das Denkmalsetzen just nicht präcis mit der Humanisten-Classicität zu veralten, denn es kam später als diese und hat daher auch ein Recht, später zu gehen. Wenigstens für deutsche Lande gilt das; nur in den wälischen lag die Sache, und schon von Haus aus, anders.

Seit dem Untergange der Antike war zwar die gleiche Anzahl von Sandkörnern verronnen dies- und jenseits der Alpen: aber im classischen Alterthum sah und fühlte Italien immerhin sein Alterthum. Was bei uns fremd und veraltet zugleich war, es war dort doch heimisch und eigen, nicht ins Grab gezogen an beiden Gewichten. Ein entscheidender Unterschied! Die schöne Todtenmaske der Antike bewahrte Italien wenigstens im Original; uns kam sie nur aus zweiter Hand und in Abgüssen der Abgüsse zu. Selbst das Wort „Renaissance“, bei uns eine Wiedergeburt nur in der Blume und als Nebenart, war dort eine lebendige Geburt, ein legitimes Kind des Hauses, kein Fremdling, nur ein Spätling alter Erzeuger. Und wie verjüngte die Elternfreude das ganze Romanische Haus! Die italienische Renaissance beseele ein Feuer, eine Energie, ein Geist der Zuversicht und des Selbstvertrauens, ein jauchzendes Wollen und ein überströmendes Können, kurz ein Genius, der in jedem Zuge seine Congenialität mit der Antike verrieth. Auch der deutscheste

Fleiß erreichte im lateinisch-griechischen Wettlaufe den Classicismus Italiens nicht, der dort eine Nationalsache selbst für Frauen war! Vor Allem aber hat die deutsche Renaissance keine Robbia's und keinen Michel Angelo gehabt, jene Schaumperlen, welche das frisch entkorkte Alterthum wenigstens im ersten mouffirenden Gesichtstrahl in unsere ungriechische Neuzeit hineinwarf!

Nein; in der deutschen Renaissance treten classische Literatur und Kunst beiweitem nicht gleichzeitig auf. Nichts weniger! Die gutmüthigen deutschen Schulmeister becomplimentirten sich schon lange als neue Ciceros, als neue Horaze und Virgile; aber wir würden vergebens die deutschen Plastiker suchen, die sich einen neuen Phidias, einen neuen Pyssippus oder Praxiteles eingebildet. Nicht mit dem Bräutigams-Ungestüm, wie der Italiener, griff der Deutsche nach dem Schönheitsgürtel der Antike, und nicht alle ihre Reize maßte er sich an. Was sich im Lande des carrarischen Marmors ganz von selbst zu verstehen schien, die Antike in Literatur und Kunst zugleich zu ergreifen, das versagte sich den Deutschen, wofür wir sie nicht genug ehren können, ebenso selbstverständlich. Mit jenem heiligen Wahrheitstrieb, welcher der angeborne Genius beseelter Wesen ist und der immer erst längerer Zeit bedarf, um abgestumpft und verdorben zu werden, neigte sich im Alterthums-Studium der deutsche Kunst-Instinct der literarischen Seite zu, von seiner Natur prophetisch gemahnt, daß das Neumodespiel mit Hellas und Latium an diesem Punkte allein zu fruchtendem Thatenernst führe. Den deutschen Meißel aber sieht man vor der Antike wie vor einem schönen Gespenste stehen; ein tiefes Gefühl von Fremdheit ist sein erstes und richtiges Gefühl. Und just weil der Leib der Antike die deutsche Kunst spröder findet, spricht um so reiner der antike Geist zu ihr; just



weil wir nicht in den Formen und Formeln stecken bleiben konnten, welche den romanischen Völkern, den nähern Vettern der Antike, so verführerisch entgegenkamen, blieb unsere Bewegung frei, eine classische Zukunft anzutreten, als der romanische Classicismus längst abgetreten. Wollte Deutschland von den Kunstspielen der Renaissance einen wirklichen Gewinn, so mußte es mit radicaler Entschlossenheit auf den Kern der Sache losgehen, denn die Schalen und Hülsen waren uns ein fremderes Spielzeug als den wälschen Völkern. Mit vollem Rechte können wir sagen: das Studium der antiken Plastik ist weit weniger unserer Plastik als einem geistigern Elemente, unserer Sprache, und in ihr unserer Poesie zugute gekommen. Was uns die alten Bilder zu leisten hatten, das suche man nicht bei unsern Bildhauern, sondern suche es im Wilhelm Meister, in Hermann und Dorothea, in der Iphigenia und von Fall zu Fall bei Schiller; man suche es in der Prosa Grimm's, Humboldt's und Schlegel's, Schopenhauer's und Fallmerayer's. Namentlich der Letztere ist ein Beispiel einziger Art, wie man die reinste attische Schönheitslinie bilden könne, ohne von dem üppigsten Laubwerke eines romantisch-modernen Phantasie-Luxus nur ein Zweiglein zu opfern. Sein Styl findet in der ganzen ineinsgelebten Neu-Plastik kein Seitenstück. Zweimal sei es gesagt und verdiente furchentiefer als im bloßen Vorbeigehen eingegraben zu werden: in unsern Antikensälen zeichnen mit weit größerem Erfolg unsere guten Schriftsteller als unsere besten Bildhauer!

Nur spärlich und in dünnen Quellfäden rieselt die antike Statuenkunst über die Alpen, und es gehört die Loupe der Gelehrsamkeit dazu, um die einzelnen Tropfen zu verfolgen. Längst wird in den deutschen Bergen und Wäldern Latein und Griechisch geschrieben und wimmelt Deutschland

von „Mufensöhnen“ und hat seinen „Barnaß“; aber die deutsche Plastik zaudert wohlweislich, sich loszulösen von ihrem Mutterboden, vom Dome, vom Grabsteine, vom städtischen Wahrzeichen, von den Zierrathen des Hauses, und sich als freistehende Statue mitten auf den gaffenden Marktplatz zu stellen. Ist doch nichts undeutscher als die Schaustellung der Person! Was allen südlichen Völkern im Blute liegt, der Schauspielertrieb, der Ich-Cultus, die Pose, die Attitude, die Eitelkeit der äußern Erscheinung, kurz der juckende, prickelnde, sich selbst vergötternde Egoismus, gerade das Gegentheil dieser Unart ist deutsche Art. Das nordische Ich, das keusche, schamhafte, feinfühlig, in sich selbst sich verhüllende, liebt es vielmehr, der Deffentlichkeit sich zu entziehen, deren grelle Beleuchtung es innigst scheut und von der es so peinlich berührt wird, daß das Kind unserer Race schon erröthet, überhaupt Blicke auf sich zu ziehen und angeblickt zu werden. Man brauchte nichts weiter zu sagen, denn das allein schon genügte, die Veröffentlichung und Schaustellung der Person in effigie, nämlich das Denkmalssetzen, im bittersten Widerspruch zum deutschen Genius und zu Allem, was ihm heilig ist, ja in einem Widerspruche zu sehen, der in Güte gar nicht zu lösen. Es bedurfte erst langer Angewöhnungen und Abgewöhnungen, es mußten erst viele Verwüstungen über die zertretene deutsche Sitte, wie z. B. im dreißigjährigen Kriege, hereinbrechen, bis für den Statuen-Cultus der nordisch-harte Boden gelockert war. Ja, das ganze Ansehen der Renaissance, das reingeistige, wäre vielleicht noch zu schwach gewesen, wenn nicht ein politisch-reales Macht-Phänomen, ein Blendwerk, das Alles verblendete, den Hochdruck der Mode unwiderstehlich gesteigert hätte. Erst Ludwig's XIV. geile Prachtliebe vergewaltigte die germanische Scham, und hie und da fing ein Landesvater an, eines seiner Ahnenbilder

an die Oeffentlichkeit zu setzen — zum Denkmal der deutsch-dynastischen Particular-Politik. Damit war das Denkmal politisch geworden — und jetzt erst hatte seine Stunde geschlagen! Was die Landesväter schüchtern begonnen, setzte das Volk ohne alle Schüchternheit fort, die Denkmäler schossen wie Pilze aus der Erde, es wurde eine zeitlang in Denkmälern die Politik Deutschlands gemacht. Wir können um so eher diese Thatsache bezeugen, denn sie hat sich unter unsern Augen entwickelt.

Es war nach den beiden französischen Revolutionen, namentlich nach der zweiten. Deutschland befand sich in einer jener peinlichen Geschichtskrisen, wo die öffentlichen Zustände der innern Bildungsfülle keinen Raum mehr gewähren. Auf unserer Literatur lag der Bann der Censur, auf unsern beiden Großstaaten der Bann des Absolutismus. Kammern hatten nur die kleinern Parcellen Deutschlands, und selbst diese unter der Polizei-Aufsicht eines Bundes, welcher das Kammerwesen verabscheute. Da war es denn ein Bedürfniß, welches sich um jeden Preis Luft machen mußte: die Tribüne zu erweitern, das Recht der freien Rede auszudehnen.

Der Zustand war fast ein ähnlicher wie in der Renaissance. Damals blieb die Kirchenverfassung hinter der religiösen Bildung, jetzt blieb die politische Verfassung hinter der politischen Bildung zurück. Damals cultivirte man die Literatur der Römer und Griechen, d. h. der Heiden, um die Mönche zu ärgern; jetzt griff man nach einem andern Erbstück der Römer und Griechen, welches damals noch ungebraucht geblieben, dessen Gebrauch man aber jetzt einsehen lernte, man griff nach der Statue, um sie gegen den Polizeistaat als Trumpf auszuspielen. Konnte es der Polizeistaat verbieten, daß man irgend einer harmlosen Berühmtheit des Conversations-Lexikons ein Denkmal setzte? Und doch gab es

bei dieser Gelegenheit Festcomités, Festreden, Zweckessen, Enthüllungsfeierlichkeiten, es gab allerlei politische Demonstrationen, ohne daß der Polizeistaat sich sonderlich wehren durfte, denn zuletzt wollte er doch nicht türkisch regieren, mit der „Intelligenz“ nicht zerfallen erscheinen, den europäischen Anstand wahren. Kurz, die Sache ging. Man setzte Denkmäler als Illustrationen zu Leitartikeln. Man veranstaltete Enthüllungsfeierlichkeiten, um Meetings zu veranstalten. Das Denkmal diente der Politik zum Vorwande. Man sagte Gutenberg-Denkmal und meinte die Pressfreiheit. Man sagte Hermann-Denkmal und meinte die deutsche Einheit. Das Denkmal war der Sack, auf welchen man schlug, aber die Tendenz meinte man. Natürlich braucht ein Sack nicht eben plastisch-schön zu sein, ist auch gar nicht im Stande, einen Künstler zu begeistern; er ist als Sack schon gut genug, wenn er so ledern ist, wie der Stuttgarter Schiller oder der Mainzer Gutenberg. Kein Mensch verlangt, daß er nach zweitausend Jahren noch das Entzücken der Welt sein soll; unser plastischer Sack soll blos das Futteral für eine Tagesparole sein.

Und wann fehlte es je an Tagesparolen? Statt Kampf gegen die Censur, gegen den Polizeistaat, gegen den Absolutismus, sagt man jetzt: Kampf gegen die Pfaffen, gegen Rom, gegen den Syllabus, und wieder hilft das Denkmal für Alles, wie Barry du Barry's Linsenmehl, Revalenta arabica, Revalescière für alle Krankheiten hilft. Denn da es leider nicht sicher ist, ob der Stefansdom nächstens als Fortschrittsdom eingeweiht wird, so gilt es freilich für sicherer, daß Götter nur durch Götter zu verdrängen. Man gießt also „Geistesheroen“. Den heiligen Johannes übertrumpft der heilige Schiller, die Kalenderheiligen werden von Heiligen des Conversations-Lexikons, die alten Feld-, Flur-

und Vieh-Patrone, die selbst das Christenthum nur verummummt, nicht überwunden hat, von den Erfindern der Nähmaschinen aus der Volkspheantasie hinweggefegt! Ach, hätte Tirol nur erst einen tüchtigen Denkmal-Beschäler und ein Duzend mittelmäßige Erzpuppen, so sollte es wohl Respect vor der Bildung bekommen!

So stehst du denn, theurer Freund, endlich im richtigen Gesichtswinkel der Sache, nämlich dort, wo die Statuenkunst, weit, weit ab von Kunstzwecken und Schönheitsdrang, in unserm Boden, wenn nicht wie ein wurzelnder Baum, sondern wie ein steifer, durrer Stecken festgerannt ist. Aber der Stecken steht da, kein Zweifel! Wem es imponirt, der melde sich.

Alles wahr, lacht mein Interlocutor verzweifelt, aber könnte der Stecken zuletzt nicht doch etwa grünen? Schon einmal hat ein durrer Stecken gegrünt, und — Scherz beiseite; eiserner Kunstfleiß, liberale Unterstützung, Ermunterung und Förderung wären ja wahrlich nicht verloren, wenn sie einer, wie es scheint, bewiesenen Unfruchtbarkeit wenigstens die Frucht entlockten, daß sie erziehende und bildende Einflüsse ausübten — sagen wir auf den öffentlichen Schönheits-sinn im Allgemeinen, auf Kunstzweige, welche just nicht den höchsten Regionen der Plastik, aber doch . . .

Mit Einem Worte, eine vornehme Blöße gäbe noch immer einen plebejischen Ueberroch? Leider nein! Unfruchtbare Staatskunst fruchtet der Volkskunst auch nichts, denn kein Baum wächst von oben herab, sondern umgekehrt, von unten hinauf. Es werden doch schon lange genug Denkmäler gesetzt, aber wie sieht es denn mit den erziehenden und bildenden Einflüssen aus, wo die Plastik die Stelzen abgelegt hat, die das Parade-Monument auf dem Paradeplatz trägt? Gehen wir hinaus vor die Thore von Spree-Athen, Elb-Athen,

Isar-Athen, und sehen wir uns z. B. auf den Friedhöfen um. Da finden wir Suppentöpfe mit vergoldeten Blutwürsten unwunden, welche blumenbekränzte Vasen vorstellen sollen; da finden wir rhachitische oder gliedergeschwollene Kinder, welche Engel vorstellen sollen, zumal wenn ihnen Austernschalen auf den Rücken geklebt sind, welche Flügel vorstellen sollen — eine höchst unbeeinflusste Volksplastik finden wir da! Keine Spur von erziehenden und bildenden Einflüssen der plastischen Stallfütterung auf den freien germanischen Waldbären! Kein Zucken der barbarischen Wimper, daß sie von den Lichtern des Seifensieder-Löwen geblendet wäre! Kein veredelndes und versüßelndes Contagium mit dem unschönen Schönheitsfuss, welcher Stipendien und Orden zahm aus der Hand frißt! Alles rauh und roh, steif, plump und entfesslich, wie der teutonische Eichelgott es erschaffen hat!

Oder vielmehr schlechter. Kein mittelalterlicher Friedhof zeigt das Kunsthandwerk von so gemeiner Handwerksseite. Ist es nicht schön im griechisch-idealen Sinne, so ist es doch stylvoll, ausdrucksvoll, charaktervoll, monumental würdig, kurz, ganz bei der Sache und im Geiste der Sache. Es hat in seiner Art immer Adel, und wär's nur der roheste Bauernadel.

Schaden, nicht nützen, kann die Staatsplastik der Volksplastik. Sie kann dieser die bessern Kräfte entziehen, die Handwerkslehre mit Künstler-Eitelkeit vergiften, den Mann, der ein gutes Grabmonument gemacht hätte, verführen, einen verzeichneten Geistesheroen zu sündigen und in der Concurs-Lotterie der Preisausschreibungen als mitspielender Hazardspieler sich zu verlumpen. Dann knüpft ihn nur noch der Hunger ans Handwerk, das er ohne Andacht und ohne Selbstachtung treibt, dann ist er verloren, da er gelernt hat, mit höherer Andacht zum Classifier-Götzenbild hinaufzuschmachten.

Es ist keine Abhilfe, sondern bloß ein falscher Zirkel, wenn der Staat das Kunsthandwerk, das im Mittelalter und vor der unseligen Scheidung in volkstümliche und vornehme Kunst natürlich-schön war, durch Industrieschulen und Kunstgewerbe-Museen zu einer künstlichen Schönheit wieder aufzüchtet. Wenn dabei das böse Beispiel der Staatsplastik und des Denkmalschwindels fortwährend in Ehren und in höhern Ehren bleibt, so bleiben die bessern und hoffnungsvollern Schüler des Kunsthandwerks der Verführung des bösen Beispiels auch fortwährend ausgesetzt und der Staat hat mit Sieben geschöpft, hat mit Einer Hand Weizen und mit der andern Unkraut gesäet; daher es dem Staate dienen heißt, das Denkmal-Unkraut nach Kräften auszujäten — wozu die schwache Kraft dieser Zeilen eben beitragen wollte.

Aber „Scherz beiseite“ ist gesagt worden, und in der That bleibt uns ein ernsthaftes Wort noch übrig.

Jeder Mensch hat die Pflicht, die Grenzen seines Talentes kennen zu lernen; um wie viel mehr erst ein Volk! Dem talentreichen Volke der Deutschen steht es gar wohl an, ein paar Millionen und ein paar Jahrhunderte an ein Griechentalent zu verschwenden, um inne zu werden, was und was nicht sein eigenes Talent ist. Denken wir doch an die Römerzüge der deutschen Politik, und wie lange sie brauchte, und welch unerseßliche, ja wahrhaft tragische Preise sie bezahlte, bis sie belehrt war, daß nach Italien ihre Wege nicht weisen. Stellen wir uns auf einen höhern, auf einen philosophischen Standpunkt, so werden wir den ärgerlichen Anblick unserer von mittelmäßigen und schlechten Erzpuppen verunzierten deutschen Städte mit Geduld und Fassung ertragen.

Und inzwischen bleibt Erz doch Erz, und das ist ein gut Ding. Man kann nicht wissen, was der geheime Plan

der Natur mit unserer Denkmal-Manie ist und wie sie die Thorheit der Menschen in ihrem weisen Haushalte noch besser nützt. Erst vor wenigen Jahren ist das große Ungewitter zwischen der deutschen und der gallischen Race zum Ausbruch gekommen, und wir Alle glauben zu wissen, daß zwischen der deutschen und der slavischen Race vielleicht noch ein größeres Ungewitter in der Luft liegt. Glückliches Volk, das dann so reiche Erz-Arsenale von Geistesheroen besitzt, die es in Kanonen umgießen kann! Sind es doch ernsthaftige Männer, die ihr griechisches Männchenmachen gewiß zum Teufel wünschen und sich mit Jauchzen in Kanonen verwandeln! Schiller zumal wird seine Schiller-Statuen mit wahren Genuß zu Kanonen erlöset sehen, er, dem so wohl ist, „wenn das Aeußerste uns nahe tritt, der hohle Schein es nicht mehr thut“, der seine „Jungfrau von Orleans“ den Russen dann gehörig vordeclamiren wird! Freilich ist es ein verteufelt kostspieliges Material, aber was will man machen? Im Kriege wäre es doch auch theuer — Gambetta weiß es! — und ist oft für's theuerste Geld nicht zu haben. Wir haben es wenigstens. Wir haben Denkmäler — wir haben — Kanonenfutter!

---



## Inhalts-Verzeichniß.

---

|                                                    | Seite |
|----------------------------------------------------|-------|
| Die Blumen des Zeitungsstyls . . . . .             | 1     |
| Sprache und Zeitungen . . . . .                    | 12    |
| Bliker-Frou-Frou . . . . .                         | 28    |
| Biblia sacra . . . . .                             | 32    |
| Falsche Lichter . . . . .                          | 37    |
| Schiller, Palm und Johannes Scherr . . . . .       | 48    |
| Gespräche mit einem Grobian . . . . .              | 54    |
| Der Rhapsode Jordan . . . . .                      | 66    |
| Bogumil Goltz . . . . .                            | 87    |
| Soll und Haben eines Naturgenie's . . . . .        | 90    |
| Turgénjew und die slavische Welt . . . . .         | 102   |
| Ungarn im Spiegel deutscher Dichtung . . . . .     | 115   |
| Horaz, Auswahl aus seiner Lyrik . . . . .          | 119   |
| Le Rime di Michelangelo Buonaroti . . . . .        | 128   |
| Der entfesselte Prometheus . . . . .               | 137   |
| Schiller's und Goethe's Briefwechsel . . . . .     | 148   |
| Hermann Kurz in seinen Hauptschriften . . . . .    | 154   |
| Claude Lillier und sein „Onkel Benjamin“ . . . . . | 179   |
| Schloß Roncanet . . . . .                          | 202   |
| Das Judenschloß . . . . .                          | 216   |
| Ein Alter von der Garde . . . . .                  | 227   |
| Moriz Hartmann . . . . .                           | 233   |
| Gottfried Keller's „Sieben Legenden“ . . . . .     | 239   |
| Die Quellen der Kunst . . . . .                    | 255   |
| Sinnliche Poesie . . . . .                         | 259   |
| Erwin . . . . .                                    | 265   |

|                                                        | Seite |
|--------------------------------------------------------|-------|
| Friedrich Schögl's „Wiener Blut“ . . . . .             | 271   |
| Oesterreich's Grillparzer . . . . .                    | 281   |
| Dichter und Welt . . . . .                             | 288   |
| Grillparzer's Lebensmaske . . . . .                    | 293   |
| Von uns und unsern Dichtern . . . . .                  | 298   |
| Wien, im Spiegel eines Sarges . . . . .                | 303   |
| Ein Aphorismus zur Denkmal-Fest unserer Zeit . . . . . | 311   |
| Der Reklamenwolf in der Schafhürde . . . . .           | 319   |
| Vom Denkmal-Bettel . . . . .                           | 330   |
| Das Denkmalsetzen in der Opposition . . . . .          | 338   |





UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE  
STAMPED BELOW

---

OCT 1 1925  
Dec. 15 '15

10 May '65 L D

REC'D L D

JUN 4 '65 - 4 PM

80m-1,'15

YB 51784



109770



